BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06398 807 3

№ 289961

V. 1

Boston Public Library
Boston, Mass.

JAN -3 H

A DDEC 24

ED APR 22

APR 18
OCT 8

JUN 1 9

A MAY 5
JUN 28

A SEP 6

Sagen und Geschichten

von

der Stammburg Wirtemberg, dem Kloster Hirsau, der St. Johanniskirche zu Gmünd, von Hohen-Rechberg, Hohen-Neufen, dem Michelsberg u. s. w. u. s. w.

2899261

Von

Ottmar F. H. Schönhuth

8337

Stuttgart.

Verlag von Eduard Fischhaber.

Exchg
243691
April 29/78

Vorwort.

Wenn je eine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes das Land der Burgen und Sagen genannt werden kann, so ist es unser liebes Württemberg, das Land der Schwaben mit den Hohenlohe'schen Landestheilen. Es ist kein Berggipfel, keine nur kleine Höhe, von der nicht eine Ritterburg oder eine Ruine herabblickt, an deren Gründung oder Zerstörung sich nicht eine anmuthige Sage knüpfte; wir finden aber auch kaum einen schönen romantischen Thalwinkel, aus dem uns nicht die alterthümlichen Gebäude eines Klosters oder einer Kapelle entgegenwinken, über deren Entstehung sich in Chroniken oder im Munde des Volkes nicht eine Geschichte erhalten hätte.

Zwar haben manche unserer Burgen und Klöster Schwabens schon Darsteller gefunden, aber doch fehlte es bis jetzt an einem Werke, das eine Zusammenstellung aller Sagen und Geschichten derselben enthält, und insbesondere hat eine Gegend des Württemberger Landes bis jetzt noch wenige Darsteller erhalten — wir meinen Württembergs Antheil am südlichen Franken, die schönen Gegenden des Hohenloher Landes. Ist aber dieser Fleck des Vaterlandes nicht auch reich an Burgen und Sagen? Wandert durch die reizenden Thäler des mittleren Kochers, der Jagst und der Tauber — auch auf ihren Höhen prangen alte Burgen, die der Verheerung stürmischer Jahrhunderte widerstanden, und da oder dort schaut man noch ein Kloster, eine Kirche, oder Kapelle, von denen das Volk Geschichten und Mährchen zu erzählen weiß. Auch hier ist poetisches Land, auch hier ein klassischer Boden, der einer Darstellung werth ist mit seinen Burgen, Klöstern, Kirchen und Kapellen.

Dieses sein gesammtes Württemberger Vaterland in seinen Burgen, Klöstern, Kirchen und Kapellen hat der Verfasser zum Gegenstand seiner

Darstellung gewählt; vornämlich will er alle Sagen und Geschichten zusammenstellen, die sich an diese und jene Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen knüpfen, wie sich der Epheu um ihre alten Mauern und Ruinen windet. Als ein bekannter Antiquarius an der Tauber, wie an der Jagst und am Kocher, bevorab am herrlichen Bodensee, hielt er sich für berechtigt, diese Arbeit zu unternehmen. Denn wie manchen Hügel und Felsberg hat er erstiegen und ist auf den Ruinen der Burgen gestanden, die sie zieren — in wie manches Kloster, Kirchlein und Kapelle ist er schon eingetreten, und hat auf alten Denkmalen nicht nur Namen, sondern auch Geschichten und Sagen entziffert, oder in Chroniken darüber nachgeschlagen; wie oft ist er mit lauschendem Ohre vor einem alten Mütterlein gestanden, und hat über diese oder jene Burg, dieses oder jenes Kloster sich Kunden gesammelt, und Geschichten und Mährchen sich erzählen lassen. Was er auf diese oder jene Weise gefunden und gesammelt, soll in diesem seit Jahren vorbereiteten Werke seinen lieben Landsleuten, den Schwaben wie den Franken, den Altwürttembergern wie den Hohenlohern, zu Lust und

Lieb, zur Kurzweil, aber mitunter auch zur Belehrung, in gewiß ansprechender Weise beschrieben und erzählt werden.

Da die Preußisch-Hohenzollern'schen Lande durch ihre Lage und Schicksale bisher in so mannigfacher Beziehung zu Württemberg gestanden, so haben wir auch diese an Geschichten und Sagen so reiche Landschaft in den Kreis unsrer Darstellung gezogen. Wir werden auch ihnen, den freundlichen Nachbarn von Hohenzollern, die mit uns durch Sprache und Sitte so innig verwandt sind, ihre Burgen, Klöster und Kapellen mit ihren schönen Kunden der Vorzeit vorführen, und ihnen ihre vaterländischen Denkmale auf's Neue lieb und werth machen.

Möge vorliegender erster Band eine freundliche Aufnahme bei Allen finden, die für ihr Heimathland, seine Geschichten und Sagen begeistert sind, und Zeugniß geben, daß der Herausgeber erfüllt, was er versprochen.

Ottmar F. H. Schönhuth,
Pfarrer zu Edelfingen.

Inhalt.

	Seite
Burg Horneck am Neckar	1
Sage vom Minneberg	7
Die schlimme Barbara von Horneck	11
Das Kloster auf dem Engelsberg	17
Die Nonne auf dem Engelsberg	19
Burg Neuhaus bei Mergentheim	34
Der weiße Hirsch	42
Der Michelsberg am Neckar	50
Der heidnische Jüngling und die christliche Jungfrau	52
Burg Laufen am Neckar	55
Die heilige Regiswindis	61
Kloster Hirsau	68
Die Sage vom Müllerskind im Schwarzwald	85
Stammburg Wirtemberg	88
Der Wirth am Berge	95
Burg Falkenstein im Schwarzwald	102
Die Sage von dem weißen Falken	111
Die Kapelle St. Wendel zum Stein im Jagstthal	120
Der Bau der Steinkapelle	125
Schloß Magenheim im Zabergäu	129
Die Erscheinung auf dem Stromberg	133
Die St. Martinskirche und das Stift zu Sindelfingen	139
Sage von der Glocke	149
Die Eselsburg	152
Die Sage vom Mädchenfelsen	155
Die St. Johanniskirche zu Gmünd	157
Die Sage vom Ringe	160

Seite

Waldenburg im Hohenlohischen 163
Die Waldenburger Fastnacht im Jahr 1570 . . 170
Hohenrechberg 174
Der Klopfer zu Rechberg 186
Der Geist auf Staufen 189
Langenburg und Katzenstein an der Jagst 191
Die Sage vom Dreißigsten 196
Burg und Stift Beutelspach 217
Der Letzte von Beutelspach 222
Ruine Langenargen am Bodensee . . . 243
Der Graf von Montfort 246
Hohen-Neufen 249
Die Sage von dem edlen Moringer und dem Herrn von Neufen 263
Hohenkarpfen 277
Die Sage vom Roßsprung 284
Friedrichshafen und das ehemalige Kloster Hofen 315
Die treue Wendilgard 328
Des Lebens Schuld und Sühne 332
Stift Comburg und Einkorn bei Hall . . 345
Der Rechberger 375
Sage vom Jäger Cuornle 379
Der Bussen 381
Von der frommen Kaiserin Hildegard 390
Kloster Marienberg 405
Die Kinder von Altenburg 409
Die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen . 412
Graf Anselm von Calw und die Wurmlinger Mahlzeit 418
Der Alte vom Berge 427
Ruine Geyersburg bei Hall 430
Die Gründung der Geyersburg 435
Die warnende Ahnfrau der Geyersburg . . . 457

I.

Burg Horneck a. Neckar,

ehemaliger Sitz des deutschen Ordens.

Nur einen kleinen Antheil hat Württemberg an jener Strecke des Neckars, in der Hügel an Hügel, Berge an Berge sich reihen, geschmückt mit sagenreichen Burgen und Kapellen. Nur eine einzige Burg ist es, der wir auf diesem Flecke begegnen, und die gleichsam den Reigen der Burgen führt, die am rechten Ufer des Neckars liegen — es ist die historisch-merkwürdige Burg Horneck, welche sich über dem schon unter Carl dem Großen als villa Gundolfesheim bekannten Städtchen Gundelsheim erhebt. Sie liegt auf einem an den Neckar weit vorlaufenden steilen Kalksteinfelsen mit schöner Aussicht. Leider haben wir keine aus der ältesten Zeit stammende Burg vor uns, sondern ein Herrenhaus aus dem 16ten Jahrhundert. Mitten aus dem neuen Gebäude erhebt sich ein viereckigter Thurm (Berchfried), genannt Treppenthurm, dessen Wendeltreppe in das neuere Schloß führt. Dieser, so wie zwei in dem untern Hofraum der Burg rechter Hand vom Eingang stehenden Gebäude von düsterem Aussehen gehören noch der alten Burg an. Auch die mit Epheu über-

zogenen Vorwerke der Burg mit ihren Thürmchen, in deren einem noch ein schauerliches Verließ sich findet, stammen noch aus alter Zeit. Vom unten liegenden Städtchen Gundelsheim aus ist die Burg leicht zu besteigen, nicht so von der Landstraße aus, da sie auf fast senkrecht emporsteigenden Kalkfelsen ruht. Von der nördlichen Seite aus hat Schloß Horneck ein noch drohenderes Aussehen, indem sich hier eine tiefe Schlucht den Berg hinanzieht. —

Conrad v. Horneck, ein Ritter von altem Geschlechte, das sehr begütert in dieser Gegend gewesen, soll in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts die Burg erbaut haben. Von ihm ging sie an den deutschen Orden über. Wie das geschah, darüber berichtet ein altes, seiner Inschrift nach ums Jahr 1464 gefertigtes Oelgemälde, welches neben einer Jungfrau Maria und der Abbildung des alten Schlosses die Uebergabe der Besitzung an den deutschen Orden durch Herrn Conrad v. Horneck darstellt. Die Legende des Bildes lautet also:

„Da man zalt von der Geburt unsers Herrn 1250 Jahr da saß ein edel freyman hie zu hornegg, der hieß herr Conrad von hornegg und hat 3 Kindt, der war eins ein Tochter und zween süne. Da demselben edel freyman sein Fraw gestarb, da gab ihm Got die Genadt, daß er sich begeben wollt mit seinen kindern und gabe die Dochter in das Kloster zu Billigheim und gab da sich selber und seinen Sohn der Jungfrau Maria und dem deutschen Orden. Der Kinder eines, Wernher von Hornegg, war lahm. Opferte herr Conrad sich selber

und das Schloß Hornegg und alles Gut, das er hatte Gott, unserer frawen und dem Orden, und do er das lahm Kind auf den Altar gesetzt, als er vor nie gethan hatte, da thatte Got das Zaychen und machte es also gesund als kein ander Mensch an all seinem Leib. Da nam do der vorgenannt Bruder Conrad von hornegg den ein Sohn mit ime und fuhr über Meer und war do also lang bis das derselb son gestorben, da kam er hier wieder zu hornegg und bleyb do also lang, bis das Gott ime gab ein gut selige ende seines Lebens an dem nechsten Tag nach St. Laurenzen tag und ligt begraben hie zu hornegg in dem kohr vor dem Altar. Danach lebt sein ander sune, Bruder Wörnher, den do Got gesund macht, manich Jare in eine gute heylige und vollkommende Leben und war also heyliges Lebens, das sich alles das bessert seines Lebens das in gesach, und starbe, do man zalt von der geburt unseres herrn Jesu Christi dreizehnhundert und sechs Jar, an St. Dionisii tag und liget auch allhier zu hornegg im kohr, begraben vor dem Altar und Bruder Conrads Gebein seines Vaters bei ihme. Den und uns allen Gott genad. Amen."

Zu dieser Schenkung gesellten sich bald mehrere vom umliegenden Adel, so daß Burg Horneck bald zum Sitz einer Commende wurde, denn schon i. J. 1274 verkaufte Bruder Werner, Commenthur auf Horneck, mehrere Einkünfte in Edigheim und Oppau an das Kloster Schönau. Schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts war die Commende so bedeutend, daß

sogar die Deutschmeister auf dieser herrlich gelegenen Neckarburg ihren Aufenthalt wählten. Eberhard von Seinsheim, Meister Deutschordens von 1420—1443, wohnte und starb zu Horneck, wo er in der Burgkapelle begraben liegt. Nach ihm hielt sich der Deutschmeister Eberhard von Stetten, aber nur kurze Zeit, hier auf. Der wichtigste Bewohner der Burg war Jost von Venningen, Deutschmeister und Rath Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, der sich gar oft in Streitsachen seiner als eines Vermittlers bediente. Auch er starb zu Horneck und wurde daselbst begraben. Unter ihm wurde Horneck einer der Hauptsitze des Ordens in deutschen Landen. Auf ihr lebten und starben hintereinander die Meister Ulrich von Lentersheim, Andreas von Grumbach, Hartmann von Stockheim, Johann Adelman von Adelmannsfelden, deren Grabmale in der noch wohl erhaltenen Burgkapelle zu sehen sind. Unter dem Deutschmeister Dietrich von Cleen war die Kanzlei und das Archiv des Ordens auf Horneck, seinem Lieblingswohnsitz. Das anziehende Bauernheer veranlaßte ihn im J. 1525, von hier aus mit allen seinen Kleinodien nach Heidelberg zu flüchten, und die Ordensburg Horneck ihrem Schicksal zu überlassen. Darüber gerade, daß sie den Vogel mit all seinen Schätzen ausgeflogen sahen, und sie wenig mehr fürs Kistenfegen und Seckelleeren fanden, ergrimmten sie so sehr, daß sie das Schloß anzündeten und abbrannten. Den alten gleichzeitigen Bericht hierüber finden wir in folgender alter Inschrift auf dem Treppenthurm.

»Anno domini 1525 unter Regierung Herrn Dieterich von Cleen.

„Von Ostermondag den 17. Dags Aprillis bis uf den Sondag Exaudi zu rechnen an blibe das Schloß aus Forcht der Bauern Grimmikeit ganz öde und on ein Haupt verlassen stan. Am Sondag nach Ostern wurde es von dem Hauffen der Bauern geblündert und genommen; un an Freidag nach quasimodogeniti den 5. Dags Maii durch vierzehn dazu verordnethe von Bauern zu Boden verbrennt. Die Schloß Stocksbergk, Sulme, Dalaw desgleichen geblündert, zerrisen und abgebrochen, Schewerbergk schon erbaut sampt Heuchlen wurden auch als darvor verbrenth. Darnach umb den Sondag Exaudi name der Bawern Wüthen mit Blutvergissen ein ende."

Bald nach dem Bauernkrieg wurde das Schloß Horneck wieder aufgebaut: wahrscheinlich von den Jahren 1529 bis 1533, denn diese Zahlen finden sich auf einzelnen Steinen. Es geschah unter dem Deutschmeister Walter von Cronberg, der zugleich als Administrator des Hochmeisteramts in allen Landen des Ordens eingesetzt war. Weil dieser die Stadt Mergentheim zu seinem Wohnsitz wählte, so war Horneck von nun an nur der Sitz eines Commenthurs. Als das Schloß mit Gundelsheim an die Krone Württemberg kam, war es bald Kaserne, bald Speicher, bald Lazareth. Später wurde es zu einem Amtssitz eingerichtet. Endlich, als es schon zum Abbruch bestimmt werden sollte, kaufte es ein deutscher Kaufmann in Moskau um

8000 fl.; von dem ging es an den jetzigen Besitzer, Kaufmann Sandel von Hall über, der das herabgekommene Gebäude, in dem sich noch manche Spuren alter Pracht finden, wieder wohnlich hergestellt hat. In der restaurirten Kapelle wird seit neuerer Zeit für die Evangelischen der Umgegend Gottesdienst gehalten.

Von der Burg Horneck, deren Geschichte wir im Ueberblick gegeben, gingen mehrere unter sich nahe verwandte Geschlechter aus, die sich nach ihr nannten. Dem ältesten gehörte der schon genannte Conrad mit seinen Kindern an, der noch einen Bruder Namens Werner hatte, welcher sehr reich gewesen seyn muß, denn er stiftete 4 Präbenden als Probst zu Wimpfen. Vielleicht war auch jene Mechtild von Horneck, die im Stift zu Wimpfen eine Jahrzeit hatte, von diesem Stamme. Mit ihm eng verwandt war das Geschlecht der Hornecke von Hornberg, das wohl nach Uebergabe der Burg an den deutschen Orden seinen Wohnsitz auf der nahen Burg Hornberg nahm, und bis in die späteste Zeit blühte. Zu diesem Geschlecht gehörte jene Minna von Horneck, welche in der lieblichen

Sage vom Minneberg

verherrlicht ist. Füglich ziehen wir sie in unsern Bereich, ob sie gleich mehr auf dem Hornberg gegenüber von Horneck und weiter unten am linken Ufer des Neckars auf der Burg Minneberg ihren Schauplatz hat.

Auf der Burg Hornberg, wo einst die heilige Not-

burga in ihrem stillen Kämmerlein zwischen der Welt und ihrem Glauben schwankte, wohnte lange nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Dilsberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minnas Vater, einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelmuth von Neckarsteinach, der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelmuth säumte nicht, ihm zu folgen. Minna's Vater war dieß erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugesagt) und bestärkte Edelmuthen noch durch das gleißnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft.

Jahre vergingen — der Thaten viele vollbrachte Edelmuth, und schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth.

Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst der Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung; am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht; eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herabgleitete: „Zwei Diener harren meines Winkes, darum komm und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich." — „Nur Liebe kann dich retten," entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden." — „Nur wer Treue übt," antwortete Edelmuth, „ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen." — Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehentlichsten Bitten über ihren

harten Vater nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Dilsberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren, im Dunkel der Nacht, den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelmuth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort niemanden, als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, noch im Tode schön wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wieder fand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannen seine Thränen heißer. Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelmuth, wie gestärkt von oben, sich auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihn hieher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmal seiner Liebe an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie Minneberg. In der Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt.

Hier brachte Edelmuth den Rest seiner Tage zu; täglich wandelte er, angethan mit dem Waffenkleide, in welchem seine verblichene Geliebte sich ihn stets dachte, durch den Forst, und wenn er an einem Baume seinen Namen, von Minna's Hand eingegraben fand, so schrieb er den ihrigen darunter. Schon lag der Rost auf seinem Panzerkleide, sein Angesicht ward bleich, und seine kräftige Gestalt begann zu welken —

Bis endlich er, von Alter grau,
In schwarzem Waffenkleid sich niederlegt,
Und nun zum letztenmal die Hände faltet,
Aufflehend zu der hohen Liebesmacht,

Daß sie in ewiger Vereinigung
Den Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge.

Die Burg, von Menschenhänden einst erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch;
Ein Denkmal ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser niedersinken —
Selbst unzerstörbar, eine sich're Burg,
Aufragt aus edler Herzen festem Grund.

Carl Jäger.

Der Sage von der edlen Minna von Horneck reihen wir füglich noch an die Geschichte von der

schlimmen Barbara v. Horneck,

wie wir sie einer alten glaubwürdigen Chronik entnommen.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zog Herr Niklas von Dilsperg von seiner Burg am Neckar in das gelobte Land, um manche Sünde, so hieß es, abzubüßen, die er an seiner ersten Hausfrau, einer Gertraud von Ehrenberg, begangen. Hätte das auch daheim thun können, denn er hatte seine ehmalige Buhlin, genannt Barbara von Horneck, geehligt, welche von so böser Gemüthsart war, daß er mit ihr schon eine Hölle auf Erden hatte. Zuvor war sie freilich fromm gewesen,

wie ein Lamm, aber 8 Tage nach der Hochzeit streifte sie das Lammfell von ihr, und ein leibhaftiger Wolf kam zu Tage.

Nun hatte Herr Niklas v. Dilsperg 2 Kinder von der ersten Ehe, die er, wohl nur, um sich ferner zu versündigen, der bösen Stiefmutter überließ. Diese aber hatte einen schon in früherer Zeit mit dem Ritter erzeugten boshaften Sohn, welchem sie gar gern die schöne Herrschaft Dilsperg zugewendet hätte. Die Kinder ihrer Vorgängerin hielt sie natürlich gar übel, und war gegen sie eine Stiefmutter im eigentlichen Sinne des Worts. Eines Tags begegneten die beiden Kinder — sie hießen Otto und Elsbeth — einem Bruder Carthäuser, der noch die Thränen in ihren Augen sah, welche sie eben geweint hatten. Da sprach er ihnen Trost ein, und schloß also seine Rede: so uns das Vaterhaus verläugnet, so tröstet und nähret uns der liebe Gott selbst in der Wildniß. Obgleich der siebenjährige Otto diese Rede nicht recht verstand, so grübelte er doch in seiner Weise darüber nach, und sprach zu seinem Schwesterlein, als sie einmal wieder gar arg von der bösen Stiefmutter geplagt wurden: lieb Elslein, seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr — weißt du, was? wir wollen in die Wildniß gehen und den lieben Gott suchen, daß er uns tröste und ernähre, wie der fromme Bruder gesagt hat. Dessen war Elsbeth zufrieden; sie nahm ihr Hütlein von der Wand und hing es über den Nacken, nahm in die Linke ihre liebe Ursel, das war ihre kleine Docke, die Rechte

gab sie dem Brüderlein, und sprach: wo du hingehest, da will ich auch hingehen; und nun lief sie fort, mit dem Bruder in den nahen Wald hinein. Sie gingen von Morgens bis Abends immer zu, und als sie hungrig waren, suchten sie Waldbeeren aller Art, mit denen sie den Hunger nothdürftig stillten; ihren Durst löschten sie an einem frischen Wasserquell. Als es aber Nacht wurde, da fingen beide Kinder an zu weinen, jedoch während des Weinens schliefen sie ein, und erwachten erst, als die Sonne über ihre blühenden Gesichtlein schien. Sie standen auf und gingen dann immer weiter und weiter in das Dickicht, und mußten sich manchmal mühsam hindurchwinden. Schon waren sie 2 Tage im Walde herumgeirrt, da vernahmen sie den Ton von Jagdhörnern; sie standen ängstlich hin und lauschten, wußten aber nicht, ob sie Furcht oder Freude darüber haben sollten. Da war es ein Ritter, genannt Eitelwolf von Zwingenberg, der mit stattlichem Jagdgefolge daher ritt. Als derselbe die Kinder wahrnahm, so befragte er sie: woher kommt ihr und wohin wollet ihr, ihr lieben Kinder? Treuherzig erzählte Otto von der bösen Stiefmutter, und wie ihn die Rede des Bruder Carthäuser bestimmt hätte, mit Elsbeth davon zu laufen und den lieben Gott in der Wildniß aufzusuchen. Den Ritter und seine Jagdgenossen rührte gar sehr die Verlassenheit der Kinder und ihr Vertrauen auf Gottes Hülfe; Eitelwolf sprach: ihr wisset, lieben Freunde und Nachbarn, daß meine Ehe nicht gesegnet ward mit Kindern, darum däucht mir, der Herr sende mir diese, daß

von mir und von meiner Hausfrau die Trauer, und aus meiner Burg die düstere Stille weiche — so will ich dieser verlassenen Kindlein Vater seyn. Nun nahm er selbst die kleine Elsbeth auf sein Roß, sein Knappe den Otto, und so ritten alle wohlgemuth nach Hause, wo Hildegarde, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und Kinder mit großen Freuden empfing — und sie hielt die beiden Kinder von nun an gar wohl in mütterlicher Sorge.

Als die böse Stiefmutter auf Dilsperg erfuhr, wo die beiden Kinder sich befanden, begehrte sie sie, aber Eitelwolf von Zwingenberg verweigerte und sprach also: dem Vater, so er wiederkehrt, will ich die Kinder zurückgeben, aber kein Andrer soll sie empfahen, und sollt es selbst der Kaiser seyn. Frau Barbara klagte nun den Ritter an, wo sie nur konnte, aber er erwehrte sich mit aller Macht des bösen Weibes, denn die Kinder waren ihm und seiner Hausfrau mit jedem Tag lieber geworden, und war von Niemanden ein Spruch gefällt worden, wornach er seine Pfleglinge ausliefern sollte.

Bereits waren 3 Jahre vergangen, Otto hatte sich geübt in aller Ritterschaft, und Elsbeth war fleißig bei Spindel und Webstuhl. Da kam aus dem heil. Lande ein Pilger, der brachte der bösen Stiefmutter auf Dilsperg die Botschaft, daß ihr Eheherr Niklas vor mehreren Jahren dort Todes verschieden, und verordnet habe, daß sein Leichnam in der Gruft seiner Väter bestattet werden möge. Frau Barbara that nach

dem letzten Willen ihres Gemahls; als aber das geschehen, so erhub sie aufs Neue ihre Klage gegen ihren Eitelwolf und rief den Pilger zum Zeugen auf, wie es der letzte Wille ihres Gemahls gewesen, daß die beiden Kinder der Stiefmutter verbleiben sollen. Aber Eitelwolf beharrte auf seiner Weigerung, um so mehr, als aus dem Stiefbruder der Kinder ein böser Gesell geworden war, in dessen Nähe für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten war. Ja, nicht nur weigerte er sich, die Kinder herauszugeben, sondern er forderte nunmehr dringend, daß Otto als Herr seiner Erbgüter anerkannt und in seinem Besitz geschirmt werde, ja er stiftete sogar ein Bündniß mit seinen Nachbarn und Freunden, daß sie ihm in ehrlicher Fehde wollten beistehen, so ein reisiger Zug noth thäte. Darob geriethen Frau Barbara und ihr Sohn in arge Wuth, und versammelten um sich eine große Schaar Söldlinge, so viel sie nur werben mochten, denn sie gedachten, auf ihren ungerechten Ansprüchen fest zu verharren.

In denselben Zeiten, am 7. Sept. 1414, auf der Rückkehr von seiner Krönung zu Aachen, hielt Kaiser Sigismund seinen Einzug zu Heidelberg und ward gar feierlich empfangen. Alles Volk strömte hinaus, die Altbürger der Stadt, die Lehrer der Hochschule und die gesammte Klerisei zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen, und begrüßten den Kaiser unter Absingung von Psalmen. Siehe da! mitten in dieser Festlichkeit drängte sich eine Frau zu dem Kaiser und schrie: schaf-

fet Gerechtigkeit, Herr Kaiser, einer bedrängten Wittib. Es war Frau Barbara von Dilsperg, die alsbald von den Umstehenden zurückgehalten wurde, also, daß sie im Zorn von innerem Gift schäumte. Aber der Kaiser wollte sie hören; und nachdem er die Wittib, anderer Seits auch Zeugen gegen sie vernommen hatte, bestellte er seinen Kanzler und Rath Eberhard zum Austrag der Sache in so weit, daß er ihm Bericht erstatte nach Anhörung des Einen wie des Andern. Als Solches geschehen, ließ er vermelden, er wolle auf seinem Weg gen Costnitz selbst nach Dilsperg kommen, den Handel zu schlichten, befahl zugleich, daß alle Theile sich alldort gestellen sollten. Dann am 10. September hielt er mit einem stattlichen Gefolge von Herren und Reisigen Einkehr auf Dilsperg, und als Alle beisammen waren im Burghof, sprach der Kaiser also zu der Wittib: Frau, in eurer Sache gab euch Lieb' allein das Recht, weil ihr aber die Liebe hier verläugnet habt, so dürft ihr niemals ein Recht beanspruchen. Sintemal ihr nun gar hasset, wo Liebe Pflicht war, so verfielet ihr in eine Schuld, die euer Gewissen strafen mag. Ich aber entscheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke: die Kinder bleiben Denen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen und sollen ihnen gehören — ich bestätige dem Eitelwolf v. Zwingenberg und seiner Hausfrau die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich, noch ein Anderer ihnen streitig machen, bin auch sicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niklas von Dilsperg nicht Mangel leiden

lassen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und bestimmen, was euch als fester Sitz, so wie euch und eurem Sohn zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder aber sey noch in dieser Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Ritter Eitelwolf unter Landesbürgschaft und Kaisers Schutz übergeben.

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den Spruch des Kaisers, den Jedermänniglich mit lautem Jauchzen aufgenommen. Der dieses berichtet, Eberhard Windeck, setzt hinzu: ist auch männiglich bekundet, daß Kaiser Sigismund ein grundbiedrer Herzmann und Fürst war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit gesehen, nur mochte er selten der dienstwilligen Hülfe gehaben.

II.

Das Kloster auf dem Engelsberg

bei Markelsheim a. d. Tauber.

Wer kennt nicht den herrlichen Taubergrund und den köstlichen Feuertrank, der auf seinen Rebhügeln wächst? Wenn je ein Gewächs des Weinstocks den Namen Nektar verdient, so ist es der Wein von der Tauber, den Viele über seinen Bruder, den Neckarwein, stellen. Be-

sonders aber ist es jener Wein, der auf den steilen Bergen zwischen Weikersheim und Mergentheim wächst, namentlich über dem stattlichen Flecken Markelsheim, von welchem Orte der feinste Tauberwein den Namen „Markelsheimer" führt.

Doch nicht nur der Schmecker feiner Weine findet hier, was sein Herz befriedigt, sondern auch der Freund alter Geschichten und Sagen, die sich an die Mauren der Klöster wie der Burgen anknüpfen.

Auf jener Anhöhe bei Markelsheim, die man den Engelsberg nennt, stand vor Zeiten ein Frauenkloster, welches für adelige wie bürgerliche Frauen gestiftet war, und die Dynasten von Hohenlohe zu Schirmvögten hatte. Vom früheren Kloster sind nur noch Reste der Umfangsmauer übrig, dann ein schöner hoher Thurm von gothischer Bauart (aus dem XV. Jahrhundert) und eine kleine Kirche oder Kapelle, welche wohl noch aus älterer Zeit stammt, wenn sie auch in unsern Tagen wieder hergestellt wurde und mannigfache Aenderungen erlitten hat. Schon im Jahr 1408 kam das Klösterlein auf dem Engelsberg etwas in Abnahme, doch im leidigen Bauernkriege im Jahr 1525 erhielt es den empfindlichsten Stoß, und kam nie mehr in Aufnahme. Aus dieser Zeit des Baurenkriegs hat sich eine Sage erhalten, welche uns belehrt, wie die Anhöhe, auf der das Kloster gestanden, den Namen Engelsberg erhalten. Diese Sage hat in neuerer Zeit einige Begründung gefunden, wenn wir so sagen dürfen; als nemlich, in Folge einer Reparatur, vor dem Altare der Kirche ge-

graben wurde, da fand man das vollständige Gerippe einer Nonne, an deren Kopf noch goldgelbe Haare zu erkennen waren. Könnten das nicht Reste der seligen Frau Himmeltrud gewesen seyn, von der wir sofort erzählen wollen, was uns durch die Sage aus dem Munde des Volks kund geworden ist.

Die Nonne auf dem Engelsberg.

Eine traurige Zeit kam über das Kloster auf dem Engelsberg, als die aufrührerischen Bauern nach Ostern des J. 1525 sengend und brennend durch das Tauberthal zogen. Das stattliche Kloster Schefterstheim wurde von denselben rein ausgeplündert und zum Abschied noch verbrannt. Kein besseres Loos durfte das Kloster zu Markelsheim erwarten. Aber die geistlichen Frauen wurden noch zu guter Stunde davon benachrichtigt und rüsteten sich zur Flucht, ehe noch der wilde Schwarm im Dorfe Markelsheim erschien. Nur die Melsterin des [redacted], Frau Himmeltrud, wollte zurück bleiben, denn sie hielt es für Sünde vor Gott, aus Furcht vor Leiden und Trübsalen die Stätte zu verlassen, wo sie vor dem Angesicht des Ewigen das Gelübde abgelegt hatte, nicht nur der Welt zu entsagen, sondern auch Mangel und Armuth und alle Noth des Lebens geduldig zu ertragen. Sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, obgleich die übrigen Schwestern sie beschworen, mit ihnen zu fliehen. Weinend nahmen die geistlichen Frauen Abschied

von ihrer geliebten Meisterin, führten mit sich die Kostbarkeiten des Klosters, und was zum gottesdienstlichen Gebrauch in die Kirche gehörte, und flüchteten sich nach Mergentheim. Sobald die geistlichen Frauen das Kloster verlassen hatten, verriegelte Frau Himmeltrud das Kloster von Außen und Innen, damit es dem ersten Angriff der Raub-Horden widerstehen könnte. — Noch kein Tag war vorüber, so standen die Schaaren der Bauern schon in Markelsheim — bereits von Schefstersheim aus, wo sie sich einige Zeit gelagert hatten, um in ihrem Raube zu schwelgen und zum Verderben der Gegend Rathsversammlungen zu halten, hatten sie mit den Bürgern zu Markelsheim unterhandelt, und längst hatten sich Viele an die Aufrührer angeschlossen. Markelsheim selbst hatte also Nichts zu befürchten, desto mehr aber die geistliche Clausur auf der Höhe. Auf die richteten die Aufrührer nun ihr ganzes Absehen; sie bestürmten gleich nach ihrer Ankunft das Kloster, und redlich halfen dabei Manche aus Markelsheim selbst, die längst die Nonnen auf dem Berge haßten, weil der eine oder der andere eine Gült von seinem Feldstück oder ein Fastnachtshuhn in das Kloster zu liefern hatte. — So kräftig die Bauern an die Pforte anrannten, sie richteten wenig aus, denn die gewaltigen Riegel widerstanden ihren Aexten und Hellebarden; und manches Werkzeug wurde stumpf an den mit Eisen beschlagenen eichenen Dielen. Sie hätten vielleicht noch lange ihre Stöße und Hiebe vergebens wiederholt, da kam Einer auf den Einfall, statt daß man an der Kloster-

thüre die Aexte und Hellebarden vergebens zerstoße, die doch noch für andere Geschäfte aufzusparen wären, würde es gerathener seyn, die Mauern zu übersteigen. Es brachten einige Bürger von Markelsheim die Feuerleitern des Orts herbei, und mit Hülfe dieser war man bald innerhalb der Klostermauern. Nun ging es über das Klostergebäude her. Die Hauptthüre wurde eingeschlagen, dann der Speisesaal und die Zellen erbrochen, aber nirgends fand sich, was sie suchten. Sie hatten von ihren neuen Genossen gehört, daß die Vorsteherin, Frau Himmeltrud, allein noch zurück geblieben sey. Diese nun sollte ihre Führerin seyn zu den verborgenen Schätzen des Klosters, aber diese war nirgends zu finden. In ihrer offenen Zelle fanden sie die Schlüssel der Schaffnerin, welche dieselbe beim Gehen an Frau Himmeltrud übergeben hatte; neben der Lagerstätte, die nur aus wenigen Bettstücken bestand, stand ein Krüglein, in dem noch wenige Tropfen Wasser waren; ein kleines Brod lag darneben, und man konnte wohl daran sehen, daß Eines eben noch sein Mahl dabei gehalten hatte. Von den Zellen gingen die Gierigen nach der Speisekammer und dem Keller. In der Speisekammer waren nur kleine Reste von Vorrath zu finden. Denn seit man von den Bauern hörte, die wider ihre Herren sich auflehnten, waren alle Fastnachtshühner, und was sonst zum Kloster geliefert wurde, ausgeblieben; also konnten die Vorräthe nur gering seyn. Im Keller aber fanden sich nur einige Fäßlein Wein, den die geistlichen Frauen aus den kleinen Rebgütern am Klosterberg zu

erzielen pflegten; das letzte Jahr war der Herbst nicht so reichlich ausgefallen. Dieser wenige Wein war nun der einzige Raub, den sie im Kloster selbst gewannen. Aus Aerger, daß ihre Beute so gering ausgefallen war, zerschlugen sie nun Alles, was sie an Geräthen in den Zellen so wie in der Küche und im Keller fanden; besonders die Schränke und Behälter, welche die Frauen selbst vor ihrem Abgang ausgeleert hatten. Jetzt verließen sie das Klostergebäude und gingen auf einen Ort los, der reichere Beute versprach, auf die Kirche des Klosters. In diese wollten sie brechen, obgleich mehrere von den Bewohnern des Orts dagegen riethen; theils waren es solche, die es wußten, daß sie leer wäre von ihren Kostbarkeiten, da sie Zeugen davon waren, wie die geistlichen Frauen schon ausgeräumt hatten, theils waren es Männer von Markelsheim, die noch so viel christlichen Sinn hatten, es ungerne zu sehen, daß ihre Kirche, in der sie bisher ihre Andacht verrichtet hatten, unter ihren Augen verwüstet und verheert würde. Doch der schwarze Haufe aus dem oberen Tauberthal ließ sich nicht abhalten; die Aexte und Hellebarden, welche sie eben noch an der Klosterpforte zerstoßen hatten, setzten sie auch an das Portal der Kirche an. Aber hier fanden sie ganz anderen Widerstand, als vor dem Thore der Klostermauer. So oft ein eisernes Werkzeug, Axt oder Morgenstern, auf den Thürriegel fiel, prallte es gellend zurück, oder brach in Stücken, wie wenn es von Glas gewesen wäre. Bald sahen sie, daß eine andere Gewalt ihnen Widerstand

leistete, die nicht von Menschen war. Die Meisten zogen sich zurück von dem Hause des Herrn — nur Einige der Wildesten ließen noch nicht nach in ihrer Wuth; jemehr sie Widerstand gefunden hatten, desto gieriger wurden sie nach der Beute, die sie immer noch in der Kirche zu finden hofften. Die Feuerleitern, mit welchen sie über die Mauern gestiegen waren, legten sie nun auch an die Kirche an, aber Keiner von den Markelsheimern hielt mehr die Leiter, wie zuvor beim Besteigen der Klostermauer. Schnell waren einige der Frechen oben, doch, als sie schon die Hände ausstreckten, um die runden schön gemalten Fensterscheiben einzuschlagen, kam sie ein Schwindel an; sie fielen rücklings von der Leiter und wälzten sich unten im Schmerz, denn der eine hatte die Füße, der andere die Arme gebrochen. Mit Schrecken wandten sich nun Alle von dem Gotteshause, denn es mußten endlich auch die Rohesten erkennen, daß eine höhere Macht wider sie stritt und die Kirche schützte. — Ja es war eine höhere Hand wider sie, denn der Herr hört die Seinen, die zu ihm flehen in der Noth, und er schirmt sein Heiligthum wider die Gottlosen. Am kleinen Altare der Kirche lag Frau Himmeltrud, die Meisterin des Klosters, auf den Knieen, und flehte ohne Aufhören, so lange die Rotte vor der Kirche tobte. Zuvor hatte sie in der Zelle des Klosters zugebracht, als sie aber hörte, wie die Tobenden über die Mauer stiegen, da flüchtete sie sich in die Kirche durch eine kleine kaum sichtbare Thüre, die von dem Refektorium in den Chor führte, und warf den Riegel

vor. Nun trat sie an den Altar, warf sich nieder zum Gebet, und stand nicht mehr auf, bis sie hörte, daß sich die Feinde auch von dem Heiligthum wandten. Noch nie war ihr Gebet zu Gott so heiß und flehentlich gewesen; sie betete nicht um ihre Errettung, sondern um die Erhaltung des Gotteshauses. Oft zitterte und bebte sie, wenn die schweren Aexte auf die Thüre fielen, aber sie verzagte nicht; ja sie ließ die Hoffnung nicht schwinden, daß der Herr ihr Gebet erhören werde, als sie hörte, wie die Frechen schon bis zu den Kirchenfenstern heraufstiegen und ihre wilde Stimme vernehmbar wurde. Wie sie vertraut hatte, so wurde auch ihr Gebet erhört — auf einmal wurde es stille um die Kirche her, und deutlich hatte sie vernommen, wie die Rotten tobend und fluchend abzogen. Jetzt erst richtete sie sich auf, und ging vom Altare weg der Kirchenthüre zu. Da war es überall stille geworden. Nicht einmal in dem Klosterhofe war mehr eine Stimme vernehmbar. Die Feinde waren alle den Weg wieder zurück gegangen, den sie hinaufgestiegen waren. Jetzt erst erstaunte Himmeltrud, wie Großes der Herr an ihr und dem Gotteshaus gethan hatte. Noch einmal warf sie sich vor dem Altar auf die Kniee, und jetzt war es ein heißes Dankgebet, das aus ihrem Herzen emporstieg, aufwärts zu demjenigen, der die Macht der Gottlosen zerstreuet wie Spreu und das Hoffen der Frommen nicht zu Schanden werden läßt, sondern sie erhöret, wenn sie ihn anrufen in der Noth. — Nachdem Himmeltrud

ihre Andacht verrichtet hatte, wollte sie die Kirche verlassen und sich ins Kloster zurück begeben, denn während Alles dieß geschah, war es Abend und zuletzt dunkle Nacht geworden. Sie ging auf die kleine Pforte zu, welche den Chor mit dem Refektorium verband, und wollte aufschließen, aber im Dunkel der Nacht fand sie kaum die Stelle, wo sich die Pforte öffnete. Sie ging wieder zurück zum Altar, setzte sich auf die steinernen Stufen nieder, um zu erwarten, bis sie beim Tageslichte die Pforte öffnen könnte. Eine schlaflose Nacht durchwachte sie: bald quälte sie die Kälte auf dem kalten Steine, bald ein brennender Durst, denn seit der Morgenstunde, da sie aus der Zelle sich geflüchtet hatte, war kein Tropfen Wasser über ihre Lippen gekommen. Wie die ersten Lichtstrahlen, wohl erst spät, durch die kleinen Fensterscheiben der Kirche fielen, da eilte sie auf die Pforte zu. Aber welch ein Schrecken! das Schloß war vorgefallen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, es von innen zu öffnen. Sie versuchte es lange, aber es war vergebens; da begab sie sich zu der eigentlichen Kirchenpforte, aber diese hatte sie, ehe die Bauern in Markelsheim erschienen, oben her mit einer starken eisernen Stange noch zur Vorsorge verwahren lassen, und so weit reichte ihre Kraft nicht hin, um diese eiserne Stange los zu machen und die Pforte zu öffnen. Trostlos ging sie jetzt zu dem Altare zurück und fügte sich in das traurige Loos, eingeschlossen zu bleiben, bis es Gottes Wille wäre, ihr durch eine Menschenhand das ins Kloster führende Pförtlein von Außen

öffnen zu lassen; aber vor der Hand war noch wenig Aussicht dazu, denn seit der Stunde, da die Bauernrotte abgezogen war, herrschte Todtenstille um die Kirche herum und im ganzen Kloster. Oft ging sie zur Kirchenthüre und lauschte, ob sie nicht Menschentritte vernehmen könnte, aber, so sie es auch manchmal wähnte, es war nur eine leere Täuschung. Wer hätte auch der Eingeschlossenen gedacht, und wenn Himmeltrud auch die besten Freunde im Dorfe gehabt hätte — hatte ja alle Bürger zu Markelsheim ein solcher Schwindel ergriffen, daß sie keinem andern Gedanken mehr Raum gönnten, als wie ihnen bald ein tausendjähriges Reich der Freiheit und Gleichheit anbrechen würde. Darum hatten sich fast alle Bewohner des Ortes, ausgenommen Kinder, Greise und Weiber, an den schwarzen Haufen aus dem Tauberthale angeschlossen und waren der Stadt zugezogen. — Indessen war der Mittag, endlich der Abend angebrochen und noch keine Hülfe und Rettung für die Eingeschlossene in der Kirche erschienen. Seit der Zeit, da sie aus der Zelle hierher sich begeben hatte, war kein Bissen mehr über ihren Mund gekommen. Die Reste eines Laiblein Brodes hatte sie in der Zelle liegen lassen; in der Eile ihres Flüchtens in die Kirche hatte sie es vergessen, den wenigen Vorrath, welchen die geistlichen Frauen in der Speisekammer zurück gelassen hatten, zu ihrer Labung mit sich zu nehmen; welch ein anderes Loos stand ihr jetzt bevor, als auf die schrecklichste Weise zu verhungern. In solcher Noth warf sie sich nieder an den Stufen

des Altars, da sie sich zuvor schon wund gekniet hatte, im Flehen und Gebet. Ach! so flehte sie zu Gott mit thränendem Auge, Du hast erhöret mein Gebet und dieß Haus wunderbar erhalten vor der Hand der Zerstörer, Du hast mich entrinnen lassen vor den Gottlosen, und hier in Deinem Heiligthum eine sichre Zuflucht mir bereitet; solltest Du mich nur errettet haben von der Hand der Bösen, um mich einem schrecklichen Tode, dem Hungertode, zu übergeben? Barmherziger Vater im Himmel, das ist nicht Dein heiliger Wille; Du wirst mich nicht verschmachten lassen, denn Du erbarmst Dich ja des Geringsten in der Natur; allmächtiger Gott und Vater, Du hast wunderbar dieses Gotteshaus geschützt vor der Wuth seiner Feinde, Du kannst auch mich erhalten auf wunderbare Weise, daß ich mein Leben fristen möge und Dein heiliger Name dadurch verherrlichet werde. — Himmeltrud erhob sich von den Stufen des Altars und suchte einen der Chorstühle auf, um in diesem die zweite Nacht zuzubringen, die nunmehr hereingebrochen war. Vielleicht, so dachte sie, wird der Schlaf mich überwältigen und mich vergessen machen, an die Stillung des Hungers und Durstes zu denken. Aber es war dem nicht so. So entkräftet sie auch war durch das lange Fasten, sie entschlief lange nicht; jede Viertelstunde dehnte sich aus zur Stundenlänge in der schauerlichen Stille, die höchstens durch das Krächzen eines oben auf dem Kirchenthurme hausenden Käuzchens unterbrochen wurde. Schon war die Mitternacht vorüber; eine kühlere Luft wehte, und zeigte

an, daß ein neuer Tag beginnen wolle — jetzt erst schien ein erquickender Schlaf auf die Augenlieder der Frau Himmeltrud niedersinken zu wollen. — Der Herr verläßt die Seinen nicht, er wird auch mich nicht verlassen — mit diesem frommen Gedanken entschlummerte die Gläubige. Nur ein Stündlein mochte sie der Schlaf erquickt haben, da erwachte sie wieder. Ein heller Schein umgab die nur halb Wachende, ihr Blick fiel auf den Altar, der strahlte, wie wenn er von vielen Kerzen beleuchtet wäre, und auf seinen Stufen stand ein Engel in glänzend weißer Gestalt — er hatte sich gegen jene Stelle auf dem Altar gewendet, wo der Priester den heiligen Leib aufzubewahren pflegte. Himmeltrud sah, wie der Engel die Hostie aus der geöffneten Monstranz nahm und sie in den Speisekelch legte. — Im ersten Augenblick überkam die fromme Frau eine Furcht bei der ungewöhnlichen Erscheinung, und noch mehr, als die weiße Gestalt die Stufen des Altars herabstieg, auf Himmeltrud zu ging, und die Hostie vor ihr in der Hand hielt. Himmeltrud, sprach der Engel mit freundlicher Stimme, der Herr hat dein Flehen erhöret, nimm hin den Leib des Herrn des Gekreuzigten und nun zu Gott Erhöheten! das ist die rechte Lebensspeise und das himmlische Manna, das von nun an dich nähren soll, so lange deine Liebe so groß sein wird, wie dein Vertrauen gewesen. Auf einmal war alle Furcht bei Himmeltrud verschwunden; sie trat aus dem Chorstuhle, knieete nieder vor dem Engel und empfing mit gefalteten Händen aus der

Hand des Himmlischen den Leib des Herrn. Als sie die Himmelsgabe auf den Lippen fühlte, da war es ihr, als ob neue Lebenskraft durch alle ihre Glieder strömte. In demselben Augenblick war Alles um sie her verschwunden; an die Stelle des wunderbaren Lichtes, das bisher den Altar und den Chor der Kirche beleuchtet hatte, war das natürliche Tageslicht getreten, und bald darauf fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die Fensterscheiben. Himmeltrud hätte diese Erscheinung für einen Traum halten können, aber es mußte etwas wirklich Geschehenes seyn, denn sie fühlte sich von jenem Augenblick an ganz neu gestärkt, und nicht das geringste Verlangen nach Befriedigung eines Bedürfnisses wurde mehr in ihr rege. Dasselbe geschah in der darauf folgenden Nacht um dieselbe Stunde; der Engel erschien und reichte ihr den Leib des Herrn, und wieder fühlte sich Himmeltrud so wunderbar gestärkt, daß sie kein Verlangen mehr nach irdischer Speise und Trank empfand. So brachte sie viele Tage zu, indem sie nicht vom Altar wich, sondern nur dem Gebet und der Andacht sich widmete; des Nachts aber stärkte sie das himmlische Manna, welches der Engel ihr darreichte. — Bald fühlte die fromme Frau kaum mehr, daß sie eingeschlossen war; am heiligsten Orte fand sie ja ihren Wirkungskreis im Amte des Gebets und der Fürbitte auch für ihre fernen Schwestern. Vielleicht hatten diese jetzt ein unsteteres Loos, als sie, die nun in Sicherheit war, denn gerade der Stadt Mergentheim zu hatte sich ja das Bauernheer

gezogen. Aber nicht sehr lange verweilten die räuberischen Horden an diesem Orte, wo sie mehr Theilnehmer ihrer Ansichten und Unternehmungen, als irgendwo, fanden. Bald darauf versammelten sich die Bauern von überall her beim Städtchen Königshofen. Dort aber nahm ihre Herrlichkeit auf einmal ein Ende; der Truchseß von Waldburg, mit Recht genannt der Bauernjörg, lieferte mit seinem siegsgewohnten Heere den ungeordneten Schaaren der Bauern ein blutiges Treffen, und vier bis sechstausend blieben todt auf dem Platze. Nur Wenige, die bei Zeit noch ihr Heil in der Flucht suchten, retteten ihr Leben und entrannen in die Heimath. Von den Bürgern aus Markelsheim, die so zahlreich ausgezogen waren, kamen nicht fünfzig mehr in das Dorf zurück. Sie bereuten, daß sie je von dem Aufruhr der Uebrigen sich hatten ergreifen lassen, und waren von nun an wieder ruhige Bürger. Die Kolbenschläge und Schwerthiebe der bündischen Reiter hatten ihnen bei Königshofen den Schwindel aus dem Kopf getrieben. — Jetzt war es wieder wie zuvor in Markelsheim. Während die bäurischen Unruhen dauerten, hatte Niemand mehr der Kirche und des Gottesdienstes gedacht. Nach dem unglücklichen Ausgang der Bauernsache bei Königshofen kehrte auch ein frommer Sinn wieder. War bisher die Kirche auf der Höhe leer gestanden, jetzt wallte man in Schaaren wieder zu ihr hinauf. Dießmal bedurfte es keines Werkzeugs, um die noch verschlossene Kirche zu öffnen. Hatten die raubgierigen Horden trotz aller Anstrengung

die Pforte nicht mit Gewalt öffnen können, jetzt, als frommgesinnte Menschen, die sich sehnten, am Altar des Herrn einmal wieder zu beten, Einlaß begehrten, da bedurfte es nur eines kräftigen Druckes an die Kirchenthüre: die von innen quer übergelegte Eisenstange fiel klirrend herab, rasselnd öffnete sich das Eisenschloß, und die Thürflügel dehnten sich weit auseinander. Aber welch ein Anblick bot sich der erstaunten Menge dar! An den Stufen des Altares kniete Frau Himmeltrud, welche bisher verschwunden gewesen war, ohne daß man wußte, wo sie hingekommen sey. Ohne bestürzt zu werden über die Eintretenden, stand sie auf und ging ihnen mit freundlichem Blick entgegen. Es war dieselbe Himmeltrud, welche Alle früher gekannt hatten als Meisterin des Klosters, und doch war sie so sehr verändert in ihrem Wesen. Abgemagert war ihre Gestalt, todtenbleich, wie bei Einer, die so eben noch mit dem Leichentuche umgeben war, waren Gesicht und Hände, aber in ihrem Angesicht lag der Friede der Himmlischen, und ihre Augen glänzten voll Verklärung, wie bei Stephanus, als er den Himmel offen sah, und die Herrlichkeit Gottes schaute. — Fast zwei Monate lang war Himmeltrud eingeschlossen gewesen, ohne irdische Speise und Trank zu sich zu nehmen, denn der Engel des Herrn hatte sie mit dem Brode des Lebens ernähret. Aber dieses Geheimniß wurde nur Wenigen kund gethan, denn sie sprach seitdem selten mehr mit denen, die auf dem Berge sie besuchten. Auch wich sie, trotz den Bitten Vieler, nicht mehr vom Hause des Herrn

und seinem heiligen Altare, denn sie wollte nicht mehr ihre Wohnung unter den Menschenkindern aufschlagen. Ihre Ruhestätte des Nachts war der Chorstuhl, in dem der Engel Gottes ihr zuerst den Leib des Herrn dargereicht hatte; auch nahm sie keine irdische Speise mehr zu sich. Sie schien hier schon mit den Seligen des Himmels im Umgang zu stehen. Seitdem wurde sie als Heilige in der ganzen Gegend verehrt. So oft Beter in die Kirche eintraten, fanden sie die fromme Himmeltrud am Altare knieend, und ihre Andacht erhöhete noch mehr die Andacht der Betenden. Keiner trat aus dem Gotteshause, ohne zuvor den Segen von ihr zu verlangen, und Keiner ging, ohne das Wort des Trostes aus ihrem Munde zu vernehmen: Friede sey mit Dir! Nur Einer ging ohne Segen und Frieden von ihr. — Es war in den Tagen des beginnenden Herbstes 1525, nachdem Dietrich von Clee, der Deutschmeister, in Mergentheim eingetroffen war, um ein schauerliches Blutgericht über diejenigen im Amt Mergentheim zu halten, welche im Bauernkrieg besonders übel sich gehalten hatten. Von allen Seiten wurden Solche eingebracht, um in Mergentheim ihr Urtheil zu empfangen. Da war auch Einer, der sich besonders durch seine Wildheit und Rohheit ausgezeichnet hatte; er war ein Anführer der Bauern gewesen und hatte die erste Brandfackel in das Kloster zu Schefterstheim geworfen. Als man ihn mit gebundenen Händen durch Markelsheim führte, um ihn gen Mergentheim zu bringen, und er eben an die Anhöhe kam, wo das Frauen-

kloſter ſtand, da ſprach er: lieben Freunde, ich weiß wohl, daß ich nimmer aus der Stadt zurück kehre, ſondern allda mein Leben laſſen muß; ſo gewähret mir noch die Bitte, daß ich hier oben in die Kirche gehe, meine Sünden beichte, und von der heiligen Frau den Segen zu meinem ſchweren Gange empfange. Es ward ihm gewährt, man führte ihn in die Kirche vor Frau Himmeltrud. Schon hob ſie die Hände über dem vor ihr Knieenden und wollte das Wort des Segens ſprechen, da blickte er auf — ſie ſchaute ihm ins Auge, und jetzt erſt erkannte ſie, wem ſie den Segen ertheilen wollte. Es waren wohlbekannte Züge, welche nur durch die vielen verübten Miſſethaten unkenntlich geworden waren — es war der Mann, welcher ihr einſt Treue gelobte, dieſe ſchändlich gebrochen hatte, und nun um ihre Vergebung flehte. — Dir wird geſchehen, wie du es verdienet haſt, rief ſie — habe keinen Segen, keinen Frieden in deiner letzten Stunde. Sie wandte ſich lieblos ab von dem Unglücklichen, ſie, die noch Keinen ohne das Wort des Friedens entlaſſen hatte. Der Mann aber trat jetzt zum Altar, knieete nieder, nicht mehr vor ſchwachen Menſchen, ſondern vor dem ewigen Gott, er bekannte ſeine vielen Miſſethaten, die er im Leben verübt hatte, flehte voll herzlicher Reue zu dem Allbarmherzigen, und als er aufſtand, ward es ihm leichter ums Herz. Das Wort: „Friede ſey mit dir" war aus Himmels-Höhen an ihn ergangen. Ruhig empfing er zu Mergentheim den Todesſtreich. — Von Himmeltrud aber wandte ſich von nun an der Herr, ſein

Engel erschien nicht mehr mit der labenden Himmelsspeise — nach drei Tagen fand man sie verschmachtet an den Stufen des Altars. Sie hatte des Wortes vergessen: so lange deine Liebe so groß seyn wird, wie dein Vertrauen gewesen. — Die Höhe, auf der das Kloster stand, hieß man von jener Zeit an, da der Engel des Herrn die Kirche geschützt, und die fromme Himmeltrud mit dem Brod des Lebens wunderbar ernähret hatte, den Berg, wo der Engel waltete, den Engelsberg, und so heißt er noch bis auf den heutigen Tag.

III.

Burg Neuhaus bei Mergentheim.

So malerisch und romantisch auch der Taubergrund seyn mag — er mangelt eines Reizes, an dem andre Thäler des Frankenlandes so reich sind; nur wenige Burgen schmücken die mit Reben bekränzten Höhen zu beiden Seiten der Tauber. Doch ein Fleck des schönen Grundes ermangelt auch dieses Reizes nicht: das ist der mittlere Taubergrund von Weikersheim an bis über Mergentheim hinaus. Auf der nördlichen Anhöhe über der Stadt stand einst die alte Kötterburg, die bis auf die Spur verschwunden ist — ihr gegenüber, auf dem linken Ufer der Tauber und weiter entfernt von der Stadt, ragt auf einem ziemlich hohen Bergrücken, ge-

nannt der Kitzberg, die Ruine der ehemaligen prächtigen Deutschordensburg Neuhaus, die wir näher in's Auge fassen.

Zwei Wege führen auf die Burg: entweder gehen wir auf der nach Igersheim führenden Landstraße eine Strecke und wenden uns dann rechts die Höhe hinan — in einer Viertelstunde sind wir auf dem Kitzberg, in der Nähe der Burg angelangt; ein zweiter, am meisten begangener Weg, führt von Markelsheim aus in die Burg. Wir gelangen auf diesem Weg zuerst an einen hochaufgemauerten Wall mit gewölbter Thoröffnung; ist man durch diese getreten, so steht man auf einer steinernen, mit drei Bogen versehenen Brücke, welche 60 Fuß lang und 16 breit ist. Diese führt über einen 45 Fuß tiefen, ganz ausgemauerten Graben, welcher das ganze Schloß umgibt. Durch ein verschließbares Thor tritt man in den äußeren Schloßhof; über das Thor hinweg zieht sich eine starke Brustwehr, die auf jeder Seite mit einem dicken runden Thurm in Verbindung steht. Der wichtigste dieser Thürme ist der zur rechten Hand sich anlehnende, indem er vom Graben an 50 Fuß in die Höhe und 36 im Durchmesser hat. Linker Hand am Eingang sehen wir 2 Platten von röthlichem Sandstein, auf der einen das Wappen des Hoch- und Deutschmeisters Walther von Cronberg, mit der Jahrzahl 1528, auf der andern das Wappen Maximilian I. von Oesterreich, des Hoch- und Deutschmeisters (1595—1618). Steigt man in der Nähe der ehemaligen Thorstube 30 Stufen aufwärts,

so gelangt man auf den eigentlichen Schloßplatz, wo aus Trümmern neben den Resten von 2 runden, mit dem Schloßgraben in Verbindung stehenden Thürmen, ein kolossaler, noch 70 Fuß hoher runder Thurm ragt, an den im Laufe der Zeit die übrigen Theile der Burg angebaut wurden. Zunächst diesem Thurm in einem Schuppen befindet sich ein 336 Fuß tiefer Brunnen, aus dem die Bewohner der Burg noch bis auf diese Stunde vermittelst großer, an Ketten hängender Eimer, das Wasser heraufziehen. In diesem in die Felsen gehauenen Brunnen soll der schwedische General-Lieutenant Graf v. Königsmark seine großen Schätze verborgen, und beim schnellen Abzug zurückgelassen haben. Die Ruinen der Burg bieten überall einen Standpunkt dar, von wo aus man eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Aussicht genießen kann — wäre der hohe Thurm besteigbar, dann würde man wohl bis zu den Waldenburger Bergen und den Höhen des Odenwaldes blicken können.

Ueber den Ursprung der Burg Neuhaus gibt uns weder eine Chronik noch sonst eine Urkunde Aufschluß, wir haben nur eine andeutende Sage. Dieser zufolge stand auf dem gegenüberliegenden Kötterberg (in silva Ketercite, wie die Urkunde vom J. 1219 ihn nennt,) eine hohenloh'sche Burg, die nach und nach abging; doch standen noch im J. 1746 merkliche Reste davon. Diesem Burgstall gegenüber sollen nun die Herren von Hohenlohe eine neue Burg erbaut haben, die sie das Neue Haus (später Neuhaus) nannten. Vielleicht

stand der hohe Thurm schon viel früher als Warte auf dieser schönen Höhe, und gab desto leichter Veranlassung, eine Burg daran anzubauen. Ihre ältesten Besitzer waren die Herren von Hohenlohe-Brauneck, die sich dann von dieser Burg Herren vom Neuen Haus nannten. Graf Gebhard von Hohenlohe-Brauneck war wohl der erste, welcher die Burg zu seinem bleibenden Wohnsitz wählte; von hier aus begabte er im J. 1282 die Clause zu Wachbach (s. die Sage). Er starb im J. 1300 und liegt im Familienbegräbniß zu Frauenthal begraben. Seine Wittwe Adelheid nebst ihrem Sohn Ulrich übergab im genannten Jahr ihre bisherige Residenz Neuhaus mit den dazu gehörigen Dörfern u. s. w., welches Alles bis dahin ihnen frei und eigen war, an das Hochstift Würzburg, und empfing Solches wieder von dem Stift als Mannlehen. Mit dem Jahr 1315 erhielt das Deutsche Haus zu Mergentheim die ersten Ansprüche an die Herrschaft Neuenhaus, denn drei Brudersöhne des genannten Gebhard von Hohenlohe, Gottfried, Gebhard und Andreas, verpfändeten die Burg sammt verschiedenen Gütern u. s. w. an die Brüder vom Deutschen Hause zu Mergentheim für 1100 Pfund Heller. Im J. 1372 besaß Conrad von Hohenlohe-Brauneck die Burg und Herrschaft Neuenhaus. Dieser übergab im genannten Jahr das Schloß Neuenhaus sammt den dazu gehörigen Dörfern um 7000 Gulden an den Deutschmeister Philipp von Bikenbach, unter der Bedingung, die Burg innerhalb 20 Jahren wieder einlösen zu dürfen. Im Jahr 1390 ging die

Herrschaft auf seinen Bruder Gottfried über, aber nur für kurze Zeit; durch den noch in demselben Jahr erfolgten Tod Gottfrieds wurde das Lehen apert und fiel dem Hochstift heim. Seit dieser Zeit mögen die Bischöfe von Würzburg zur Abwechslung manchmal auf dieser Burg sich aufgehalten haben, aber sie wurde von ihnen noch zu andern Zwecken gebraucht; sie war auch geeignet, um Gefangene zu beherbergen. Im Jahr 1396 ließ Bischof Gerhard die beiden widerspenstigen Geistlichen, den Domdechant Otto von Milz zu Bamberg, so wie dessen Bruder, Hans von Milz, beide Domherren zu Würzburg, in ihren Chorröcken verhaften und auf die Burg Neuenhaus führen. Hier hatten sie Zeit, anderes Sinnes zu werden. Bald darnach belehnte Bischof Gerhard seine Vettern, die Grafen Hans und Günther von Schwarzburg, mit Schloß und Amt Neuhaus. Im Jahr 1411 verkauften diese die Burg an den Deutschmeister Conrad von Egloffstein unter Vorbehalt der Wiederlösung, zu welcher es aber nie gekommen. Von nun an war der deutsche Orden alleiniger Besitzer der Burg und ihrer Zugehör. Der Orden hielt auf derselben einen Amtmann oder Vogt, der von hier aus über das ganze Amt das sogenannte Centgericht (peinliche Halsgericht) übte. Neuenhaus wurde nun der Strafort für die übelthätigen Personen des Amts. Das Schloß hatte nur eine kleine Besatzung und hatte in jener Zeit nie Etwas zu leiden. Im J. 1525 empfing die Burg den ersten Stoß. Als die aufrührerischen Bauern durch das Thal zogen, übergab die mit denselben einverstandene Be-

satzung das Schloß ohne Schwertstreich. Die Seckelleerer und Kistenfeger plünderten es nach gewohnter Weise, und auf Anstiften eines gewissen Paul Werners aus Mergentheim wurde die ausgeleerte Burg zum Abschied noch ausgebrannt. Der Schaden, den der Orden erlitt, war ein bedeutender. Bald nach dem Baurenkrieg ließ der Meister Walther von Cronberg das Schloß wieder herstellen, und befestigte es so stark mit Außenwerken, daß es von nun für die Citadelle der Stadt gelten konnte. Auch sein Nachfolger, Wolfgang Schutzbar, that Etwas für die Befestigung der Burg; der mächtige Thurm rechts am Thore mit der Aufschrift 1546, so wie die innere Schloßmauer mit der Jahrszahl 1550 stammen aus seiner Zeit. Im schmalkaldischen Krieg wurde Neuhaus von Johann von Mecklenburg neun Tage lang beschossen, dann erst übergeben. Die Burg wurde in Folge dieser Belagerung beinahe gänzlich zerstört. Unter dem Hoch- und Deutschmeister Georg Hans v. Wenkheim wurde sie wieder in wehrhaften Stand gesetzt. Die Hälfte seines großen Schatzes, 180,000 schwere Goldgulden, nebst vielen Goldstangen vertraute er ihren festen Gewölben an. Eine verhängnißvolle Zeit für Neuhaus war die des dreißigjährigen Kriegs. Neuhaus war gleichsam die Citadelle der Stadt, an der sich immer die ersten Stürme brachen, welche über die Stadt ergingen. Das Schloß theilte von nun an treulich das Loos mit der Stadt Mergentheim, und wurde der Hauptstützpunkt für Freunde und Feinde. Im November 1631 rückte der schwe-

dische Obrist v. Sperreuter in den Taubergrund und legte sich alsbald vor Neuhaus. Er durfte nicht lange auf Oeffnung des Schlosses warten, denn am 25. November übergaben die 150 Vertheidiger das Schloß ohne Schwertstreich, und die Schweden nahmen davon Besitz, aber nicht auf lange. Bald mußte Sperreuter nach Würzburg und ließ nur 50 Mann zurück. Diese machten es wie die frühere Besatzung und kapitulirten, als die Mergentheimer mit 300 Musketieren, 30 Reitern und 2 Kanonen vor das Schloß zogen. Als der schwedische Feldmarschall Gustav Horn im Dezember desselben Jahres Mergentheim in Besitz nahm, zog Obrist von Sperreuter wieder vor Neuhaus und stürmte es in der Nacht zu wiederholten Malen. Doch die kaiserliche Besatzung auf der Burg unter Hans Sigmund Haller von Hallerstein hielt sich dieß Mal ritterlich: mit blutigen Köpfen zogen die Schweden sich zurück, 6 Todte ließen sie in den Gräben und 60 Verwundete brachten sie in das Standquartier zurück. Dennoch übergab sich die Besatzung am andern Morgen mit Accord und ging zu den Schweden über. Bald darauf schenkte König Gustav Adolph dem Obrist Dietrich v. Sperreuter das Schloß und Amt Neuhaus als Mannlehen, mit der Bedingung, daß er immerdar auf eigne Kosten eine Garnison darauf halten müßte. Das that er auch, und ließ das Schloß sogar noch mehr befestigen. Obrist v. Sperreuter besaß Schloß und Amt Neuhaus bis ins Jahr 1634. Als in diesem Jahr die Schweden Stadt und Gebiet räumten,

blieb auf Neuhaus nur eine schwedische Besatzung von 20 Mann zurück. Diese kapitulirte, ohne einen Schuß zu thun, als eine Abtheilung Kaiserlicher vor das Schloß zog. Im November 1642 besetzten die Franzosen das Schloß unter ihrem General Gubriané, im J. 1645 unter Türenne, aber, als dieser die Schlacht bei Herbsthausen verlor, nahmen die Baiern das Schloß und viel Geld und Gut, das Türenne daselbst zurückgelassen hatte. Im J. 1646 kam wieder eine schwedische Besatzung auf Neuhaus; im J. 1647 commandirte daselbst der schwedische Generallieutenant Graf Hans Carl v. Königsmark, welcher seine in Schwaben zusammengeraubten Schätze von mehreren Millionen im Werth in den Gewölben des Schlosses barg. Um diese Zeit soll die Gräfin v. Königsmark in Abwesenheit ihres Gemahls einige Monate lang auf der Veste Commandantin gewesen seyn. Noch bis zum J. 1649 hielten die Schweden Neuhaus besetzt. Nach deren Abzug brach für das Schloß Neuhaus auf lange Zeit ein dauernder Friede an. Nur im J. 1673 erhielt es noch einmal von den Franzosen einen Besuch unter ihren Generalen Monclas und Tremouille. Als sich bald darauf eine kaiserliche Armee unter Montecuculi der Gegend näherte, zogen die Franzosen wieder weiter. — Im spanischen Erbfolgekrieg wurde die Veste zum letzten Mal in wehrhaften Stand gesetzt; als aber ein dauernder Friede den fränkischen Landen zu Theil wurde, ließ man nach und nach die Außenwerke zerfallen und gebrauchte das Schloß nur noch

zu einem Staatsgefängniß und temporärer Aufbewahrung von Ordenssachen und Archivalien. Die schönen Gemächer des Schlosses bewohnte der jeweilige Amtmann. Als aber im J. 1789 der Amtssitz in das unten am Berg liegende Igersheim verlegt wurde, ging auch das Schloß bald dem Abgang zu. Im J. 1793 wurde die Thurmuhr, bald darauf das reichhaltige Archiv an Käsekrämer verkauft, und dann wurde, hauptsächlich durch schmutzige Privathabsucht einiger Herren der Deutschorden'schen Kammer, die sich Hütten zu bauen hatten und bauten, das Schloßgebäude zu Neuhaus in Abwesenheit des übelberathenen Hoch- und Deutschmeisters abgebrochen. So zerfiel die herrlichste Burg im Taubergrund, von deren früherer Pracht noch Manche zu erzählen wissen. Nunmehr ist Neuhaus königliche Staatsdomäne — und die Ruine wird besser gepflegt und erhalten als in früheren Tagen.

Eine liebliche Sage knüpft sich an die Ruine von Neuhaus.

Der weiße Hirsch.

Graf Gebhard von Hohenlohe, genannt vom Neuen Haus, war so leidenschaftlich der Jagd ergeben, daß er sogar an den heiligsten Tagen es für keine Sünde hielt, mit seinen Jägern und ganzen Koppeln von Hunden birschen zu gehen. Wie oft mahnte ihn an solchen heiligen Tagen der Klang des Glöckleins auf der Burg, welches ihre Bewohner zur Andacht rief, er möchte sich

auch anschließen an die Schaar der Beter, um zuvor wenigstens einige Augenblicke christlicher Andacht zu weihen, ehe es an das wilde Getreibe der Jagd ginge. Aber er hörte nicht auf des Glöckleins Klang, das mit lockenden Tönen ihn erinnerte, doch auch an sein Seelenheil zu denken. Und hätte er nur allein für sich solch Unrecht gethan, aber er zwang auch seine Untergebenen, mit ihm die heiligsten Tage zu entweihen. Darum blieb nur selten ein Diener, der ein redlicher Christ war, lange bei ihm. Doch der, welcher die Herzen der Menschen lenkt, wo es am wenigsten möglich scheint, ließ eine Mahnung an den Grafen ergehen, anderes Sinnes zu werden, und nicht umsonst —

Es war gerade das heilige Christfest, als der Graf in der Frühe des Morgens sich zur Jagd anschickte. Freundlich bittend trat Frau Adelheid, seine Gemahlin, vor ihn im festlichen Kleide, das Gebetbuch an der Seite tragend, und wollte ihn dazu bewegen, mit ihr in die Kapelle zu treten, wo eben das Glöcklein läutete. Es war umsonst, beleidigten Blicks wandte er sich von der Bittenden; er eilte in den Hof, wo sein Pferd und der Jagdtroß schon bereit stand. Frau Adelheid folgte ihrem Gemahl die Treppe hinab; schon wollte er in den Stegreif steigen, da rief sie noch flehentlicher bittend: hört ihr das Glöcklein, mein theurer Gemahl, es ruft zum heiligen Christfest; haltet doch nur einige Augenblicke inne, bis die erste Andacht vorüber ist. Was Glöcklein, was Christfest! rief der Graf mit Hohnlachen, mögen Andere für mich beten. Wäh-

rend er dieß sprach, gab er dem Roß die Sporen, knallte laut mit der Peitsche, daß es seltsam hallte zu des Glöckleins Klang, und jagte mit seinen Leuten aus dem Burghof, lärmender als je, und es schien, als ob er seine Gattin noch damit kränken wollte. Die aber sprach mit wehmüthiger Stimme — er hätte es noch hören mögen, wenn der Lärmen der Abziehenden nicht so groß gewesen wäre — ja, mein Gemahl, Andere werden für Dich beten — ich will es seyn vor allen Andern, ich will flehen zu Gott, daß er Dir ein anderes Herz gebe. Das that sie auch, die fromme Adelheid; sie trat über die Schwelle der Kapelle, und ihre Andacht war am heutigen Festtage feierlicher als je, ihr Gebet so heiß und innig wie noch nie — und es war auch nicht umsonst, denn das Gebet einer frommen Seele für die Seele eines andern noch nicht Bekehrten ist vor Gott wohlgefällig und bleibt nicht unerhört. — Wir folgen dem Grafen von Hohenlohe auf seinem Jagdzuge, der ging hin über die Wälder, welche sich auf den Höhen gegen Wachbach hinziehen. Die Jagd schien für dießmal recht glücklich von Statten zu gehen. Hirsche und Rehe in unzähliger Menge wurden die schnelle Beute der Jäger. Wohin immer der Pfeil des Grafen schwirrte, da fand er sein Ziel, und immer traf er auf den rechten Fleck, so daß die Thiere auf Einen Schuß zusammenfielen. Daher kam es auch, daß der Graf nicht aufhören wollte in seiner glücklichen Jagd, bis die Sonne über dem Haupte stand, daß er sogar den Imbiß vergaß, den er gewöhnlich an

Ort und Stelle mit seinen Jagdgenossen zu halten pflegte, und zwar von dem, was man erjagt hatte. Es wurde Mittag, es wurde Abend, und fort ging die lärmende Jagd, und laut ertönte das Halloh der Jäger, und der Klang des Hüfthorns, denn der Graf konnte nicht satt werden an der Lust des Jagens. Da, als schon die Abendsonne ihre spärlichen Strahlen auf die Wälder herabsandte, ritt Graf Gebhard ein wenig abwärts von seinen Genossen; im Lichte der Abendsonne blinkte ihm hinter dem Gebüsche etwas Weißes entgegen, er ritt näher und näher: da sprang ein Hirsch auf von blendend weißer Farbe, dergleichen er noch nie einen gesehen hatte, so lang er als Jäger den Bogen führte. Schnell legte der Graf an, aber, wie er den Bogen spannte und zielte — auf einmal war der Hirsch von der Stelle verschwunden, und sein Auge sah keine Spur mehr von ihm. Schon wollte er unmuthig seinen Bogen sinken lassen, siehe da! in weiterer Entfernung wieder etwas Weißes hinter dem Gebüsche, dann wieder ein Geräusch, und derselbe Hirsch von blendender Weiße stand auf, und huschte durch Gebüsch und Zweige. Wieder riß der Graf den Bogen in die Höhe, legte auf, spannte, zielte, aber wieder war der Hirsch aus seinen Blicken verschwunden; und immer wieder zeigte er sich in weiterer Entfernung. Statt laß zu werden, indem er sich immer vergeblich mühte, wurde der Graf immer hitziger im Verfolgen. Schon war er von seinem Gefolge ganz ferne gekommen und die Dämmerung längst hereingebrochen; doch konnte er immer noch den

weißen Hirsch unterscheiden, der vor seinen Augen oft ganz nahe sich bewegte. Er mochte eine schöne Strecke durchjagt haben, und immer war er mehr von den waldigen Berghöhen thalabwärts gekommen, ohne daß er es recht wußte, auch fühlte er keine Müdigkeit — aber seinem Pferde lief der Schweiß in Tropfen über Bauch und Mähne — es wurde immer träger, und zuletzt schien es so ermüdet, daß es seinen Reiter nimmer zu tragen vermochte. Da hielt der Graf an, denn eben hatte er wieder nach dem weißen Hirsch, der sich nur auf 40 Schritte ihm in den Schuß gestellt hatte, vergebens gezielt — er war wieder verschwunden, und von nun an zeigte er sich lange Zeit nicht mehr. Jetzt stieg der Graf vom Pferde, denn er fühlte eine Erschlaffung durch alle seine Glieder; zugleich entdeckte er, daß er ganz und gar von seinem Wege abgekommen war. Mißmuthig warf er sich nieder auf den eiskalten Boden, auf dem kaum die Eisdecke des Winters sich gelöst hatte. Er griff nach seiner Jagdflasche, um seinen brennenden Durst zu stillen, aber die hatte er der Hand seiner Jäger anvertraut; da stieß er ins Hüfthorn, doch der Klang verhallte ungehört in der stillen Nacht, denn seine Genossen waren fern und suchten den verlorenen Herrn überall, nur nicht da, wo er sich gerade gelagert hatte. Immer brennender wurde des Grafen Durst, immer schneidender die Nachtkälte auf dem harten Boden und um ihn — er erhob seine erschöpften Glieder, um eine Quelle aufzusuchen oder ein Bächlein, wo er seinen heißen Durst löschte. Den

Zügel des Pferdes in den Händen, schleppte er sich immer weiter, aber er fand Nichts, woran er sich laben konnte. Wohl eine Stunde mochte er sich mühsam durch Dornen und Gesträuch über Klippen und Steine durchgerungen haben, da, im Dunkel der Nacht, zeigte sich auf einmal wieder der weiße Hirsch. Nicht mehr hatte der Graf Lust, seinen Bogen zu spannen, dieweil er so oft geäfft worden war; er ging zu auf die Stelle, wo der Hirsch aufgesprungen war, und siehe da, eine Quelle sprudelte an dem Ort, wo sich der Hirsch gelegt hatte. In dem Augenblick, da sich der Graf niederbeugte, um seinen Gaumen zu laben, hörte er aus der Ferne ein Glöcklein tönen. Schnell machte er sich auf, nachdem er sich gelabt hatte und folgte in der finstern Nacht dem Tone des Glöckleins, das immer näher klang, sein Fuß aber ging längs einem Bächlein, das jene Quelle bildete; der Graf war in jenem damals noch mit Waldung überwachsenen Thälchen angekommen, wo der Forellenbach entspringt. Als dritter Wegführer glänzte vor ihm der weiße Hirsch, welcher jetzt wieder erschien und ihm traulich voranging. Immer heller klang das Glöcklein, je weiter Graf Gebhard fürbaß schritt. Auf einmal verschwand der weiße Hirsch, und der Graf war an Ort und Stelle, wo das Glöcklein geläutet wurde. Es tönte von dem Thürmchen einer kleinen Kirche, die von wenigen Gebäuden und einer nicht hohen Mauer umgeben war. Der Graf befand sich am Klösterlein der geistlichen Frauen zu Wachbach, das schon in alten Zeiten von

seinem Vorfahren, den Grafen von Brauneck, gestiftet worden war. Hier hatte man, zufällig als sich der Graf im Walde befand, nach Mitternacht die Mette geläutet, um die Nonnen in den Chor zum Gebet zu versammeln. — Von Wachbach aus brachte den Grafen ein Wegführer, den die geistlichen Frauen bereitwillig ihm mitgaben, in einer kleinen Stunde auf Burg Neuhaus, wo er von der ängstlich sorgenden Gemahlin, die schon Boten nach ihm ausgesendet hatte, mit Freuden empfangen wurde. — Noch größer wäre ihre Freude gewesen, wenn sie gleich damals gewußt hätte, wie ihr Gebet in der Kapelle für den geliebten Gemahl so bald erhört, und jenes verhängnißvolle Verirren für ihn ein Segen im eigentlichen Sinne des Worts geworden war. Seit jenem Tage sah man den Grafen nie mehr, weder an einem Feiertag noch Sonntag, und noch viel weniger an einem Festtage, zur Jagd reiten. Dafür begleitete er desto fleißiger seine fromme Gemahlin in die Kapelle, und nie hörte man, daß er je mehr den Ton des Glöckleins überhört hätte, so oft es die Bewohner der Burg zur Andacht rief. Er gedachte, so oft er es hörte, des Glöckleins im Thale zu Wachbach, das den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu seiner Burg, noch vielmehr aber auf den Weg zu den ewigen Wohnungen geführt hatte. Aber der Graf gedachte auch voll Freundlichkeit der Nonnen zu Wachbach, von denen jenes leitende Glöcklein zur guten Stunde geläutet worden war. Noch kein Tag war vergangen, seitdem Graf Gebhard wieder glücklich

auf Neuhaus anlangte, so erschien schon der alte Weiprecht, Meier auf Neuhaus, mit einem Wägelein vor der Pforte des Klosters und begehrte Einlaß. Er war ein willkommner Gast, denn sobald er eintrat, hob er vom Wägelein 1 Malter Korn, 3 Malter Haber, ein halbes Malter Käse, 4 Hennen und einen schweren Geldsack, darin 36 Pfund Heller lagen. Das Alles stellte er zu Handen der Frau Schaffnerin, und vermeldete beinebens einen freundlichen Gruß von seinem gnädigen Herrn, dem Grafen Gebhard auf Neuhaus: das zu einer Verehrung, darum, daß sie in jener Stunde seines Herumirrens zur Mette geläutet und einen Führer ihm mitgegeben; sie mögen fürder seiner und seiner Gemahlin im Gebet gedenken. — Bald kam Graf Gebhard und seine Gemahlin in eigner Person in das Klösterlein zu Wachbach. Beide wurden mit größter Freude empfangen, und die Nonnen sprachen ihren gerührten Dank für die schöne Verehrung aus. Aber, wie wurden sie von Neuem so freudig überrascht, als Graf Gebhard beim Abschied ein großes Pergament mit dem gräflichen Siegel hervorzog und in die Hand der Priorin legte. In der Urkunde aber stand zierlich und deutlich geschrieben: „All und Jedmänniglich, so dieß lesen, sey kund und zu wissen, daß ich, Graf Gebhard von Hohenlohe, genannt vom Neuen Haus, und mein ehlich Gemahl, Frau Adelheid, mit gutem Willen und wohlbedachtem Rath, den ehrsamen geistlichen Frauen des Klosters zu Wachbach zu einem jährlichen Almosen vergabe: 36 Pfund Heller, 1 Malter

Korn, 3 Malter Haber, ein halbes Malter Käse, 4 Hühner u. s. w. So gegeben auf Burg Neuhaus an St. Vinzentii Tag im Jahr 1282." Wirklich empfingen die Nonnen zu Wachbach alljährlich diese Gült des Grafen von Hohenlohe auf Neuhaus, und von nun an ward das Mett-Glöcklein mit Freuden geläutet, wenn es auch noch so frühe die Nonnen aus dem Schlaf in den Chor rief. Gerade nach 100 Jahren verhallte der Ton des Glöckleins im Kloster zu Wachbach, aber auch die jährliche Gült hörte auf, denn im Jahr 1381 verkauften die Nonnen Armuth halber ihre Clause mit all den Gütern, Rechten und Gewohnheiten, so wie mit ihren eigenen Leuten, um ein jährliches Leibgeding an das Deutschordens-Haus zu Mergentheim.

IV.

Der Michelsberg am Neckar.

Nur eine Schlucht trennt die Burg Horneck von dem Berg, auf welchem die Wallfahrtskapelle zum h. Michael steht. Eines der schönsten Rundgemälde am Neckar bietet sich auf dieser Höhe dem entzückten Beschauer dar. Von den Hohenloher und Löwensteiner Bergen, von den Schlössern Waldenburg und Löwenstein im Osten schweift das Auge über die an dem Neckar vorgeschobenen Gebirgsausläufer den Fluß hinab nach dem

Katzenbuckel im Odenwald hin, bis ein Kranz von Wäldern in unsrem Rücken ihm ein Ziel setzt. — Die mit Reben bepflanzte Abdachung gegen den Neckar und das Schloß Horneck heißt das Himmelreich; ob sie wegen ihrer Höhe oder wegen des trefflichen Gewächses, das hier oben wächst, diesen Namen erhalten, oder auch in Folge der Sage, die unten folgt, läßt sich nicht genau bestimmen. Der dem Felsen abgekämpfte Boden beweist sich auch dankbar für die auf ihn verwendete Mühe, denn er gibt den feurigen Himmelsreicher. Oben auf dieser Abdachung steht die uralte, von einem Friedhof umgebene Kapelle. Gleich beim Eingang gewahren wir in der Mauernische einen vierseitigen römischen Opferaltar aus röthlichtem Sandstein. Er hat eine schüsselartige Vertiefung, in welcher eine Oeffnung angebracht ist, deren Bestimmung keine andere gewesen seyn kann, als das Opferblut aufzufangen und abfließen zu lassen. Auf der rechten Seite befindet sich ein Hahn und ein Opfermesser, auf der linken ein Krug, ein Löffel oder Becken mit Stiel (Pfanne) und ein zweischneidiges Schwert eingehauen. Die auf der Vorderseite stehende Inschrift von 8 Zeilen lautet:

J (ovi) O (optimo) M (aximo) et Junoni reginae
C (ajus) Fabius Germanus (Bis)
Co (n) s (ulis) pro se et suis V (ota) s (ua)
L (ubens) L (ibenterque) M (actavit).

Dieser Altar ist schon seit dem Jahr 1564 bekannt; er weist darauf hin, daß einst auf diesem Berge eine heidnische Opferstätte gewesen, wo römische Krieger geopfert; als das Christenthum in diese Gegend drang, wurde die Opferstätte mit dem Altare zerstört und auf derselben eine christliche Kapelle errichtet, wobei man es mit den freilich an einem christlichen Gotteshause auffallenden Ueberbleibseln eines heidnischen Altars nicht so genau nahm, wie wir denn überhaupt an so manchen alten Kirchen und Kapellen des Landes Steine mit römischen Bildwerken eingemauert finden. — Eine liebliche Sage, die noch in dem Munde des Volkes geht, gibt uns Bericht über die Entstehung der Wallfahrtskapelle des h. Michael.

Der heidnische Jüngling und die christliche Jungfrau.

Zu der Zeit, als noch düstere Wildniß die Ufer des Neckars bedeckte, lebte in dieser Gegend ein heidnischer Jüngling. Er war mit einer edlen Jungfrau verlobt, die den christlichen Glauben angenommen hatte. Diese liebte ihn von ganzem Herzen, aber sie wollte ihm nicht eher ihre Hand geben, als bis er seinen Göttern entsagt und dem beseligenden Evangelium sein Herz geöffnet hätte. Nun horchte zwar der Jüngling mit Freudigkeit der lieblichen Rede ihres Mundes, mit der sie täglich und stündlich ihn zum wahren Glauben zu bekehren trachtete, aber er konnte den Sinn ihrer Worte

nicht begreifen, und sein Herz blieb verschlossen, den Segen des Evangeliums in sich aufzunehmen. Nachdem all ihr Bemühen um ihn vergeblich gewesen, verließ sie Vater und Mutter und die Heimath ihrer Jugend, und floh, von tiefem Grame getrieben, in eine schauerliche Einöde, wo sie unter den grimmen Thieren des Waldes lebte, die sie aber nicht zu verletzen wagten, sondern sie sogar noch freundlich nährten. Hier verlebte sie ihre Tage unter stetem Gebet für das Seelenheil ihres Geliebten. Als sie nun nach einigen Jahren hingewelkt war und der Engel des Todes ihr die Augen zugedrückt hatte, verkündete nur noch manche Schrift von ihr an Bäumen und Steinen das Schicksal ihrer letzten Tage. Da geschah es einsmals, daß der heidnische Jüngling, ihr Verlobter, sich auf der Jagd hieher verirrte. Er jagte ein Wild, das er nicht zum Schusse bringen konnte. Es war ein Hirsch von seltener Schöne, dem er manchmal ganz nahe kam, und dann war er schnell seinen Blicken wieder verschwunden. So verirrte er sich immer tiefer in den Wald hinein. Auf einmal war der Hirsch wieder sichtbar und er stand ihm so nahe, daß er ihn beinahe mit den Händen hätte greifen können — schon hatte er die Armbrust erhoben und den Bolzen aufgelegt, da wandte sich der Hirsch, blieb stehen und blickte ihn unverwandt an, als wollte er ihm sagen, daß ein freundlicher Schutzgeist seiner warte. Erschrocken ließ der Jüngling die Armbrust sinken, und in demselben Augenblick sah er vor sich einen hochaufgeworfenen Rasenhügel, der eine menschliche Grabstätte

verrieth. An Bäumen und Steinen umher entdeckte er eingegrabene Schriftzüge, welche ihm Kunde gaben von dem letzten Schicksal seiner Verlobten und von Allem, was sie um seinetwillen gelitten. Wie ein Engel Gottes schwebte ihm jetzt ein Bild vor die Seele, und in des Waldes Dunkel ward es plötzlich helle in seinem Innern. Was die Geliebte im Leben nicht vermocht hatte, das gelang ihr nun im Tode. Er warf sein Jägergeräth weg, stürzte den Altar seiner Götzen um, und eilte gen Worms zum Bischof, der ihn durch die heilige Taufe zum Christenthum einweihte. Hierauf erbaute er neben dem Grabhügel seiner Geliebten auf diesem Berge eine kleine Hütte aus Holz und Steinen. Davon heißt der Berg heut zu Tage Himmelreich und der Ort, wo der Einsiedler hauste noch jetzt Gotteshöhe, denn der Jüngling überließ sich hier heiligen Betrachtungen. Oftmals verirrte sich auch ein Wanderer in diese Einsamkeit, den führte er in seine Hütte, labte ihn mit Speise und Trank und leitete ihn dann wieder auf den rechten Weg. Bald lief die Kunde von dem frommen Einsiedler im Lande umher. Zahlreiche Wallfahrten zogen hin, und jeder fühlte sich in seiner Gegenwart frei von allen Leiden und Drangsalen. Endlich, da der Einsiedler alt und schwach war, pochte es in einer stürmischen Nacht an die enge Pforte seiner Zelle; ein Pilger trat herein, hoch und schön gestaltet, und aus seinen Augen leuchtete hoher Friede. Eiligst zündete der Einsiedler ein Feuer an, die Kleider des Fremdlings zu trocknen und seine Glieder zu erwärmen,

und setzte ihm Speise und Trank vor; dann kniete er, wie er gewohnt war, nieder, und verrichtete mit zitternder Stimme, aber freudig und glaubensvoll, sein Nachtgebet. Da trat der Pilger, das Haupt umgeben von einem Strahlenkranz, zu dem Betenden, der ihn, ohne ein Wort hervorbringen zu können, staunend anblickte, und sprach mit himmlischer Milde: Dein Flehen ist erhört, du frommer Knecht, gehe ein zur Ruhe deines Herrn. Damit küßte er den Sprachlosen auf die Stirne. Entflohen war die erlöste Seele. Am Morgen fanden ihn die Waller sanft entschlafen neben dem kleinen Altar, das Bild des himmlischen Friedens und der Ruhe, nach heißen Kämpfen. Weinend begruben sie ihn und bauten ein Gotteshaus an der Stelle, dem h. Michael geweiht. Das Kirchlein steht noch und schaut weit in die Lande, vormals gar oft besucht von Wallfahrern. Noch heut zu Tage wird Gottesdienst in dem Kirchlein gehalten, und die Todtenkränze der im Friedhof ruhenden Jungfrauen vom Dörflein Böttingen unten am Fuße des Michelsbergs werden in der Kapelle aufbewahrt.

V.

Burg Laufen am Neckar.

Da, wo der liebliche Neckar in zwei starken Krümmungen der Stadt Heilbronn zueilt, liegt der uralte Ort Laufen, dessen Kirche schon seit dem Jahre 741

bis 746 urkundlich genannt wird. Doch noch älter mag die ursprüngliche Anlage der Burg seyn, deren Reste sich auf der im Neckar liegenden Felseninsel erheben, dem Sturm von Jahrhunderten noch Trotz bietend. Zuverläßig stand auf dieser, durch eine Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbundenen Felsenhöhe, ein Kastell der Römer, wie sie solche unter den Kaisern Postumus und Probus anzulegen pflegten, um von hier aus diesen Theil des sogenannten Zehentlandes zu bewachen. Doch auch dieses Kastell fiel im Sturm der Zeiten, und auf seinen Trümmern baute ein späterer Besitzer die jetzige Burg. Das war der berühmte Graf des Nordgaues, Ernst, welcher ums Jahr 832 das kaiserliche Kammergut Laufen (villa Lauppa) vom Kaiser Ludwig dem Frommen zum Geschenk erhielt. Er war es wohl auch, der die durch die Brandung des Neckars entstandene Felsenkluft künstlich zu arbeiten anfing, indem dieß zu seinem Zweck, die Gegend zu verschönern, wesentlich war, und seine Nachfolger vollendeten dieses Werk, das zur Befestigung der Burg so sehr diente, indem die Felsenhöhe ganz und gar vom Ufer getrennt wurde. Graf Ernst soll ein Sohn des Gebhard, und Enkel des Herzogs Tassilo, Grafen in Ostfranken, aus Agilolfischem Stamme gewesen seyn. Er stand wegen seiner Tapferkeit und Frömmigkeit bei Kaiser Ludwig in großen Gnaden, und auch noch unter Kaiser Ludwig dem Deutschen war er sehr angesehen. Kaiser Ludwig hatte ihm seine eigene Tochter Friedburga zur Ehe gegeben, er selbst aber wurde der Schwiegervater

von Karlmann, dem ältesten Sohne Ludwig des Deutschen, der seine Tochter ehlichte, deren Namen nicht überliefert ist. Aber gerade diese Verbindung führte seinen Sturz herbei, denn, da er im Jahr 861 seinem Schwiegersohne bei einem Aufstandsversuche desselben gegen seinen Vater beistand, so wurde er von diesem aller seiner Ehrenämter entsetzt und verlor wohl auch sein kaiserliches Lehen zu Laufen. Er starb auf seinen Allodialgütern im Jahr 861; seine Söhne, Ernst II. III. V. V., erhoben sich wieder zu hohen Ehren.

Die Burg Laufen war seit dem Jahr 861 wieder reichsunmittelbar. Erst mit dem Jahr hören wir von andern Besitzern der Burg, die wahrscheinlich in Laufen oder in der Nähe ihren Ursprung hatten, und in ihrer Familie hauptsächlich den Namen Boppo führten. Der erste dieses Namens wird schon im Jahr 1011 genannt, und dann noch einmal als Zeuge bei Gründung des Stifts Oehringen im Jahr 1037. Von ihm stammten drei Söhne: Heinrich, Bruno I., der zugleich Graf im Kraich-, Enz- und Elsenzgau war, und Arnold, dessen Gemahlin Adelheid eine Urenkelin Kaiser Heinrichs III. gewesen. Arnold hinterließ drei Söhne, Heinrich II., welcher ausdrücklich ein Graf von Laufen (de castro Loufe) genannt wird, Bruno, der Erzbischof von Trier gewesen (v. 1102—1124), und das Kloster Odenheim im Kraichgau stiftete, und Boppo II., der durch seinen Sohn Conrad I. den Stamm fortpflanzte. Dessen Sohn Boppo III. erhielt die väterlichen Lehen und lebte noch bis zum

Jahr 1174. Er zeugte drei Söhne: Heinrich II., Boppo IV., Conrad II. Von ihnen starben Heinrich und Conrad ohne Nachkommen, Boppo hinterließ zwei Töchter. Er ist wahrscheinlich der Besitzer der Burg Dilsperg am Neckar gewesen, denn im J. 1208 bewohnte er diese Burg. Von seinen zwei Töchtern brachte Mechtild nach Aussterben des männlichen Mannsstammes die Erbgüter der Grafen von Laufen an das Geschlecht der Dynasten von Düren (Walddüren), welches sofort den gräflichen Titel und den Familiennamen Boppo führte.

Nach Absterben der Grafen von Laufen wurde die Burg wieder reichsunmittelbar, denn nie wird unter den Besitzungen der Dynasten von Düren in nachfolgender Zeit der Name Laufen genannt. Als solche wurde sie mit der Stadt im Jahr 1227 von Kaiser Friedrich II. von Staufen dem Markgrafen Hermann von Baden verpfändet und nie wieder eingelöst. Seitdem saßen Vögte in der Burg auf der Felseninsel, und diese konnten wohl jenem edlen Geschlecht angehört haben, von dem schon ein Hermann von Laufen vom Jahr 1156 bis 1165 vorkommt. Schon vor 1346 wohnte zu Laufen Albrecht der Hovewart von Kirchheim; er hatte die Burg an dem Neckar (im Neckar) von einem gewissen Gerhard von Ubstatt erkauft, der auch sonst Besitzungen zu Laufen hatte. Er verkaufte im Jahr 1369 diese an die Grafen von Wirtemberg, nachdem er ihnen schon früher Stadt und Schloß Laufen zu Kauf gegeben, welche er von den Markgrafen

von Baden im Jahr 1346 erworben hatte. Aber nur zu drei Theilen war die Burg am Neckar an Wirtemberg übergegangen. Den vierten Theil besaß noch im Jahr 1434 ein gewisser Hermann Nest von Oberstein und seine Hausfrau von Wisenbrunnen nebst einem Theil am Zehenten, so wie einigen Gefällen. Derselbe verkaufte dies Alles im genannten Jahre an die Grafen von Wirtemberg um ein gewisses Leibgeding. Weil aber dieser Theil des Schlosses so wie die übrigen vom Reiche zu Lehen rührten, so empfing sie Graf Ludwig für sich und seinen Bruder Ulrich von Kaiser Sigmund zu Ulm zu Lehen. — Seitdem Wirtemberg Laufen erworben hatte, setzte es daselbst seine Obervögte. Hans Kriech im Jahr 1386 war einer der ersten, dem noch zwanzig von Adel bis 1585 folgten. Das Schloß in der Stadt, das an das obere Thor stieß, war wohl ihr erster Wohnsitz; als aber dieses schon zu Ende des 15. Jahrhunderts sehr baufällig und unwohnlich geworden war, wurde die Burg im Neckar ihre Wohnung. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war die alte Burg auf der Neckarinsel sehr wohnlich. Ein hoher dicker Mantel umgab dieselbe, und der viereckigte Thurm aus Quadern hatte eine Höhe von 180 Fuß, war inwendig 8 Fuß weit, und hatte 7 Fuß dicke Mauern. Von nun an hatte diese Burg wie die Stadt viel zu leiden. Als im J. 1643 die französisch-weimar'sche Armee von Franken her zog, legte der Generallieutenant Tupadel einen Kapitain Paul mit einer Anzahl Dragoner zur Bewahrung des Passes

in die Burg. Im J. 1672 legte Herzog Eberhard III. in die Gränzorte Reiter und Fußvolk, um sie gegen die Streifereien verschiedener Armeecorps zu schützen. Er kam in eigener Person nach Laufen, besetzte den Paß am Neckar mit Fußvolk, und ließ Stadt und Burg besser befestigen. Um so auffallender ist es, wie die Burg im Neckar so bald in Verfall gerathen, wie wir jetzt sehen, da sie in allen späteren Kriegsunruhen, die besonders diese Gegend am Neckar betroffen, immer verschont geblieben war. Doch war sie noch die Wohnung der Oberamtleute, die seit dem Jahr 1759 an die Stelle der Obervögte traten. — Dermalen ist hier der Sitz des Hofkameralamts mit einem freundlichen Wohnhaus und Garten. Noch jetzt gilt von diesem schönen Wohnort, was einst Carl Jäger, der geistreiche Beschreiber der Neckargegend, davon rühmte: „Wenn wir die niedlich gelegene Wohnung des Beamten, mit Allem umgeben, was zu des Lebens Nothdurft und Ergötzung des Auges dient, den geschmackvoll angelegten Garten, der an verschiedenen Orten immer überraschendere Ansichten darbietet, und den altergrauen Thurm, der mitten in dieser üppigen Vegetation als ein Geist von der Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte zeugt — wenn wir Alles dieses betrachten, so wird man den Wunsch sehr verzeihlich finden, hier die Tage seines Lebens in heiterer Feier der Natur zubringen zu dürfen!“ — Setzen wir uns an einem der vielen lieblichen Plätzchen, schlagen das Buch der Legenden auf, und vernehmen, was sich in altergrauen Tagen auf

dieser lieblichen Insel und in den Räumen der nun zerfallenen Burgmauern begeben.

Die heilige Regiswindis.

Kaiser Ludwig der Fromme pflegte oft sich auf seinen Landsitzen von des Herrschens Mühen zu erholen. Eine besondere Vorliebe hatte er für das biedere Schwabenland; hier war er, der so manche Untreue erfahren hatte, sicher. Er hatte hin und wieder Meierhöfe angelegt, auf denen er sich auch dem Vergnügen der Landwirthschaft überließ. Ein solcher Meierhof war auch Laufen am Neckar, vorher Eigenthum des unglücklichen Herzogs Theudebald, nun in Ludwigs Händen. Einst kam Ludwig auch hieher; in seinem Gefolge war ein hochedler Herr, Namens Ernst — ein Graf aus dem Nordgau — dem war Ludwig mit besonderer Huld und Liebe zugethan; er war es, der dem Kaiser manche trübe Laune verscheuchte und manchen Schmerz über erfahrenen Undank vergessen machte, darum mußte er allezeit in seinem Gefolge seyn.

Längst schon hatte der schöne Meierhof den edlen Ritter, der die Freigebigkeit seines Kaisers kannte, angesprochen. Hier an den Ufern des Neckars schien die Natur ihre Reize mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestreut zu haben, um dieses Thal zu einem der schönsten Punkte der in dieser Hinsicht so reich ausgestatteten Gegend zu machen. Dießmal wußte Ritter Ernst seinen Kaiser zu besonders guter Laune zu stim-

men, und als er einsmals mit ihm des Abends von einem Jagen recht fröhlich nach Hause ritt, brachte er seine demüthige Bitte, der Kaiser möchte ihm seinen Meierhof zu Lehen geben, so geschickt an, daß Ludwig nicht umhin konnte, ihm dieselbe zu gewähren. Den mitten in dem Neckar ganz isolirt ragenden Felsen ersah sich Graf Ernst, um mit seiner Gemahlin Friedburga darauf zu wohnen. Er baute daselbst eine Burg, in der er auch vor Feindes Angriff sicher seyn konnte; unter sich den Fluß, der den Felsen von allen Seiten umspült, über sich den blauen Himmel, und rings umher eine äußerst freundliche Natur — fühlte sich der Graf bald recht zu Hause auf seiner neuen Burg. Hier lebte er mit Friedburgen in Ruhe und Frieden, und gewann bald ein großes Ansehen in der Gegend; zu seinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen, als ihm Friedburga ein Töchterlein gebar, die er Regiswindis hieß. So oft Ludwig in die Gegend kam, mußte Ernst sein Begleiter seyn, wenn es da oder dort etwas zu sehen, anzuordnen und zu schlichten gab. Manchsmal begleitete ihn Friedburga, das zarte Kind ließen sie in den Händen einer Wärterin zurück, die im Rufe besonderer Klugheit stand, und auch sieben Jahre lang, zur großen Zufriedenheit der Eltern, des Kindes pflegte.

Eines Tages begab es sich, daß einer von Ernsts Dienstleuten, ein Bruder der Wärterin, beim Hüten der Pferde auf den benachbarten Waiden sich eine große Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließ. Da er nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen wußte,

ließ ihn der Graf zur Warnung für Andere stäupen. Als solches die Wärterin vernommen, ergrimmete sie darüber, und beschloß, an ihrem Herrn schreckliche Rache dafür zu nehmen; sann auch lange darauf, wie sie solches am besten thun könnte. —

Da geschah es, daß der Graf mit seiner Gemahlin eine Reise machte, und niemand auf der Burg war, als die Amme mit dem zarten Kinde. So sehr diese das Mägdlein auch liebte, so ergriff sie dennoch jetzt, da sie sich allein mit ihm sah, die Wuth der Hölle; die alte Rachgier erwachte von neuem. Sie ergriff das Kind, eilte mit ihm auf die äußerste Spitze der Burgmauer, erwürgte es, und warf es in den vorübereilenden Fluß, der die schreckliche That verbergen sollte. Mit starren Blicken sah sie in den jähen Abgrund, und vernahm, wie das Wasser tobte und sprudelte, gleich als wollte es seinen Abscheu zu erkennen geben. Sie glaubte hierin die Stimme des Richters zu vernehmen, erwachte aus ihrem Wahnsinn, und eilte, gefoltert von Gewissensbissen, an der entgegengesetzten Seite des Neckars sich in seine Wellen hinabzustürzen. Plötzlich erschienen einige Dienstmannen der Burg, verhinderten die Ausführung ihres Vorhabens, und befragten sie darüber, worauf sie ihre That bekannte. Nach diesem Geständniß entwich sie ihren Händen, und man wußte nicht, was aus ihr geworden.

Alle, die es vernahmen, wie die boshafte Amme die kleine Regiswindis gemordet habe, waren tief betrübt; voll Angst und Schrecken gingen sie an den Ufern auf

und ab, das Kind zu suchen; da fanden sie es endlich in einem Strudel; sein zartes Angesicht war weiß, seine Wangen roth, und seine Aermelein hatte es kreuzweise über die Brust geschlagen. Darauf zogen sie den zarten Körper aus dem Wasser, beriefen die Diener der Kirche nebst vielen Andern, die dem Grafen Ernst in Lieb und Freundschaft zugethan waren, und begruben ihn unter heißen Thränen, der Burg gegenüber, an dem jenseitigen Ufer des Neckars. Nach etlichen Tagen kam Ernst mit Friedburgen wieder nach Hause ein fröhliches Getümmel von Knappen kam ihm sonst; entgegen, und jeder beeiferte sich, der erste zu seyn, der seinen Herrn bediente. Aber dießmal war Alles in Todesstille versunken, und auch an der Schloßpforte war niemand, der ihnen ihre Pferde abnahm. Bedenklich eilten sie über den Burghof hinweg, und ergrimmt fragte Ernst den ersten seiner Dienstleute, was dieses zu bedeuten habe? Da erzählte er ihm weinend, wie das zarte Kind durch die boshafte Amme getödtet worden sey, und daß es dort drüben schon im kühlen Grabe liege.

Da ging es an ein Trauern und Klagen über den Tod des geliebten Töchterleins, daß die Burg davon wiederhallte, und Friedburga wollte sich nimmer trösten lassen. — Als nun der fromme Bischof Humbert von Würzburg erfuhr, wie den Grafen Ernst so großes Leid betroffen habe, so machte er sich auf gen Laufen, um den betrübten Eltern den Trost der Kirche zu bringen. Er ließ sich alles erzählen, und als man

ihm sagte, wie sich die Gesichtsfarbe des Kindes auch im Tode nicht verändert, und es seine Arme kreuzweis über einander geschlagen habe, so wußte er dieses auf besondere Heiligkeit des Kindes zu deuten und rieth deßhalb dem Grafen, über dem Grabe eine Kapelle zu bauen, zu Ehren der heiligen Regiswindis. Ernst handelte im frommen Glauben seiner Zeit, und that, wie ihm der Bischof gerathen. Als man den Leichnam in einen silbernen Sarg legte, hörte man den Gesang der Engel, die dieses Kind selig priesen. Humbert weihte die Kapelle ein, und viele Gläubige wallfahrteten zu der Stätte, wo die Gebeine der heil. Regiswindis ruhten.

Drüben auf dem Schlosse ward es aber nun bald einsam und leer; Ernst und Friedburga wollten da nicht mehr wohnen, wo ihnen so großes Leid widerfahren war; die schönen Ufer des Neckars hatten für sie ihren Reiz verloren. Sie zogen wieder in ihre alte Heimath.

Nach 400 Jahren ging die Kapelle der h. Regiswindis in Abgang, aber nicht ihr Andenken. Es wurde im Jahr 1227 ihr zu Ehren neben der abgängigen Kapelle eine neue prächtige Kirche in edlem Style erbaut, die jetzige Hauptkirche im Dorfe, die freilich im Laufe der Zeit manche Aenderung erlitten haben mag, denn von den vier Erkern und den goldenen Knöpfen die sie einst zierten, ist Nichts mehr zu sehen. Am 15. Juni des genannten Jahres, wurden die Gebeine der kleinen Heiligen in die neuerbaute Kirche überge-

tragen und im Chor eingesenkt. Auf die Gruft wurde eine Steinplatte, in Gestalt eines Sarges, gelegt, die innen hohl ist und drei Oeffnungen hat. Sie trägt die gothische Inschrift: Anno Domini millesimo ducentesimo vicesimo septimo fuit canonisata et translata virgo et martir sancta Regiswindis et fundata ecclesia. (Nunmehr befindet sich dieser Grabstein an der nördlichen Seite des Chors eingemauert.)

Im Jahr 1521 wurde S. Nensis (Regiswindis) Sarg, zur Aufbewahrung ihrer irdischen Reste gemacht, wozu 56 Mark Silber im Werth von 729 fl. verbraucht wurden; als die Reformation eingeführt wurde, soll der silberne Sarg in einen zinnernen umgewandelt worden seyn. Im Jahr 1529 machte ein Kaplan der Kirche, Michael Epp, auf die Thüren welche das Monument der Heiligen einschloßen, folgende zierliche Inschrift:

En cubat insigni celebris Virguncula tumba
Regiswindis in hac martyr et eximia.
Quam fera primævo nutrix in flore juventæ
Insontem oppressit, acta furore gravi.
Urna per æternum summo dilecta tonanti
Ossa verenda tenet, spiritus astra colit.

(Sieh in dieser merkwürdigen Gruft liegt Regiswindis das berühmte Mägdlein und die ausgezeichnete Märtyrerin, welche die rohe Amme, von Wuth getrieben, in der ersten Blüthe der Jugend unschuldig erwürgte. Die Urne birgt die dem Herrscher im Donnergewölk ewig

theuren Gebeine, der Geist wohnt über den Sternen.) In derselben Kirche war früher auch ein altes Gemälde zu sehen, das die Todesgeschichte der Jugendlichen darstellte — wie diese Legende überhaupt auch sonst im 16. Jahrhundert zum Gegenstand bildlicher Darstellung gewählt worden ist.

Südlich von der genannten Kirche steht noch ein Alterthum, das wir nicht unbeachtet lassen dürfen: es ist die eigentliche Regiswindis-Kapelle, welche wohl erst im 14. Jahrhundert aus den Ueberresten der abgegangenen uralten Wallfahrtskapelle erbaut worden. Sie ist im Grundriß ein Quadrat von ungefähr 18 Fuß Breite, die Bedeckung bildet eine achtseitige Pyramide aus Quadern construirt; dieselbe ist im Innern hohl, ebenfalls achtseitig. An der Ostseite ist ein Chor angesetzt mit drei Façen und spitzbogigem Gewölbe. Im Innern sieht man noch Spuren von Frescomalerei. Endlich ist dieses altehrwürdige Denkmal wieder hergestellt worden. Die K. Hofkammer hat 100 Thaler dafür bewilligt — der Alterthumsverein zu Stuttgart hat eine ziemliche Summe zur Wiederherstellung beigesteuert, ebenso hat auch die Stadt Laufen das Ihrige dazu beigetragen, und steht nun am freundlichen Ufer des Neckars wieder eine schöne Regiswindis-Kapelle.

VI.

Kloſter Hirſau.

Die neuere Zeit hat verſchiedene Anſichten von den Klöſtern aufgeſtellt: wenn die eine nichts anderes darin ſah, als den Sitz der Verfinſterung, ſo hat dagegen die andere eine die ſchwärmeriſche Stimmung anſprechende Seite ihnen abzugewinnen geſucht. Wie wenig man bei dieſen beiden Anſichten der urſprünglichen Beſtimmung der Klöſter ſich zu erinnern gewußt, bedarf kaum angezeigt zu werden. Was die Burgen für das bürgerliche Leben geweſen ſind, das waren die Klöſter für religiöſe und wiſſenſchaftliche Bildung, Pflanz- und Zufluchtsſtätten gegen die Vergewaltigungen der Zeit, und ſicher geſtellt in Abſicht ihrer inneren Bedürfniſſe durch reichliche, unantaſtbare Stiftungen, Alles in Formen die wir nach ihrer, nicht nach unſerer Zeit beurtheilen müſſen. Dieſe kulturhiſtoriſche Bedeutung hatten beſonders in Deutſchland die Klöſter Reichenau im Bodenſee, ſo wie Hirſau im Schwarzwald. Beinahe gleichzeitig geſtiftet, Reichenau nur noch bedeutſamer, wie St. Gallen, durch die ſogenannten äußeren Schulen (für Bildung weltlicher Zöglinge) haben dieſe drei Klöſter, wozu wir noch, wenn auch ſpäter gegründet, das Kloſter Maulbronn zählen dürfen, am längſten ihre wichtige Bedeutung feſtgehalten, wodurch ſie ein Segen für die nähere und fernere Umgebung geworden ſind. Wir

wenden uns dem im lieblichen Schwarzwaldthale gelegenen Kloster Hirsau zu, das noch in seinen Trümmern zeigt, wie prächtig es vor Zeiten gewesen.

Zwei liebliche Sagen eröffnen die Geschichte des Klosters Hirsau.

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung (ums Jahr 643) da kaum noch das Christenthum in den Wäldern Alemanniens Eingang gefunden, lebte eine reiche, edle und fromme Wittwe zu Calw, mit Namen Helizena, die stammte aus dem Geschlecht der Grafen jenes Orts. Ihr einziger Wunsch war, da sie keine Kinder hatte, sich ganz dem Himmel zu weihen; darum lag sie oft in brünstigem Gebete vor Gott, daß er ihr offenbaren möge, wie sie ihre zeitlichen Güter ihm wohlgefällig anwenden könnte. Da begab sich einsmals, daß sie in der Nacht über einem einsamen Thale in den Wolken eine Kirche erblickte, unten im Thale aber drei schöne Fichtenbäume, die aus Einem Stamme gewachsen waren, und aus den Wolken vernahm sie die Worte: Helizena, hab' Acht! dein Gebet ist erhöret, und dessen zum gewissen Wahrzeichen siehe hier dieses ebene Feld, darauf drei Fichten stehen, welche aus Einem Stamme gewachsen, da sollt du diese Kirche niedersetzen. Als sie vom Schlaf erwachte, stand ihr das Thal, so sie im Traum gesehen, noch ganz vor Augen, ob sie gleich vordem nie dahin gekommen war. In stiller Demuth zog sie des andern Tags, Gott zu Ehren, ein Festkleid an, und ging in Begleitung einer Magd und zweier Knechte hinaus, als ginge sie spa-

zieren, ging ins Thal hinab und stieg dann auf einen Berg. Da ersah sie von dem Berge die Gegend, so sie im Traume erblickt hatte; es war ein lieblich Feld, darauf drei Fichten standen, die aus Einem Stamme gewachsen waren. Fröhlich eilte sie den Bäumen zu, und fiel weinend vor Freude auf die Erde, küßte den Boden, zog ihr seiden Gewand aus, und legte es sammt all ihrem Schmuck und Edelgestein unter die Bäume nieder, damit anzuzeigen, daß sie all ihr zeitlich Gut dieser Stelle schenke, und also hier zu Gottes Ehren ihre Habe verwenden wolle. Sofort kehrte sie nach Hause zurück, berief ihre Oheime, die Herren von Calwe, Egward und Leupold, den Ortsvorsteher und ihr eigenes Gesinde, und bat, ihr Vorhaben auseinandersetzend, um die Einwilligung ihrer Verwandten, da der zur Gründung der Kirche auserseheue Grund und Boden jenen angehörte. Diese willigten gerne ein, und vergabten Wald, Waide und Felder zur Stiftung. Alsbald ließ Helizena ihr Festkleid, ihre Ringe und Kostbarkeiten in die St. Nicolai-Kapelle zu Calwe bringen, und gelobte Gott und den Heiligen, daß sie künftig Nichts mehr dergleichen tragen wolle. Nun begann sie den Bau der Kirche, vollendete ihn in drei Jahren, und bat Gott, er möge sich der Kirche in Gnaden annehmen. Bald hernach ward ihr weiter im Traume eingegeben, sie sollte zu der neuerbauten Kirche einige Personen setzen, um dem Gottesdienst abzuwarten. Sie ließ also auch ein Haus zur Wohnung für diese bauen und verordnete darein vier Männer, welche der Welt entsagt

hatten und die sie mit Allem, was zum Lebensunterhalt erfordert wurde, versorgte. Vieles Volk von der umliegenden Gegend strömte andächtig zu dieser Kirche, die dem heiligen Nazarius geweiht wurde. Das war der erste Anfang des Klosters Hirsau; im Jahr 830 erfolgte eine zweite Stiftung.

Um diese Zeit lebte Graf Erlafried von Calwe, ein reicher und mächtiger Mann, und wohlgelitten bei Kaiser Ludwig dem Frommen. Er hatte einen Sohn, Namens Notting, welcher Bischof von Vercelli geworden war. Aber auch an den schönen Ufern des Po konnte er sein heimathliches Thal im Schwarzwald nicht vergessen. So faßte er einmal den Entschluß, sein theures Vaterland und die lieben Seinigen wieder zu sehen, aber er wollte nicht ohne Gabe ins Vaterland zurückkehren. Längst besaß er die Gebeine des heiligen Aurelius aus Armenien, dem er zu Vercelli ein kostbares Grabmal erbaut hatte. Diesen Schatz bestimmte er für seine Heimath, aber er wollte solch Vorhaben nicht ausführen, ohne den Willen Gottes zuvor darüber zu vernehmen. Darum wandte er sich im Gebet zu Gott, brachte eine ganze Nacht schlaflos vor dem Grabe des Heiligen zu, warf sich zur Erde nieder und rief also den Gottesmann Aurelius an: heiliger Vater Aurelius, meine Zierde und nächst Gott mein einziger Hort, ich schütte vor dir aus das Anliegen meiner Seele und bitte dich, bei der göttlichen Liebe, laß mich nicht länger im Zweifel, und belehre mich, deinen demüthigen Knecht, damit ich weiß, was ich thun soll, nach Gottes und

deinem Willen. Also betete er knieend und unter Thränen, legte sich dann müde nieder und entschlief. Siehe da! im Traume erschien ihm der heil. Aurelius, angethan mit priesterlichem Schmucke, glänzender als die Sonne, und sprach: Heil dir, Bruder Nottingus! stehe auf, laß dein Weinen, ich bin dazu da, um dich nach Deutschland zu begleiten, und mehr Seelen dort dem Herrn zu gewinnen, als mir im Leben gelungen, so lange ich unter den Völkern predigte und durch Wunder berühmt war. Kommst du dahin, so sollt du ein Kloster der Diener Gottes gründen, da, wo dir ein Blinder begegnen wird, dem auf sein Gebet das Licht der Augen wieder geschenkt werden soll. Dieß gesagt, verschwand der Heilige wieder. Sobald sich der ehrwürdige Bischof vom Schlafe erhob, öffnete er noch in der Nacht den Sarg, trug die Gebeine des Heiligen in der Stille in sein Haus, nachdem er das Grabmal sorgsam verschlossen, und ließ die Bewohner von Vercelli lange Zeit in dem Glauben, daß sie noch den theuren Gast in ihrer Mitte hätten, den sie nimmer besaßen. Nun rüstete Notting Alles zur Abreise, wählte aus seiner Dienerschaft die getreusten zu seinen Reisegefährten, ließ einem Maulthiere die Kiste mit den Gebeinen des heiligen Aurelius aufladen, und trat seine Fahrt in die Heimath an. Er langte nach kurzer Zeit glücklich in Deutschland an, und wurde von den Seinigen in der Heimath mit Jubel empfangen. Nun zeigte er seinem Vater und Allen, die allda wohnten, an, welch theuren Schatz er ins Land bringe. Da noch im Augenblick

kein geweihter Ort vorhanden war, der würdig wäre, den hohen Gast aufzunehmen, und man nicht wollte, daß diese heiligen Reste über drei Tagen unter sündigen Menschen verweilen, so hielt man einen gemeinen Rath, wo man dem h. Bekenner eine Wohnung bereiten sollte. Zu derselbigen Zeit stand nicht weit von der Burg des Grafen Erlafried eine dem h. Nazarius geweihte Kapelle, welche dem Berge, auf dem sie erbauet war, den Namen gab bis auf den heutigen Tag. Da hielten es Alle für gut, den Leib des h. Vaters in dieser Kapelle einstweilen niederzulegen, bis man einen passenderen Ort dafür finden würde. Am folgenden Tage machte sich Notting mit seinen Dienern und sein Vater Erlafried mit seinem jüngern Sohn Ermefried frühe auf, an sie schloßen sich viele Edle und Leute vom Volk an, welche Graf Erlafried den werthen Gästen zu Ehren versammelt hatte, und nun, nachdem alles Nöthige zu Ehren des Heiligen angeordnet war, schickte man sich an, den Leib des Heiligen die Anhöhe hinan zur genannten Kapelle des h. Nazarius zu tragen. Als man aber an jenem Platze ankam, wo hernach das Kloster des h. Aurelius errichtet worden, siehe da trat ein Blinder mitten in die Schaar, entgegen dem h. Leibe und fieng an, mit lauter Stimme zu rufen: erleuchte mich, heiligster Gottesverehrer Aurelius, durch deine Fürbitte, wie du mir es verheißen hast! Da sprach Bischof Notting zu ihm: wo hat der h. Aurelius dir verheißen, daß er dir das Augenlicht geben wolle? der Blinde antwortete: in dieser Nacht ist mir der Heilige in der Noth meiner

Seele erschienen und sprach zu mir: Morgen, im Namen Jesu Christi, wirst du das Augenlicht erhalten. Und ich sprach: Herr, wer bist du? Er antwortete: ich bin der Bischof Aurelius, neuangekommen in Deutschland, und hat mich der Sohn deines Grafen Erlafried hiehergebracht. Als der Blinde das gesagt hatte, rief er noch einmal: heiliger Aurelius, hilf mir, daß ich dich sehe. Zur Stunde wurden seine Augen geöffnet und er sah vollkommen. Alle Anwesenden aber, als sie das so seltene Wunder sahen, lobeten Gott und sprachen: gelobt seist du, Herr Jesu Christ, du Sohn des lebendigen Gottes! und ein Jeder sagte zum Andern, der ihm zur Seite stand: o wie groß ist jener Heilige, der auch Blinden das Licht geben kann. Darnach sagte Notting zu seinem Vater Erlafried: diesen Platz hier hat der heil. Aurelius zu seinem Wohnort erlesen. Sofort hielt Bischof Notting allda eine Messe, und setzte den h. Leib des Aurelius an einer dazu bereiteten Stätte nieder. Darauf nach wenigen Tagen legte Notting seinem Vater und Bruder dar, wie er längst auf Ermahnung des heil. Aurelius im Traume ein Gelübde gethan, und bat, flehte und beschwor sie, sie möchten aus Liebe zu dem allmächtigen Gotte, zu Ehren des heil. Petrus, des Apostelfürsten, so wie des heil. Bischofs Aurelius, ein Kloster für Gottes Diener gründen, und zwar an demselben Ort, wo der Blinde das Augenlicht erhalten; zugleich verhieß er, nach seinen schwachen Kräften das Werk zu fördern. Es bedurfte keines langen Zuspruchs, denn das geschehene Wunder

hatte auf die Herzen gewirkt; auch war Graf Erlafried ein gottesfürchtiger Herr, der längst das Himmlische dem Irdischen vorzog, und den Armen liebend diente. Ohne sich zu bedenken, verhieß er, sammt seinem Sohn Ermfried, Alles zu erfüllen, um was Notting bat. Kaum war derselbe nach Vercelli zurückgekehrt, so fieng er schon an, an dem genannten Platze dem heil. Aurelius zu Ehren ein Kloster zu erbauen. Im Jahr 831 wurde der Bau begonnen, und nach sieben Jahren vollendet. Jene Gegend bei Calw lieferte Holz und Steine im Ueberfluß, daß man Nichts für den Bau weit herholen mußte, dazu sandte Bischof Notting aus Vercelli eine Menge Gold und Silber, theils um den Bau zu fördern, theils zum ersten Unterhalt der Mönche, die allda sich ansiedeln sollten. Auch schickte er goldene und silberne Kreuze und Becher für den Gottesdienst, ferner Bücher und allerhand Gezierden zur Ausschmückung des Gotteshauses, um doch auch einen Antheil am schönen Gott geweihten Werke zu haben. Als Kirche und Kloster vollendet stand, begabte sie Graf Erlafried reichlich mit Gütern und Höfen, und Pabst Gregor VI. bestätigte die ganze Stiftung in einer feierlichen Urkunde. Am 15. Mai 838 trafen fünfzehn Benediktinermönche mit ihrem Abt Liudebert aus Fulda ein, die Graf Erlafried von dem damals so berühmten Rabanus Maurus erbeten hatte. Die Einweihung der Kirche, zu Ehren des h. Petrus und Aurelius, geschah am 11. September des genannten Jahres; sie erhielt den Namen Aureliuskirche.

In der Folgezeit kam das Kloster in Abgang, theils durch die Pest, theils durch Bedrückungen der Schirmvögte, theils durch die Ausartung der Mönche selbst. Im Anfang des 11. Jahrhunderts wurden die Mönche sogar vertrieben und das Kloster blieb 63 Jahre leer, bis Pabst Leo IX. aus dem Geschlechte der Grafen von Egisheim und verwandt mit den Grafen von Calw, diese seine Vettern bei einem Besuch in Calw durch Androhung des Bannes zur Wiederherstellung des Klosters veranlaßte. Zum zweiten Mal half jetzt eine Frau, die Gräfin Wiltrud, Gemahlin des Grafen Adelbert II. von Calw, eines Neffen des genannten Pabsts, dem fast abgegangenen Kloster wieder zum Aufgang. Sie bewirkte bei ihm, daß er sich entschloß, das schadhaft gewordene Gebäude von Neuem herzustellen. Im Jahr 1066 berief er zwölf Mönche mit einem Abt Friedrich aus dem Kloster Einsiedeln, um das Kloster neu zu besetzen. Nach zwanzig Jahren war der Bau der Kirche und des Klosters vollendet. Bei der Einweihung am 4. Septbr. 1071 erhielt das Kloster die widerrechtlich entzogenen Güter wieder zurück. Am 9. Oktbr. 1075 unterzeichnete Pabst Gregor VI. den zweiten Stiftungsbrief und nahm das Kloster in seinen besonderen Schutz. Von nun an beginnt die Glanzperiode Hirsau's, sowohl durch die Schenkungen des umwohnenden Adels, als auch durch die Weisheit des Abtes Wilhelm und die Zucht seiner Mönche. Die Zahl der letzteren vermehrte sich bis auf 150, hiezu kamen noch 50 Laienbrüder und 50 andere, damals Oblaten (Dargebotene)

genannt, die sich während des Kampfes zwischen dem Kaiserthum und der Kirche zu dieser flüchteten, ihre weltliche Kleidung zwar beibehielten, aber dem Kloster als geschickte Handwerker dienten. Aus Hirsau gingen nunmehr Colonien von Mönchen nach Schwaben und Franken. Während der 22 Jahre seines Regiments (1069—1091) entsendete Abt Wilhelm aus Hirsau 130 Aebte nach verschiedenen Klöstern, und über 100 in Verfall gekommene Klöster brachte er theilweise oder gänzlich wieder mit seinen Mönchen in Ordnung. Die Zahl der Mönche, Laienbrüder und Oblaten wuchs auf 300 heran. Unter diesen Umständen war das alte Klostergebäude bald zu klein, und Abt Wilhelm baute nun ein neues auf einem sanften Vorhügel am linken Ufer der Nagold, weil das alte in den Niederungen des rechten, dem Andrang des Hochwassers allzusehr ausgesetzt war. Wilhelm begann den Bau im Jahr 1083 und vollendete ihn 1091, lediglich nur mit Hülfe seiner Mönche, Laienbrüder und Oblaten.

Am 2. Mai wurde die Kirche zu Ehren Jesu Christi und der Apostel Petri und Pauli geweiht. Am 4. Juli desselben Jahres starb Abt Wilhelm, einer der kräftigsten und thätigsten Männer seiner Zeit. Im folgenden Jahre waren auch die Klostergebäude so weit vollendet, daß der Convent in das neue Peter- und Paulkloster einziehen konnte, ein Prior und 12 Mönche blieben in dem Aureliuskloster zurück. Unter Abt Wilhelms ersten Nachfolgern ist vor Allen Bruno zu nennen, der ein Bruder Conrads von Wirtemberg war

und im J. 1105 Abt zu Hirsau geworden. Er war nicht weniger fromm als sein Vorfahr Wilhelm, und regierte 15 Jahre mit Eifer und Weisheit das Kloster. Auch unter ihm war das Kloster noch im Zunehmen: es erhielt schöne Stiftungen und gab in mehrere neugestiftete Klöster, namentlich Lorch, die ersten Mönche. Die folgenden Aebte traten weniger in die Fußstapfen Wilhelm's und Bruno's, wenn wir auch einige kluge und thätige aufzählen könnten. Abgesehen davon, daß Hirsau unter seinen Schirmvögten, namentlich von einem Adelbert VI. von Calw Viel auszustehen hatte, beginnt 100 Jahre nach Wilhelm wieder eine traurige Zeit, die wir bei jedem Kloster wenigstens einmal, wo nicht öfter eintreten sehen, der fatale Zirkel von Wohlstand zur Ausgelassenheit, Verschwendung und Armuth, von da, wenn es glücklich ging, durch gründliche Besserung, welche ein paar kluge und thätige Vorsteher bewirkten, dann wieder zum Wohlstand, bis endlich der Geist der Zeit die Form, in welche alle gegossen waren, zerbröckelte oder zerbrach. Hirsau hat von nun an alle Schicksale, alle guten Eigenschaften, so wie alle Fehler und Thorheiten mit den andern Klöstern gemein, die wir von dem Ende des 11. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts in Schwaben und Franken entstehen sehen. Von dieser Zeit an sank die ehemalige Pflanzstätte für Kultur und Wissenschaft, die Männer von religiösem Sinne und hoher wissenschaftlicher Bildung hervorgebracht hatte, zu einer Anstalt herab, welche einer durchgreifenden Reform bedurfte,

wie viele andern. Die Zeit der Reformation führte diese Umgestaltung des Klosters Hirsau herbei, in Folge der sie noch lange, ihrer alten Bestimmung getreu, wenn auch mit der Zeit fortschreitend, eine wohlthätige Anstalt geblieben ist. Wie mehrere andere Klöster, so war auch Hirsau in Folge der von den Herren von Wirtemberg geübten Schutzvogtei allmählich unter ihre Hoheit gekommen. Im Jahr 1558 hob Herzog Christoph das Kloster auf und verwandelte es in eine sogenannte Klosterschule, deren erster evangelischer Abt (Prälat) Heinrich Weikersreuter gewesen. Derselbe Herzog erbaute „aus sondrer Anmuthung und Lust zu diesem Kloster, und sonsten des lustigen Ortes halben" auf dem Platz der alten Abtei ein stattliches Herrenhaus, das er besonders als Jagdschloß benützte. — Noch 40 Jahre nach dem westphälischen Frieden blühte Hirsau als ein evangelisches Seminar, das manchen frommen und gelehrten Geistlichen dem Vaterland erzogen. Mit Ende des 17. Jahrhunderts erging über Hirsau, wie über viele Orte jener Gegend, ein trauriges Schicksal. Beim Einfall der Franzosen traurigen Andenkens, im Jahr 1692, nach dem Treffen bei Oetisheim, wurde Kloster und Schloß gänzlich abgebrannt. Die Klosterschule mußte nach Denkendorf verlegt werden. Es hat sich seitdem nie mehr aus seinen Trümmern erhoben. Nur die Oekonomiegebäude, von denen das Kloster rings umgeben war, wurden nothdürftig wieder hergestellt, um sie als Fruchtböden zu benützen. Was aber noch theilweise vom Brande verschont geblieben war, wie

jene Kapelle, die noch im Jahr 1783 unversehrt dastand, wurde in den letzten Jahren des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts zu Baumaterialien verwendet.

Wie es im Klöster vor seiner Zerstörung ausgesehen, darüber haben wir den genauen Bericht eines gewissen Andreas Steinhard vom Jahr 1610, von dem wir Einiges in der naiven Schreibart des Verfassers selbst geben wollen.

„Auf der einen Seite des Wassers Nagold liegt das alt oder kleinere Kloster, auf der andern das neue oder das größere. Ueber das Wasser zwischen beiden Klöstern, die doch zusammengehören, geht ein schön steinerne Bruck von braunrothen Quaderstücken, mit etlichen Schwibogen und Neckhern, darauf man sitzen und sich mit Gespräch erlustigen kann, über dem Wasser Wald und beide Klöstern vor Augen habend. Das Wasser ist frisch, rasch, darein hin und her aus den Nebenthälern andre frische helle Brunnen-Wässerlen aus den Felsen über Stein und Sand zufließen. Die Kirch im neuen Kloster ist groß, lang, hoch, weit, mit zwei gleichen viereckten hohen Thürmen gegen der Sonnen Niedergang. Sie ist gebauet in Form und Gestalt des Kreuzes Christi, auch von braunrothen Quaderstücken, wie vorgemeldte Bruck, und selben gleichen der Kreuzgang. Inwendig der Kirche sind viele runde steinerne Säulen zu beiden Seiten, alles von einem Stein, auch mit schönen gemalten Figuren und Geschichten aus dem alten und neuen Testament; item

mit der römischen Kaiser Bildnissen, und sonderlich des Herrn Christi Geschichten von unten an bis oben aus, ein jedes an seinem Ort rausgestrichen und geziert. Gegen Mitternacht stoßen lustige Capellen daran, da in der ein ein Meß eines Riesen auf viel Schuh und seine liderne Kleider, die er mit eisenen Ringen zugethan, in selben Gebirg oder Revier sich soll gehalten haben, gewiesen und gezeiget wird. Sonderlich gegen Mittag stehet ein Capel dran mit Pfeilern, Fenstergestellen und einem Gewölb, alles von braunrothen Quaderstücken oberzählter Farb. Da ob demselben eine feine Liberei, darinnen alte namhafte großen Bücher, sonderlich ein gar großes schweres pergamentnes Buch, das ein einziger Mann nit wohl naher thun oder handlen kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herum, anstatt der Spangen, mit hölzernen Riemen beschlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut soll gewest seyn. Auch zwei neue, lange, schöne und ausgestrichne Refectorien mit Säulen. Im Sommer-Refectorio ist ein Springbrünnlein, da die Aebt conterfeiet und mit ihrem Thun beschrieben werden. Im Winter-Refectorio ein eisner Of, darauf man steigen und oben rum sitzen kann. Der Kreuzgang zwischen der Kirchen und den Refectorien, darauf der jungen Studiosen Dormitorium, Schlafkammern und Studierkammern, umfängt einen ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 4 Fenster, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterschied oder Felde, durch zwei kleine steinerne Säulen getheilet, und je zwischen 2 Fenstern ein stei-

nern Pfeiler; in den Fenstern je im mittlern sind die Geschichten, so sich mit Christo verloffen, aus dem neuen Testament, sammt den prophetischen Weissagungen, und in denen beiden Nebenfeldern die Figuren, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Testament in die Fenstergläser gar künstlich und aufs deutlichste mit allerlei ausbinstigen Farben geschmelzt. An dem Kreuzgang gegen Mitternachtwärts, in den Kreuzgarten hinein, ist ein hoher und weiter Erker mit Pfeilern und Fenstergestellen, auch gemahlten und geschmelzten Fenstergläsern, darin ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 steinernen Wassernapfen über einander, da er in das Wasser von oben in engen und weiten mit lieblichem Getöß herab rauschet, doch nicht stet, sondern wenn er angelassen wird. — Das sind die fürnehmsten Gebäu ohne das neue steinerne Fürstenhaus gegen Mittagwärts, das zur fürstlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken, auch Stuben und Kammern je eins umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch mit Uhrwerken und Sonnenzeigern zugericht."

So Wenig noch von all dem Herrlichen vorhanden ist, was vor 1692 gestanden, so gibt es doch noch Manches, was dem Freunde des Alterthums von Wichtigkeit ist — auch die Trümmer des ehemaligen Klosters sind noch schön, und wir machen den Besucher der Ruinen auf folgende Reste besonders aufmerksam:

1) Die alte Aureliuskirche, von Graf Erlafried u

9. Jahrhundert erbaut und von Graf Adelbert II. wieder hergestellt, wurde schon im J. 1584 abgebrochen; nur der westliche Theil des Langhauses mit seinen alten Säulen und den Erdgeschoßen zweier Thürme ist stehen geblieben.

2) Auf der nordwestlichen Ecke des Vorhofs der großen Klosterkirche zum heil. Petrus vom J. 1091 steht noch einer der beiden hohen viereckigten Thürme, die mit einander den Hauptgang in die Kirche bildeten. Dieser Thurm hat eine Höhe von mehr als 100 Fuß, die Mauern sind 4 bis 4½ Fuß dick. Er ist ein Quadrat, dessen Seite 19′ 5″ 7‴ beträgt, hat 5 Stockwerk, die 3 untersten sind 29′ hoch. Die Fenster sind gekuppelt, im Kreis geschlossen, zwischen ihnen Säulen mit Würfelsteinen und erhöhten Aufsätzen. Den Thurm zieren halberhabene Steinbilder, historischer und heraldischer Deutung. Die Löwen deuten auf das Wappen der Grafen von Calwe, die Hirsche auf das Klosterwappen, der knieende Mann, der seine Hand vor die Augen hält, soll wohl auf den Blinden hinweisen, der nach der oben gegebenen Sage vor dem Sarge des h. Aurelius wieder sehend geworden. (Abgeb. in der trefflichen Abhandlung des gelehrten Krieg v. Hochfelden in Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Jahrg. 1835. Seite 101 und 259.) Vom andern Thurme, so wie von der Kirche selbst haben sich nur geringe Mauerreste erhalten. Auf der Nordseite des nördlichen Seitenchors stehen noch die Grundmauern einer Kapelle mit kleinem

Chor aus dem 14. Jahrhundert, sie hieß die Riesenkapelle und war zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes und anderer Merkwürdigkeiten bestimmt.

3) Die jetzige Ortskirche zur heil. Maria 1508—1515 unter Abt Johann II. erbaut. An dieser befindet sich nahe bei der Thür zu dem Pfarrgarten das fast lebensgroße Bild des h. Aurelius mit der Inschrift: Anno benignitatis octingentesimo tricesimo almi praesulis Aurelii venerando corpore de Italia translato est eidem Hirsaugia suscipiendo fundata. Neben diesem Bild ist ein Stein mit dem Wappen des Grafen Erlafried von Calw und der Umschrift, die theilweise noch leserlich: (ab) incarnatione (Christi anno) octingentesimo XXX. fundatum est hoc (monasterium a generoso domino Erlafrido, comite) de Calw. cujus depositio agitur IV. kal. febr. In dem neben der Ortskirche befindlichen Bibliotheksaal haben Decke und Wandkästen treffliche Schnitzarbeit.

4) An der Wand des Gebäudes, welches an die Aureliuskirche anlehnt, ist eine Sandsteintafel mit dem Reliefbild eines Bischofs oder Abts eingemauert.

5) Von dem von Herzog Ludwig erbauten Jagdschlosse, später die Prälatur genannt, sind noch bedeutende Ruinen vorhanden. — Von den ehemaligen Glasgemälden des Kreuzganges ist nur eines im Wirthshaus zum Lamm noch zu sehen, die übrigen alle sind nach dem Lustschloß Monrepos gewandert.

Ehe wir uns von der ehrwürdigen Ruine des Klosters Hirsau wenden, hören wir noch

Die Sage vom Müllerskind im Schwarzwald,

die schon der Chronist Gottfried von Viterbo (im 12. Jahrh.) erzählt, und von einem deutschen Chronikenschreiber des 15. Jahrhunderts mit der Gründung des Klosters Hirsau in Verbindung gebracht worden. Wir geben die naive Erzählung des letztern urkundlich treu wieder:

„Da man zählt von der Geburt Christi unsers Herrn tausend und fünfundzwanzig Jahr, da erwählten die Kurfürsten Herzog Conrad von Franken; der regieret fünfzehen Jahr, und liegt zu Speier begraben. Derselb König Conrad gebot, wer den Frieden bräch, dem sollt man sein Haubt abschlagen. Das Gebot brach Graf Luipold von Kalb. Und da der König zu Land kam, da entwich Graf Luipold an den Schwarzwald in eine öde Mül, und meinet sich da zu enthalten mit seiner Hausfrau, bis ihn des Königs Huld erworben würd. Und einsmals ritt der König ungefährlich an Schwarzwald für die Mül hin. Und da ihn Graf Luipold hört, da forcht er, der König der suchte ihn, und floh in den Wald und ließ da sein Hausfrauen in der Mül. Die Frau mocht vor Schrecken niederkommen, denn es um die Zeit war, daß sie sollt gebären ein Kind. Als nun der König neben

die Mül kam und die Frau in ihren Nöthen hört schreien, da hieß er besehen, was der Frau gebräch. In dem Drängen hört der König eine Stimm, die sprach: auf diese Stund ist ein Kind hier geboren, das wird deiner Tochter Mann. Der König erschrack und wähnt anders nit, denn daß die Frau ein Bäurin wär, und gedacht, wie er fürkam, daß seine Tochter mit einem Bauern verbunden würd, und schickt da zween seiner Diener in die Müle, daß sie das Kind tödten sollten. Und deß zur Sicherheit, so hieß er ihm des Kindes Herz bringen, und sprach, er müßt es haben zu einer Buß. Die Diener mußten dem Kaiser genug thun, doch hätten sie Gottesfurcht und wollten das Kind nit tödten, denn es ein gar hübsch Knäblein war, und legten es auf einen Baum, darum, daß Etwer des Kindes innen würd, und brachten dem Kaiser eines Hasen Herz. Das warf er den Hunden dar, und meinte, er wär damit fürkommen der Stimme der Weissagung. In den Weilen jagte Herzog Heinrich auf dem Wald und fand das Kind einig, und sah, daß es ein neugeboren Kind war, und bracht es heimlich heim seiner Frauen, die war unbärhaft, und bat, daß sie sich des Kinds annähme und sie sich in ein Kindbet leg, und das Kind für ihr eigen natürlich Kind hätt, denn es ihm von Gott geschickt wär worden. Die Herzogin that es gerne; und also ward das Kind getauft und Heinrich geheißen, und das Kind durft Niemand anders halten, denn für einen Herzogen von Schwaben.

Und da das Kind also erwuchs, da ward es König

Conraden gesandt zu Hof. Da hieß der König den Knaben gewöhnlicher vor ihm stehen, dann die andern jungen Herren, die an seinem Hofe waren, von seiner klugen Weisheit und Höflichkeit wegen. Nun kam dem Kaiser für, daß ein Läumde (Sage) wäre, daß der Junge nit ein rechter Herzog wäre von Schwaben, und wie daß er ein geraubt Kind wäre. Da das der Kaiser vernahm, da rechnet er seinem Alter nach und kam in eine Furcht, daß er der wäre, von dem eine Stimm in der Müle geredet hätte, und wollte dem abermal fürkommen, daß er seiner Tochter nit zu einem Manne würde, und schrieb einen Brief der Kaiserin, in dem empfahl er ihr, als lieb ihr Leib und Leben wär', daß sie den Zeiger dieses Briefs ließ tödten. Den Brief empfahl er dem jungen Herren verschlossen, daß er ihn der Kaiserin antworte und Niemanden anders. Der junge Herr verstund in der Sachen nit anders, dann Guts, und wollt die Botschaft vollenden, und kam in eines gelehrten Wirthshaus, dem empfahl er seine Tasche von Sicherheit wegen, darin der Brief und andre Ding lagen. Der Wirth kam über den Brief von seines Wunders wegen, und da er geschrieben fand, daß die Kaiserin ihn tödten sollt', da schrieb er, daß die Kaiserin dem jungen Herren, Zeiger dieses Briefs, ihr Tochter gebe, und ihm sie zulegte ohnverzogentlich, und beschloß den Brief mit dem Siegel gar höflich zu ohne Gebrechen. Da nun der junge Herr der Kaiserin den Brief zeigte, da gab sie ihm die Tochter und legte sie ihm zu. Die Mähren kamen für den Kaiser, da be-

fand der Kaiser mit dem Herzogen von Schwaben und ander Ritter und Knecht, wie der jung Herr war von Graf Luipolds Weib in der Mül geboren, von dem die Stimm ihm geweissagt hatte, und sprach: nun merk ich wohl, daß Gottes Ordnung Niemand widerstehen mag, und fordert seinen Tochtermann zu dem Reich. König Heinrich bauet und stift darnach Hirsau das Kloster an die Stat der Müle, darin er geboren war worden. Also kam König Heinrich zum römischen Reich, und hieß man ihn Henrikus Pius; er regiert 17 Jahr und liegt zu Speier."

VII.

Stammburg Wirtemberg.

Nennt man die Burgen und Schlösser des Wirtemberger Landes, so ist es nicht mehr denn billig und recht, daß man auch den schönen Berg nennt, auf dem einst die Stammburg unseres geliebten Fürstenhauses gestanden.

Auf einer der letzten vorspringenden anmuthigsten Höhen über dem Neckar, dem Rothenberg (Rodenberg), so genannt wegen des ausgerodeten Waldes, lag Burg Wirtemberg. Im Süden hat man beinahe die ganze Alb mit ihren Burgen im Gesicht, gegen Abend den

Schwarzwald; an ihrem Fuße und weiterhin nördlich die Gefilde des wirtemberg'schen Unterlands, vom Neckar durchflossen; in der Ferne am Horizont ist unter den Gebirgen der Melibokus zu erkennen.

Man sagt von den alten Burgen, die so gar zerstört sind, daß man kaum mehr ihre Stätte erkennet, wo sie gestanden, „es ist kein Stein mehr von ihnen vorhanden" — das gilt nicht von der Stammburg Wirtemberg, denn allerdings ist noch ein Stein von ihr vorhanden, und zwar ein wichtiger Stein, denn er zeugt mit deutlichen Worten von der ersten urkundlichen Begebenheit, welche auf der Burg vorgegangen, von der Einweihung der ehemaligen Burg-Capelle, deren Erbauung auf jeden Fall in die erste Zeit der neuerbauten Burg fällt. Die uralte Inschrift des Steines lautet: Anno dominice incarn. (ationis) mille LXXXIII. indic. (tionis) VI. VII. idus Feb. ded. (icata) hæc cap. (ella) ab Adelb. (erto) Wormen (sis) ecc. (ecclesiae) Epo (episcopo) in honorem S. Nicolai. Das ist: Im Jahr der Menschwerdung des Herrn 1083, der sechsten Indiktion, den 7. Febr., wurde geweiht diese Kapelle von Adelbert, Bischof der Kirche zu Worms, zu Ehren des heil. Nicolaus. Die Einweihung der Burgkapelle zu Wirtemberg geschah ungefähr um dieselbe Zeit, da in dem sogenannten Bempflinger Vertrag ums Jahr 1090 ein Conradus de Wirtineberg erscheint. Wir würden also nichts zu Gewagtes behaupten, wenn wir diesen Conrad von

Wirtineberg, den ältesten Stammherrn unseres uralten Fürstenhauses, auch für den Erbauer der Burg Wirtemberg erklären. Der Name der Burg ist schon auf verschiedene Weise gedeutet worden. Einige leiten ihn von Wirth (im Nibelungenlied Herr) des Landes ab, wie bei Herrenberg; Andre, und mit größerer Wahrscheinlichkeit, nehmen an, daß die Burg zu Ehren der Frau des Erbauers Wirtineberg, Frauenberg, genannt worden, wie denn auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart eine Burg Frauenberg gestanden. Da die Geschichte des erlauchten Geschlechtes, welches von der Burg Wirtemberg ausging, als eine allen Wirtembergern bekannte anzunehmen ist, so erzählen wir nur kurz von den Schicksalen der Burg. Seit der Zeit ihrer Erbauung wird sie nicht ausdrücklich genannt, aber vom großen Interregnum an bis zum ewigen Landfrieden (200 Jahre lang) ist das Stammschloß Wirtemberg unter seinen kriegsfreudigen Herren der lebhafteste Schauplatz der Begebenheiten. Hier sammeln sich zahlreiche Vasallen aus dem Adel des Schwabenlandes und treten unter den Schutz der Dynasten von Wirtemberg; hier ist auch der Mittelpunkt des so oft, mit dem nahen Eßlingen erneuerten Städtekriegs. Damals erhob sich die Burg nach dem Bericht der Zeitgenossen, in besonderer Pracht und Stärke, die sie nach den folgenden Unfällen nie wieder erreichte. König Rudolfs Krieg gegen Eberhard den Erlauchten brachte den meisten, in der Nähe von Stuttgart gelegenen, Burgen den Untergang; da hat wohl auch Burg

Wirtemberg die ersten feindlichen Stöße erlitten. Als König Heinrich VII., der Erbe der Händel mit dem stolzen Grafen, ein starkes Heer von Reichsstädtern gegen denselben aufbot, da fiel das Stammschloß in die Hände der Feinde, die es unter ihrem Führer Conrad von Weinsberg von Grund aus zerstörten, wie sie auch dem Stift Beutelspach, dem Erbbegräbniß der Wirtemberger Grafen, thaten, das sie so schrecklich verheerten, daß sie sogar die uralten Erbbegräbnisse verwüsteten und Leichname und Gebeine aus den Gräbern rissen, um Haus Wirtemberg bis auf den Namen zu vertilgen (1312). Doch erstand die Burg bald wieder aus dem Schutt und trotzte ihren Feinden. Graf Eberhard der Greiner trat in die Fußstapfen seines Großvaters und stand mit Kaiser und Reich in Unfrieden. Kaiser Carl IV. zog auch gegen ihn zu Felde, und die Burg Wirtemberg wurde zum zweitenmal zerstört (1360), doch blieben die äußern Mauern stehen, und sie wurde bald wieder aufgebaut. Im J. 1519 wurde das Schloß im Angesicht des schwerbedrängten Herzog Ulrichs abgebrannt. Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung im J. 1534 ließ Ulrich die Wiege seiner Ahnen wieder aufbauen, und vielleicht in größerem Umfange, als sie es früher gewesen war. Auch Herzog Christoph, der so bedeutende Summen auf die Schlösser im Lande verwendete, baute das Schloß weiter aus, also, daß es als Bergschloß immer noch mit Nutzen gebraucht werden konnte. So blieb das Schloß im Ganzen bis zu dem 30jährigen Kriege, einige we-

nige Veränderungen abgerechnet. Noch ist aus dieser Zeit eine genaue Abbildung vorhanden, welche der berühmte Merian (lebte von 1593—1651) gegeben. Vergleichen wir diese mit dem Stand des Schlosses, wie es am Schlusse des achtzehnten und noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, so erlitt es freilich durch die Verheerungen des 30jährigen Krieges und Verwitterung im Laufe der Zeit noch manche Veränderung. Um das Schloß her war eine dreifache feste Mauer, ein Graben und ein Wall gezogen; ein viereckigter massiver Thurm bildete das Hauptthor, war aber (zufolge einer noch vorhandenen Abbildung) schon vor 1799 verschwunden, doch bildete ein zweiter ähnlicher noch das innere Thor. Die äußere hölzerne Brücke mit einem Dach, welche zum Abwerfen bestimmt war, wurde durch eine steinerne ersetzt. Innen stand ein gewaltiges Herrenhaus aus Quadersteinen, mit einem Vorhäuschen auf der Westseite, das aber mit den Zierrathen am Giebel des Hauptgebäudes später nimmer zu sehen war. Ueberdieß waren im Innern des Schlosses noch Spuren zweier Thürme zu erkennen, eines viereckigten, der gegen Abend, und eines runden, der gegen Morgen stand. Im J. 1799 war noch im Umfang der ersteren Mauer ein Stallgebäude und eine Wohnung zu sehen, welche der Schloßvogt und Förster bewohnte. Bei der Wohnung des letzteren ging der ehemalige Fußweg in die Burg. Auf dem großen Thore der Burg scheint in früher Zeit noch ein Gebäude gestanden zu haben,

und auf der Seite gegen die Landstraße herunter war eine Bettung für eine Lärmkanone angelegt, um bei Entstehung einer Feuersbrunst der umliegenden Gegend davon Kunde zu geben. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde das Schloß wieder reparirt und seiner Außenseite ein leidiger weißer Anstrich gegeben. Im J. 1819 gab König Wilhelm den Ruinen seiner Stammburg eine wichtigere Bedeutung. Seiner vielgeliebten Gemahlin Catharina zu Ehren, die so gerne auf dieser lieblichen Höhe verweilte und liebevoll das Land überblickte, dem sie eine sorgende Mutter geworden war, ließ er die nach und nach verfallende Schloßruine abbrechen, und durch Hofbaumeister Salucci vom J. 1820—24 auf dieser Stelle eine griechische Kapelle mit Priesterhaus bauen, um hier den irdischen Resten der verewigten Gattin eine Ruhestätte zu bereiten. Dieser in einfachem Styl erbaute Tempel bildet eine Rotunde, die von innen vier Nischen enthält, in welchen die Büsten der vier Evangelisten aus cararischem Marmor, des Johannes, von Dannecker, des Lukas, von Wagner, des Marcus, von Zwerger, des Matthäus, von Leeb, etwas über Lebensgröße, stehen. Eine verschlossene Treppe führt in die stille Gruft, wo die irdische Hülle der edlen Landesmutter ruht. Auf der östlichen Seite des Tempels ist die schöne Inschrift zu lesen, welche König Wilhelm seiner unvergeßlichen Gemahlin weihte: Seiner vollendeten Gemahlin, Catharina Paulowna, Großfürstin von Rußland, hat diese Ruhe-

stätte erbaut Wilhelm, König von Württemberg, im Jahr 1824.

Den Gottesdienst an der Kapelle auf dem rothen Berge versehen zwei griechische Geistliche, ein Priester und ein Sänger. Samstag Abends, so wie Sonntag Morgens wird gewöhnlich Gottesdienst gehalten. So wird noch in den fernsten Zeiten auf diesem schönen Berge das Gedächtniß der liebenden und innig geliebten Landesmutter Catharina gefeiert werden, die in der gleich geliebten Königin Pauline, so wie der erhabenen Kaiserstochter Olga edle Nachfolgerinnen in treuer Liebe und Sorge für das Wohl ihrer Landeskinder gefunden.

In der Sakristei der Kapelle ist die obengenannte alte Inschrift vom Jahr 1083 eingemauert. Eine freilich nicht im Einklang mit unserer Ableitung des Namens Wirtemberg stehende Sage möge hier stehen, zumal da dieselbe schon im sechszehnten Jahrhundert von dem fleißigen Chronisten und Sagen-Sammler des Schwabenlandes, Martin Crusius, im 10. Buch II. Theil seiner Schwäbischen Chronik überliefert, und später vielfach bearbeitet worden, in neuester Zeit auch in einem größeren Büchlein, betitelt:

Graf Johann von Wirtemberg
und die Brautwerbung zu Stuttgarten,
von Ottmar F. H. Schönhuth. Hall 1846.

Der Wirth am Berge.

Zur Zeit, als der erste Staufer, Friedrich, Herzog von Schwaben geworden (Anno 1078), war unter seinem Gefolge ein junger Ritter, Namens Johannes, der durch Tapferkeit, Schönheit und Edelsinn sich ausgezeichnet. Eines Tages ließ Herzog Friedrich denselben zu sich entbieten und sprach zu ihm: „Lieber Freund Johannes, da mein erstgeborner Sohn und dereinstiger Nachfolger nunmehr zu seinen Jahren gekommen ist und ich demselben eine Gemahlin beizulegen Bedacht nehmen muß, also habe ich dich, um deiner großen Treue und Klugheit willen, ausersehen, mir zur Ausführung dieses meines Vorhabens Hülfe und Beistand zu leisten. Nimm dir also, wessen du bedarfst, um dich aufs Schnellste und Beste zu rüsten, und reite mit stattlicher Begleitung hinunter nach Freiburg — entbiete dem Herzog von Zähringen, Berchtold, meine Dienste und freundlichen Gruß, und bringe meine Werbung um die Hand seiner Tochter, der schönen und tugendreichen Jungfrau Mechtilde, für meinen Sohn, Herzog Friedrich, auf das Beste bei demselben an, denn diese ist es, welche ich meinem Sohne zur Gemahlin und mir zur Schnur erkoren habe.“ So redete jener Herzog Friedrich, den einst am Grabe Kaiser Karls des Großen die Ahnung überfiel, daß sein Geschlecht einst die Krone des römisch-deutschen Reiches tragen werde, wie später wirklich geschah.

Herr Johannes besann sich nicht erst, den ehrenden Auftrag anzunehmen, stattete sich schnell aus und fuhr freudigen Muthes seine Straße hin.

Am Hoflager des Herzogs Berchtold angelangt, wurde, sobald selbiger die Ursache seiner Sendung erfahren, dem Gaste große Ehre und Gunst erwiesen und seine Werbung mit Freuden angenommen. Alsbald wurde ein prächtiges Fest veranstaltet: Banket, Turnier und Lustbarkeiten jeder Art wechselten mit einander ab, die Verlobung von Herrn Berchtolds schöner Tochter würdiglich zu feiern. Bei jedem Anlasse erwies sich Johannes, der Brautwerber, als der stärkste und muthigste Ritter, beim Lanzenrennen, Schwertschwingen und Kolbenschlagen, so wie geübt in anmuthiger Rede, und erfahren in manch einer schönen Kunst, womit er Ritter und Frauen, Alt und Jung, zu vergnügen wußte, also, daß ihn Alle aufs herzlichste liebgewannen. Doch zumeist gewogen ward ihm die schöne Herzogstochter selber, und wie er, um zu seinem Herrn heimzukehren, Urlaub nehmend, vor ihr stand und so hellen, freundlichen Blickes auf sie schaute, da trat unbemerkt eine Thräne in ihr schönes Auge, und sie konnte nicht hindern, daß nicht der leise Wunsch in ihr sich regte: ihr künftiger Gemahl möge diesem Ritter gleichen! — Und als er nun vollends sich entfernt hatte, da fühlte sie wohl, er habe ihr Herz mit sich hinweg genommen, doch gelobte sie sich, ihre Empfindung niemals zu offenbaren und den Willen ihres Vaters zu vollbringen, denn sie war eine fromme und gehorsame Tochter.

Aber auch dem Johannes war es gleichermaßen ergangen. Als er, seinem Geleite voraus, über die glänzende Morgenau der Heimath entgegen ritt, da versuchte er es umsonst, wie er es zu thun früher gewohnt war, ein Jagd-, Schlacht- oder Minnelied, deren er selbst kunstreich zu setzen wußte, in die frische blaue Luft hinaus zu singen. Die wohltönende Stimme versagte ihm, seine Brust war beklommen, still sinnend ritt er vor sich hin und erwog betrübten Muthes, wie so große Tugend und Schönheit er an Jungfrau Mechtilde gefunden, und wie er sein Leben lang solch Gemahl in treuer Liebe und Verehrung halten würde, und wie recht betrübt es doch sey, daß dieses nun und nimmermehr geschehen könne.

Wider alle Vermuthung empfing ihn Herzog Friedrich von Schwaben, welchem er Boten vorausgesendet und den glücklichen Ausgang zu wissen gethan, mit gar trauriger Geberde, und redete ihn also an: „O mein lieber Freund Johannes, wie wohl und reiflich hatte ich mein Vorhaben erwogen, und wie gedachte ich weislich zu handeln, indem ich dir diese Brautwerbung auszurichten befahl, und ist nunmehr solche eine Ursache großer Trübsal und Unmuthes geworden; denn du sollst wissen, daß mein junger Herr Sohn allbereits ohne mein Vorwissen seine zukünftige Gemahlin erwählet und sich derselben mit einem theuren Eidschwure verlobet hat. Auch vermöchte ich diese seine Wahl nicht zu schelten, denn es ist gleichermaßen eines reichen und mächtigen Herzogs Tochter, eine tugendvolle

Jungfrau adeligen Gemüths, in mancherlei Kunst und Wissenschaften wohl unterwiesen, und von großer Schönheit; und möchte ich selbige wohl als eine liebe Tochter annehmen, hätte ich nicht mein Wort an Herrn Berchtold durch dich allbereits schon verpfändet, und wollte ich lieber mein Leben lassen, als solches nicht einlösen. Jetzo, mein werther Johannes, bezeige dich als einen getreuen und verständigen Diener und Freund, und entdecke mir einen Rath und Anschlag, wie ich mein gegebenes Wort bei Ehren behalte, ohne meinen Herrn Sohn zu einer Gemahlschaft zwingen zu müssen, welche seinem Sinne also sehr widerstrebet. Findest du ein Mittel, solchem Verdrusse zu begegnen, so will ich es dir lohnen mit großen Ehren und Würden und reichem Gute, und dich zeitlebens werth halten als meinen liebsten und getreuesten Freund!"

Als der Herzog geendet, da erblühete eine helle Röthe auf dem Antlitze seines Ritters Johannes, und sein Auge leuchtete von einem süßen Hoffnungsschimmer. Er beugte das Knie und sprach vergnügten Muthes: „Gnädigster Gebieter, so verscheuchet denn Euren Kummer, dieweil ich zuversichtlich glaube, mit Gottes Beistand Euer Vertrauen zu rechtfertigen und Euer Anliegen zu einem für alle Zeiten frohen Ende zu bringen, unbeschadet Eurer Ehre und gegebenen Versprechung. Laßt mich unverweilt von hinnen und harret getrost erwünschter Botschaft, die Euch in Bälde von mir zukommen soll."

Nachdem ihm ein solches verstattet worden, so kehrte

Herr Johannes auf das schleunigste wieder zurück an das Hoflager des Zähringers; aber welche Töne kamen ihm da entgegen? Wehklagen erfüllte die Burg, denn die schöne und tugendreiche Herzogstochter war inzwischen in ein also schweres Siechthum verfallen, daß die erfahrensten Aerzte und Meister der Kunst an ihrem Aufkommen verzweifelten, und für gewiß dafür hielten, daß binnen kurzer Frist die Sichel des unerbittlichen Todes diese glanzvolle und süßduftende Blume von der Erde hinwegnehmen würde. Herr Johannes erbat sich die Gnade, der Jungfrau alsogleich vorgestellt zu werden, dieweil er eine Botschaft an sie allein zu bringen gekommen sey. Als denselben nun Herr Berchtold in das Gemach der Tochter geführt und er an ihr Lager getreten, sich auf das Knie niedergelassen, von ihr bemerkt worden — da sahen Alle, so zugegen, was ihnen als ein Wunder des Himmels fürkam, daß die erbleichten Wangen der Jungfrau ein sanftes Roth überflog, aus dem erloschenen Auge neuer Glanz blinkte, die geschlossenen Lippen ein liebliches Lächeln spaltete, und ein Blick des innigsten Wohlwollens auf den in tiefster Bewegung vor ihr knieenden Johannes sich senkte. Als Mechtild in Etwas sich wieder gefaßt hatte, brach sie zuerst das Stillschweigen, und hub erhobenen Hauptes mit leiser, aber klarer Stimme an: „Geliebter Herr und Vater, warum sollte ich jetzo, wo ich vielleicht in dieser Stunde noch von Euch und dem Leben mich trennen muß, nicht ungescheut das Geheimniß meines Herzens, welches, so mir Hoffnung längeren

Lebens geblieben, durch keine Macht der Welt über meine Lippen gekommen wäre, nunmehr nicht freudig bekennen? Ja, mein Johannes, da ich deine hohe Tugend und adelige Gesinnung, Weisheit und Muth an dir erkannt, da hatte meine Seele sich dir zu eigen gegeben, und ich gedachte, welch ein so großes Glück es seyn müßte, wenn ich als dein Gemahl mein Leben lang in getreuer Liebe dir angehören dürfte. Da aber dieses nicht geschehen könne, dieweil mein geliebter Herr und Vater über mich ein Anderes beschlossen, so gelobte ich bei mir, als eine getreue Tochter, in Allem mich gehorsam zu bezeigen. Jetzo nimmt Gott die schwere Verpflichtung von mir, und freudig folg' ich Seinem Rufe, indem ich hoffe, daß Er nach Seiner Barmherzigkeit uns Alle nach kurzer Trennung in Seiner Herrlichkeit vereinigen werde, und sage ich also hiermit euch Allen mein letztes Lebewohl!"

Als die Jungfrau geendigt, nahm sie Herr Berchtold mit großem Trauern in seine Arme und sprach: „O meine geliebte Tochter, hätte ich dieses zuvor wissen sollen, so wollte ich dich gerne Herrn Johannes zur Gemahlin gegeben haben, und darfst du deiner Wahl dich nimmer schämen, denn obwohl nicht von hoher Geburt oder großer Reichthume, besitzt derselbe so hohe Gaben und glanzvolle Tugenden, daß er solchergestalt wohl ebenbürtig zu nennen!"

Auf diese Rede erhob sich Johannes rasch und mit freudestrahlenden Mienen, eilte auf Herrn Berchtold und die Jungfrau zu, drückte deren Hände zu wiederholten

Malen an seinen Mund, und rief alsdann mit großer Bewegung aus: „Preis und Ehre sey dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, ohne Ende ist Seine Güte und wunderbar Sein Rath uns zum Heile!“ Hierauf entdeckte er Herrn Berchtold die Ursache seiner Rückkehr, und Alle lobeten und dankten Gott, der so bittere Schmerzen in süße Lust, und so schwere Trauer in also erquickliche Freude verkehret.

Da die Jungfrau schnell von ihrem Siechthume sich erholte und wieder zu vorigen blühenden Kräften gelangte, so ward alsbald die Hochzeit auf das Herrlichste ausgerichtet, und erhielt Herr Johannes gleichermaßen vom Herzog Berchtold sowohl, als von Herzog Friedrichen weite Lehen und großes Gut an Burgen und Ländereien mit reichen Gefällen und Einkünften.

Zu seinem Hauptsitze wählte er ein schönes Schlößlein auf einem freundlichen, rebenumpflanzten Berge am Neckar, zwischen den Städten Waiblingen, der Wiege des Hohenstaufengeschlechtes, Eßlingen und Stuttgart, von welcher herab er einen großen Theil seiner Herrschaft überschauen konnte. Diese schuf er aber in Kurzem durch Freigebigkeit und Milde, Gerechtigkeit und Weisheit zu dem blühendsten und fruchtbarsten Garten des ganzen Gaues um. All sein Lebenlang, welches er bis zu den höchsten Jahren brachte, blieb er seinem Herrn und Wohlthäter in Dankbarkeit und unerschütterlicher Treue ergeben, und nach dessen Tode seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser, den er auch auf seinem Kreuzzuge ins heilige Land begleitete. Stets

übte er nach der Väter Sitte gegen Alle, die bei ihm einsprachen, die bereitwilligste Gastlichkeit, und weil seine Burg das Haus am Berge genannt war, so hieß man Herrn Johannes weit und breit nur den Wirth am Berge. Dieser Name ist denn auch dem erlauchten Geschlechte der Regenten unseres Landes, und von ihnen aus diesem selbst verblieben.

VIII.

Burg Falkenstein im Schwarzwald.

In einer einsamen, ganz von Bergen umschlossenen Thalgegend des Schwarzwaldes, nicht ferne von dem gräflich von Bissing'schen Marktflecken Schramberg, liegt hoch auf einem schönen Granitfelsen, unter dem der Waldbach Berneck dahinrauscht, die Ruine der ehemaligen Burg Falkenstein. Kein Fuß- oder Fahrweg führt zu den Trümmern der Burg; nur mühsam ersteigt man die hohe Felsenwand, auf der die Burg stand, und dann muß man von einem Bruchstück zum andern klettern, um zu der eigentlichen Ruine zu gelangen. Hat man eine Höhe von 240 Fuß im Schweiße des Angesichts erstiegen, so sieht man noch einige Umfangsmauern des ehemaligen Wohngebäudes von einer Höhe von 30 Fuß, und gegen die Nordseite hin die Reste

der Umfangsmauer eines eckigten Thurms. Dieser Thurm enthielt wohl ein schreckliches Verließ der Gefangenen. Von diesen Trümmern geht es noch einmal aufwärts zu einer höher liegenden Burg, die mit der untern durch einen verborgenen Gang in Verbindung stand. Auf dieser obern Burg stehen nur noch die Reste einer Thoröffnung mit bedeutenden Nebenmauern, welche 8 Fuß dick sind. Diese Thoröffnung soll der Sage nach dazu gedient haben, in einer Maschine, die man Männerschlitten nannte, Menschen und Proviant an der jähen Felsenwand auf die Burg hinaufzuziehen. Außerdem hat sich auf einer überhängenden Felsenspitze noch die Wand eines Thurmes erhalten, der wohl in alter Zeit der Lug ins Land gewesen.

Die Geschichte der Burg Falkenstein geht mit Gewißheit bis ins Jahr 1030 zurück: sie spielt eine wichtige Rolle bei dem tragischen Ausgang des edlen Herzogs Ernst von Schwaben, den unser erster vaterländischer Dichter, der unübertreffliche Ludwig Uhland, in einem herrlichen Drama verewigt hat. Wir geben die Erzählung dieser wichtigen Begebenheit nach dem Bericht des Chronisten Wippo, eines Zeitgenossen.

„Durch Entziehung des Reichs von Burgund, auf das Herzog Ernst Erbschaftsansprüche machte, hatte sich Kaiser Konrad den Widerwillen seines Stiefsohns zugezogen. Doch er, als der Mächtigere, achtete nicht darnach, sondern befahl dem Herzog so wie den übrigen gleich unzufriedenen Fürsten des Reichs die Heeresfolge nach Italien. Nur durch Vermittlung seiner

Mutter Gisela ließ sich Herzog Ernst dazu bewegen. Zur Belohnung dafür ertheilte Konrad ihm die Abtei Kempten, so wie noch andere Ehrenbezeugungen. Das aber däuchte dem Herzog kein Ersatz für das Erbe von Burgund. Sobald er nun aus Italien zurückkehrte, beschloß er, mit Gewalt seine Rechte zu erlangen. Diesen Entschluß bekräftigten noch einige Vasallen des Herzogs. Ernst unternahm nun manches Feindselige gegen den Kaiser. Unter andern baute er eine Burg zu Zürich, um da sich sicher zu stellen vor seinen Feinden, die sich nun regen würden. Um dieß zu vollführen, nahm er aus den Abteien St. Gallen und Reichenau, was ihm gefiel, so daß er beiden Klöstern einen großen Schaden zufügte. Alles das geschah, während der Kaiser in Italien seine Angelegenheiten ordnete. Als er zurückkam, forderte er den Herzog auf eine Fürstenversammlung zu Ulm. Ernst erschien aber nicht als Bittender, sondern voll Vertrauen auf die Vasallen, welche ihn umgaben. Aber diese hingen nicht so unbedingt an ihm, wie er gehofft hatte. Wollte also Ernst wohl oder übel, so mußte er sich seinem Stiefvater ergeben. Der sprach ein Urtheil über ihn, und setzte ihn gefangen auf die Burg Giebichenstein in Sachsen. Nach zwei Jahren wurde Ernst wieder entlassen, und das Herzogthum Alemannien wurde ihm wieder zugesagt, unter der Bedingung, daß er seinen Lehensmann Graf Wezelo von Kyburg, der einer der schlimmsten Rathgeber Herzog Ernsts war, dem Kaiser ausliefere. Das thun zu wollen, sollte Herzog Ernst mit einem Eid

beschwören, aber er wollte nicht: sein Freund war ihm lieber als das Herzogthum. Da wurde Herzog Ernst für einen Reichsfeind erklärt und des Herzogthums förmlich entsetzt. Ernst ging nun hinweg mit den Wenigen seiner Getreuen und sann auf neue Rathschläge gegen seinen Stiefvater. Er sammelte den Grafen Wezelo und noch andere Getreuen um sich, und machte sich an den Grafen Odo von Champagne, um Hülfe von ihm zu erlangen. Der war ihm aber nicht zu Willen. Da ging Ernst wieder nach Schwaben zurück, nahm seinen Aufenthalt in einer Wildniß, genannt der Schwarzwald, an sicherem Orte, und lebte einige Zeit von elender Beute. Endlich geschah es, daß er von den Leuten des Kaisers überall gedrängt wurde, daß Einige, die dem Kaiser günstig waren, die besten Pferde, welche der Herzog hatte, ihm hinterlistig von der Weide wegnahmen. Als der Herzog die Pferde verloren hatte, auf die er sein Vertrauen setzte, da haschte er in der Noth überall alle Pferde zusammen, die er haben konnte, und brach mit Allen, die er um sich hatte, aus dem Walde hervor. Er gedachte, es wäre besser, ehrlich zu sterben, als schmählich zu leben. Sie kamen durch das Waldgebirge hindurch in eine Gegend, die man Baar nennt. Da sahen sie ein verlaßnes Schloß, das seine Feinde in der vorigen Nacht besetzt hatten. Das hielt Herzog Ernst für einen Hinterhalt, den man ihm gelegt habe. Graf Manegold nemlich, ein Vasall des Kaisers, der ein großes Lehen besaß von der Abtei Reichenau, welches ihm der Kaiser und der Bischof

Warmann übergeben hatte, war hier als Schutzposten aufgestellt worden, auf daß Herzog Ernst in dieser Gegend keine Verheerung durch Raub und Brand anrichte. Jetzt glaubte Ernst und seine allzufreudigen Anhänger, sich an seinen Feinden rächen zu können; sie machten sich sogleich auf den Weg und rückten auf dieselben los. In derselben Absicht hatte sich Manegold mit seinen Leuten da und dorthin gerichtet, um die Wege des Herzogs genau zu beobachten. So geschah es, daß Beide so nahe zusammentrafen, daß sie sich gegenseitig sehen und anreden konnten. Es waren aber auf Seiten Manegolds viel mehr Kriegsleute, denn auf Seiten des Herzogs. Keine Zögerung — sie traten zusammen und kämpften hitzig. Auf Seiten des Herzogs stritten die Krieger von Zorn, Wuth und Kühnheit angetrieben, auf der andern Seite kämpften sie für Ehre und Belohnung. Die mit dem Herzog waren, achteten nicht des Lebens und stürzten in den Tod. Der Herzog schonte Niemand in dem Treffen, er fand aber auch Keinen, der seiner schonte: von Vielen verwundet, sank er endlich durchbohrt nieder. Da fiel auch der Graf Wezelo, Vasall des Herzogs, um dessentwillen dieß Alles geschehen war: Adelbert und Iwerin die Edlen und viele Andere fanden hier ihren Tod. Auf der andern Seite fiel Graf Manegold, der Urheber dieses Streites, und mehrere Andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs wurde nach Constanz gebracht, und nachdem er zuvor von dem Bischof vom Banne befreit war, in der Kirche St.

Maria begraben. Der Leib Manegolds aber wurde in der Reichenau zur Erde bestattet. Dieß geschah am 18. Aug. 1030."

Hundert Jahre nach dieser traurigen Begebenheit (1130—1148) werden zwei Brüder von Falkenstein genannt, Johann, Abt von St. Georgen, und sein Bruder Reginald, der im J. 1141 in einem Gnadenbrief zeugte, den Kaiser Konrad dem Kloster St. Blasien ausstellte. Erst im Jahr 1274 erscheinen wieder zwei Brüder, Otto und Heinrich von Falkenstein, als Zeugen bei der Schenkung des Kirchenschatzes zu Waldkirch. Diese alle gehörten dem höheren Adel an. Vom Jahre 1305—1315 kommen die Brüder Conrad und Erchinger Eigelwart, Freiherren von Falkenstein, vor, die auf dem unteren Schlosse dieses Namens in der Baar wohnten, aber zuverläßig dem Geschlecht derer von Falkenstein bei Schramberg angehörten. Einige Jahre später (1323) wohnten auf Falkenstein die Gebrüder Eberhard, Heinrich und Eglof, von denen der letztere eine Adelheid von Landenberg (auf Schramberg) zur Ehe hatte. Unter ihnen wurde Burg Falkenstein Zeuge einer gräßlichen That. Im Jahr 1372 wurde Graf Ulrich von Helfenstein von etlichen Vasallen des Grafen Eberhards des Greiners von Würtemberg gefangen genommen und dem Eberhard von Falkenstein in ritterliche Haft übergeben. Der von Falkenstein legte den Gefangenen in die nahe, ihm gehörige Burg Ramstein, wo er Ein Jahr lang in ritterlicher Haft bleiben und gut gehalten werden sollte. Sobald aber die Städter, besonders

die von Ulm, deren Feldobrister Graf Ulrich von Helfenstein war, von dieser ehrlosen Gefangenschaft hörten, zogen sie mit zwei Söhnen des Grafen vor die Burg, um den Gefangenen zu befreien. Da wurden die Städter durch einen Boten Kaiser Karls IV. bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade gemahnt, von der Belagerung der Burg Ramstein abzustehen. Dennoch scheint Eberhard von Falkenstein für seinen Gefangenen besorgt gewesen zu seyn, er möchte vor Ablauf der Frist aus seiner Haft erlediget werden, darum beschloß er, ihn im Schutze der Nacht, in aller Stille, mehr in seine Nähe, auf die Burg Falkenstein selbst zu bringen. Aber kaum saß der Graf von Helfenstein im Verließ des unteren Burggebäudes zu Falkenstein, so wurde ihm der Hals abgeschnitten. Wer seine Hand bei dieser gräßlichen That im Spiele hatte, darüber ist ein Schleier gezogen, der bis auf diese Stunde noch nicht gelüftet worden. Sobald oben genannte Adelheid von Falkenstein von dieser Mordthat hörte, ließ sie die verstümmelte Leiche des Grafen von Helfenstein in der nicht fern von der Burg liegenden und noch jetzt stehenden alten Kirche beerdigen und ihm ein Grabmal errichten. Auch ließ sie Messen für die Seele des Ermordeten lesen, denen sie immerdar anwohnte. Da am Tage des h. Ulrichs des Jahrs 1372, als Frau Adelheid am Grabe des Ermordeten andächtig betete, nahte eine jugendliche Frau von edler Gestalt, in Trauer gekleidet, den Stufen des Altars und fing an bitterlich zu weinen. Darauf verrichtete sie mit aufgehabe-

nen Händen ihre Andacht, und sprach ein andächtig Gebet für die Seele des ermordeten Vaters. Ehe sie den Altar verließ, legte sie ein goldenes Kreuz als Opfer an demselben nieder. Auch ließ sie sich das Grabmal ihres Vaters zeigen, das sie lange mit thränenden Augen betrachtete. Die edle Trauernde war Catharina, die Tochter des ermordeten Grafen v. Helfenstein. Sie wohnte von nun an allen Todtenmessen bei, verweilte vier Wochen bei der Ruhestätte des sel. Vaters, und stiftete für ihn eine ewige Messe. Nachdem sie den Priester reichlich beschenkt hatte, verließ sie diesen Ort ihrer Wehmuth, und ließ sich von nun an nimmer in der Gegend sehen. Auch die edle Adelheid von Falkenstein verließ bald darauf die Burg, da die Unthat geschehen war.

Im Jahr 1440 hatte die Burg wieder eine Gefahr zu überstehen. Zwei Verwandte, Jakob und Conrad von Falkenstein, damals Ganerben auf der Burg, geriethen wegen ihrer Besitzungen mit einander in Streit. In Folge dessen überrumpelte Conrad von Falkenstein mit seinen Reisigen Hans Hak von Waldnau und Hans von Ramstein im 1444. Jahr seinen Vetter Jakob, der an keinen solchen Ueberfall dachte. Er drang mit seinen Genossen in den Vorhof des unteren Schlosses, besetzte in größter Eile den Thurm, verwundete einige Edelknechte, und nahm diese so wie seinen Vetter gefangen. Die Feinde hätten beinahe auch das obere Burggebäude erstiegen, wenn nicht die Tochter Jakobs und der bei ihr sich aufhaltende Bräu-

tigam die mit dem untern Schloß verbindende Zugbrücke hätte schnell aufziehen lassen und einen Pfeilregen auf die Anstürmenden herabgesendet hätte. Bei diesem Ueberfall zeigte die Tochter Jakobs einen ritterlichen Muth, und trug Alles bei, um die Feinde abzutreiben. Bald mußte Conrad seinen Vetter wieder der Haft entlassen, mußte die Kriegskosten und den Schaden ersetzen und vor dem Hofgericht zu Rotweil dem Vetter Abbitte thun.

Doch hörten die Streitigkeiten unter diesen verwandten Ganerben von Falkenstein nicht auf, bis sie die verschiedenen Burgen und Güter in der Mitte des 15. Jahrhunderts theilten. Von nun an nannte sich eine Linie die von Falkenstein zu Falkenstein, die andere die von Falkenstein zu Ramstein. Die Besitzungen der ersteren Linie zur Hälfte kamen im Jahr 1444—1449 durch Kauf an Graf Ludwig von Wirtemberg, die der Falkenstein-Ramstein durch Heirath an Hansen v. Rechberg, und von diesem an seinen Schwager Hans von Landenberg. Mit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die so hoch angesehene Familie von Falkenstein ihre sämmtlichen Stammgüter verloren. Die Söhne Georgs, des Letzten von Falkenstein, sind schon im J. 1558 in den bürgerlichen Stand herabgesunken, und sie verheiratheten sich mit bürgerlichen Töchtern in der Stadt Villingen.

Wann die Burg Falkenstein Ruine geworden, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nach einer mündlichen Sage wurde sie durch die Rotweiler und andre

Reichsstädte im Jahr 1491 zerstört. — Ueber die Entstehung des Namens der Burg noch eine schöne Sage.

Die Sage von dem weißen Falken.

In den ältesten Zeiten hieß die Burg Falkenstein nur der Stein, wie viele andere Burgen des deutschen Landes den Namen Stein führen, und noch jetzt ein nicht ferne von Falkenstein wohnendes Geschlecht den Namen „von Stein" trägt. Wie die Burg Falkenstein ihren Namen erhielt, darüber geht im Munde des Volks folgende Sage:

In jenen Tagen, als Gottfried von Bouillon mit vielen Rittern und Herren nach Palästina zog, um das h. Grab aus der Hand der Ungläubigen zu befreien, befand sich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter, genannt Kuno von Stein im Schwarzwald. Beim Abschied von Hause hatte er zu seiner holden Gemahlin, Selindis von Höwin, gesagt: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, dann bin ich todt und du darfst meiner nicht länger harren." Als er dieß gesagt, küßte er noch einmal die Betrübte, bestieg sein Streitroß und schloß sich der Schaar seiner Genossen an. Mit Thränen in den Augen blickte Selindis dem Scheidenden nach, bis sein Helmbusch hinter den dunkeln Tannen verschwand. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie

ihn lange nicht, vielleicht nie wieder sehen würde. Bald, nachdem die Kreuzfahrer in dem ersehnten Lande angekommen waren, folgten Kämpfe auf Kämpfe bis in die Nähe der heil. Stadt, und jeden Fuß breit mußten die ritterlichen Streiter mit theurem Blute von den Sarazenen erkaufen. Doch erreichten sie endlich das Ziel ihrer Wünsche, sie sahen die Zinnen der heil. Stadt, und begrüßten auf den Knieen den geweihten Boden, wo einst der Erlöser der Welt gelitten hatte und gestorben war. Aber nicht Allen, welche an dem Zuge Theil genommen hatten, wurde dieses Glück zu Theil: viele sahen nur die Stadt, ohne die Thore betreten zu dürfen. Unter ihnen war auch der Ritter Kuno von Stein. Noch unter den Thoren der heil. Stadt begann ein blutiger Kampf. Kuno drängte sich in das Gefecht, wo es am hitzigsten war, wurde von dem Feinde umzingelt, und, ob er gleich stritt wie ein Löwe, mußte er doch zuletzt der Uebermacht weichen, und wurde von den Feinden als Gefangener davongeführt. Ein trauriges Loos empfing den unglücklichen Ritter unter den Sarazenen; er wurde als Sklave verkauft und in das Innere des Landes fortgeschleppt, wo er gleich dem Zugvieh an das Joch des Pfluges gespannt, unter den Peitschenhieben des unbarmherzigen Treibers das Feld umackern mußte. So ging ein Jahr dahin, dem Ritter in Pein und Qual der Knechtschaft, seiner Gemahlin in der Heimath in Schmerz der Sehnsucht nach dem Entfernten. Eines Abends — Kuno hatte eben sein Tagwerk vollendet — wurde er mit

noch andere Genossen seines Unglücks wie ein Vieh aus dem Pflug gespannt und nach Hause getrieben, um auszuruhen und für die Mühe des folgenden Tages neue Kräfte zu sammeln. Aber der Ritter fand keine Ruhe; seine Gedanken schweiften hinüber in die ferne Heimath, er gedachte seiner geliebten Gemahlin, und wie gerade jetzt ein Jahr verflossen wäre, seit er sie verlassen und das Wort gesprochen hatte: wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, darfst du nimmermehr meiner harren. Eine unendliche Sehnsucht, die theure Heimath und die geliebte Gemahlin wieder zu sehen, befiel ihn bei diesem Gedanken. „Ach! daß ich fliegen könnte über Länder und Meere!" rief er oft aus, „um nur auf wenige Augenblicke die Burg der Väter und meine Gemahlin wieder zu sehen, gerne wollte ich dann wieder zurückkehren in meine Knechtschaft, in der ich täglich schmachte." Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da stand vor seinem Strohlager, auf das er sich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Gestalt, deren Gesichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterscheiden vermochte, aber deutlich vernahm er die Worte: „Herr Ritter im Pfluge, ist Eure Sehnsucht nach Heimath und Gemahlin so groß, so läßt sich leicht helfen." Wer bist du, unheimliches Wesen, rief Kuno, indem er sich aufrichtete, die Augen rieb und der Gestalt unerschrocken in's Antlitz schaute. Ein Gesicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an. „Dein guter Freund bin ich," antwortete die Gestalt — „der wegen keiner anderen Absicht da ist, als, um dich zu erlösen aus

deiner traurigen Lage, und der dich wieder zurückführen will in die Arme deiner Gemahlin, die voll Sehnsucht deiner harret; spute dich, denn wer weiß, ob deine Gattin noch lange frei seyn wird, sintemal so gar Viele um sie werben und sie noch in hoher Jugendblüthe steht. Willst du dich aber meiner Führung anvertrauen, so ist dir nichts als Entschlossenheit noth." „Sag' an," sprach der Ritter, „was soll ich thun? wie willst du mich nach Hause bringen und in wie viel Zeit?" — „Herr Ritter im Pflug," entgegnete der Unbekannte lachend — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen, gebiete vielmehr, in wie viel Stunden ich dich hinführen soll, und dein Wunsch soll stracks in Erfüllung gehen." Der Ritter besann sich eine Weile; nicht ohne einiges Grauen betrachtete er die lange, hagere Gestalt des Mannes, der vor ihm stand, und es schien ihm Anfangs nicht gerathen, sich dessen Führung anzuvertrauen. „Willst du, oder willst du nicht?" fragte dieser jetzt ungeduldig — „dir geschieht ja der Dienst, nicht mir; bedenke nur deine schreckliche Lage, in der du noch lange schmachten kannst, bedenke die Freude, wenn du deine Gattin wieder siehst, die jetzt noch, aber vielleicht bald nimmer, deiner wartet; ja oder nein, ich muß es wissen." Die letzten Worte des Mannes brachten den Ritter zum Entschlusse. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Wesen," rief Kuno; aber man sah wohl, daß ihm das Wort schwer vom Munde ging — „bringe mich dahin, wohin mein Herz sich sehnt und zwar so schnell als möglich." — „Also wären wir soweit im Reinen" — versetzte

der Unbekannte — „aber während ich dir verspreche, einen Dienst zu leisten, haben wir die Bedingung vergessen, die du mir dagegen zu leisten hast, und diese besteht, damit ich dir's kurz sage, darin, daß du mir versprichst, von nun an mein Eigenmann zu seyn mit Leib und Seele, im Fall du, während ich dich in die Heimath führe, in Schlaf fällst; bleibst du aber während dieser Zeit und bis zur Ankunft daselbst wachend, so bist du deines Versprechens quitt, und ich erhalte dafür nichts, daß ich dich tausend Stunden weit getragen habe." — „Es sey," versetzte der Ritter, „aber ehe die Sonne hinter den Bergen hervortaucht, will ich in der Heimath seyn; nimm mein Wort, ich folge dir." — „Dein Wort in Ehren," sagte der hagere Mann, „aber bei jedem Pakt muß eine Unterschrift seyn, es ist für Leben und Sterben." — „So traust du also meinem ritterlichen Worte nicht?" rief Kuno von Stein, ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen." — „Herr," entgegnete der hagere Mann, „aber man geht halt doch sicherer, wenn man Schwarz auf Weiß, oder wie ich es lieber habe, Roth auf Weiß besitzt." Mit diesen Worten zog er einen Pergamentstreifen und eine Feder hervor und hielt Beides dem Ritter hin. Dieser wies das Angebotene lange von sich, und besonders, als der Unheimliche mit der Feder eines der Blutgeschwüre, die des Treibers Peitsche dem Ritter an die Hand geschlagen hatte, aufritzte und die Feder in das Blut tauchte — da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß sich zu helfen wissen, wenn man keine

Tinte hat," sagte scheinbar gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf alle Künste der Ueberredung auf, um den Ritter zur Unterschrift seines Namens zu vermögen. Mit zitternder Hand ergriff Kuno endlich die Feder und schrieb auf das Pergament sein Namenszeichen, wie er es gewöhnlich zu schreiben pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentstreifen wieder zur Hand und verbarg ihn unter den Falten eines Mantels, der seinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab einhüllte. „Frisch auf, Herr Ritter!" rief er mit höhnischem Lachen, „rasch und ohne Furcht das Roß besteigen, das Euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird." Dieß gesagt, war der Unbekannte verschwunden, an seiner Stelle dagegen stand ein Löwe mit wallender Mähne, aber nicht wild aussehend, wie einer, der blutgierig aus Lybiens Wüsten hervorbricht, sondern wie einer, der seine Wildheit gänzlich verlernt hat und kosend seinem Meister sich zu Füßen schmiegt. Gehorsam beugte er seinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm sagen wollte: Vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich sicher an Ort und Stelle bringen. Kuno ließ sich nicht lange von dem freundlichen Blick des Löwen mahnen: voll Zuversicht schwang er sich auf den Rücken des seltsamen Rosses, und es däuchte ihn, als ob er nie sicherer und bequemer in einem Sattel gesessen hätte. Sobald der Löwe den Reiter auf seinem Rücken fühlte, erhob er sich wie mit Flügeln in die Lüfte, und im Nu war unter ihnen der Ort verschwunden, wo der Ritter bisher wie ein

Lastthier gequält worden war. Pfeilschnell gieng es dahin über Berge und Meere, und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaul; fest schloß er seine Füße um die weichen Lenden des Löwen, während er die Hand um die wallende Mähne schlang und sich derselben als eines Zügels bediente. Aber während er dahin ritt, war es ihm, als ob ein unabwehrbarer Schlaf sich auf seine Augenlieder niedersenken wollte. Drei Nächte waren dem Ritter ohne Schlaf dahingegangen, der Schmerz der Wunden, die der Treiber seinem Leib geschlagen hatte, hatte bis dahin den Schlaf von seinen Augen ferne gehalten. Jetzt dachte er mit Angst des schrecklichen Versprechens, er wolle mit Leib und Seele dem dienstbaren Geist zu eigen werden, wenn er einschlafe, und dieß hielt jedesmal den Schlaf von ihm zurück, wenn er ihn übermannen wollte. Mit einem Male aber war es ihm, als ob er, wie in den Tagen seiner Kindheit, sanft in einer Wiege geschaukelt würde; Traumbilder aus der Heimath und vom seligen Wiedersehn begannen, seine Phantasie zu umgaukeln. Er senkte sein Haupt auf die Mähne des Löwen nieder, um sich dem Schlummer zu überlassen, da fühlte er plötzlich einen sanften Schlag auf sein Haupt; erstaunt fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe und sah einen herrlichen weißen Falken über sich in der Höhe schweben. Aber bald ließ er sein müdes Haupt wieder sinken, neue Traumbilder nahten ihm, und er fühlte einen zweiten Schlag, wie von den Federn eines Vogels; er fuhr wieder aus der Betäu-

bung auf, und dicht über ihm wehten dießmal die Fittige des weißen Falken.

Den hat mir ein gütiger Gott gesendet, sprach der Ritter bey sich, auf daß er mich errette aus der Hand dessen, der nach meiner Seele verlangt.

Jetzt war es ihm ganz klar geworden, um welch' theuren Preis er die Rückkehr in die Heimath und das Wiedersehn seiner Gattin erkauft habe, darum nahm er sich von Neuem vor, wach zu bleiben, um die Hoffnung des bösen Geistes zu nichte zu machen. Aber sein Vorhaben wurde bald wieder vereitelt; mit Macht drückte der Schlaf wieder auf seine Augenlieder, und er sank zum dritten Mal auf die Mähne des Löwen, um sich dem Schlafe zu überlassen, dem er so lange mit aller Gewalt widerstrebt hatte. Da rauschte es zum dritten Male über ihm; erschrocken fuhr er wieder auf, und sein Haupt berührte noch die Schwingen des weißen Falken, der ihn durch seinen Flügelschlag so eben wieder vom Schlaf abgehalten hatte. Als er um sich blickte, sah er weit unter sich in der Morgendämmerung einen schwarzen Streifen, der sich ihm bald als einen weithin ausgedehnten Wald zu erkennen gab; zugleich senkte sich auch der Flug des Löwen immer tiefer. Bald erkannte der Ritter die Zinnen einer Burg, die sich auf steilen, von Tannen umwachsenen Felsen erhob, nach welcher der Löwe seine Richtung nahm; hell und frisch blickte er um sich, als ihn der Löwe vor dem Thore seiner wohlbekannten Burg niedersetzte. In dem Augenblick, da Ritter Kuno den Boden berührte, fiel der

Pergamentstreifen vor ihm nieder, auf dem er seinen Namen unterschrieben hatte; das Pergament war durch und durch zerrissen. Zu gleicher Zeit erhob sich ein schrecklicher Sturmwind, daß die Zinnen der Burg erbebten, ihre Thürme wankten und der Fels bis in seine Tiefen zitterte. Der Sturm dauerte so lange, bis die Sonne hinter den Bergen hervorstieg. Der Ritter blickte auf — oben auf der Spitze des höchsten Thurmes saß der Falke, und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten sein weißes Gefieder; da streckte Kuno seine Hände aus und winkte dem Falken, der sein Retter geworden, seinen Dank zu, bis der Vogel verschwand, als die Sonne über den Thälern strahlte. Sein Herz aber richtete sich im stillen Dankgebet zu demjenigen empor, der den Falken zur Rettung seiner Seele gesandt hatte. Und nun eilte er in die Burg zum frohen Wiedersehen der Gattin, die den lang Ersehnten freudig in ihre Arme schloß. Zum Andenken an seine Rettung nahm Ritter Kuno von Stein den Falken in sein Wappen auf und nannte Burg und Geschlecht nach ihm Falkenstein.

IX.

Die Kapelle St. Wendel zum Stein

im Jagstthal.

Wandern wir von dem Ufer des Kochers durch die gewerbreiche Stadt Künzelsau, mit Recht Klein-Nürnberg genannt, die Höhe hinan, so gelangen wir in $2^1/_2$ Stunden zu den Ufern der jäh dahin strömenden Jagst. Ehe wir aber ins Thal wieder hinabsteigen, lohnt uns eine liebliche Aussicht. Zu unsern Füßen liegt das Dorf Hohebach mit seiner bekannten stattlichen Brücke mit 4 Bogen; rechts breiten sich fruchtbare Rebengelände aus, zur Linken haben wir ein waldiges Ufer, von dem die schönsten Tuffsteine zu Tag gehen, die man weit und breit finden kann — an dem schönsten Vorsprung derselben klebt die kleine Kapelle St. Wendel zum Stein, von dem Volk nur die Steinkapel genannt. Aus geringer Ferne winkt der stattliche Marktflecken Dörzbach mit seinem alterthümlichen, aber recht wohnlichen Schlosse der Freiherren von Eyb. — Wir übersehen eine der lieblichsten Strecken des Jagstthals — doch das Schönste in ihrer Mitte ist die Steinkapelle, auf die wir zupilgern, aber nicht auf der Landstraße, denn von da aus führt kein Steg über die Jagst, sondern am linken Ufer des Floßes, größtentheils auf einem angenehmen Waldwege. In einer starken Viertelstunde gelangen wir zu dem Felsen, unter dem die

Kapelle liegt. Von diesem Felsen, der wie ein Altar aus dem Thal in die Höhe ragt und in seiner Mitte eine schöne Linde trägt, steigen wir auf einem jähen Pfade hinunter zur Kapelle. Wohl wegen ihrer eigenthümlichen Lage, vermöge der sie an dem Tuffsteinfels (Stein) gleichsam anklebt, hat die Kapelle den Namen zum Stein, oder geradezu Steinkapelle erhalten. Ihr Sockel bildet mit dem Tuffsteinfels gleichsam eine Masse, so daß man kaum mehr unterscheiden kann, was Fels oder Gemäuer ist. Aus diesem Sockel sind fünf mächtige Ahornbäume hervorgewachsen, die fast bis an das Dach der Kapelle reichen und ihr ein malerisches Aussehen geben. Die Steinkapelle ist im einfachen gothischen Styl gebaut, und hat ein kleines Thürmchen mit einfachem Kreuze. Zwischen den größeren Fenstern und dem Chorpfeiler gegen Hohebach ist eine Schrift, die einem Steinmetzzeichen gleicht, eingehauen. Der größere, rundbogige Eingang liegt gegen Hohebach, ein kleinerer gegen Dörzbach soll noch im Jahr 1790 auf dem Thürsturz die Jahrzahl 1515 gehabt haben. Treten wir in die Kapelle ein, so sehen wir auch hier wieder, wie sie ihren Namen zum Stein mit Recht trägt, denn der rohe zerklüftete Tuffsteinfels bildet ihre Giebelseite. Ihr Plafond ist ein hölzernes Getäfel, das mit zierlichen Arabesken bemalt ist. Zur Linken in der Kapelle steht ein einfacher steinerner Nebenaltar, auf dem mehrere Holzbilder aufgestellt sind, unter andern St. Veit und St. Wendelin, welches letztere Bild wohl noch aus dem 15. Jahrhundert stammt. Ueber dem

Eingang in den Chor steht die Jahreszahl 1520, welche wohl auf die Zeit einer Renovation hinweist. Die Decke des Chors ist schön gewölbt. Im Chor steht ein einfacher Altar mit einer nicht ohne Kunst gearbeiteten Bildtafel aus Marmor. Ein stattlicher Ritter im Harnisch kniet vor einem Crucifix, ihm gegenüber ein Frauenbild mit losgewundenen Haaren. Im Gesims des Altarbilds ist ein besonders kunstreich gearbeitetes Bild von Gott Vater angebracht. Die Inschrift lautet: der wol edel gestrenge Sebast. Strobi, der Zeit in des Herrn Obrist Schönberg. Reg. bei Herrn Obrist Leutenants Compagni Cornet hat dis werck auf sein costen hieher fertigen laßen Anno 1630. Von der Kapelle führt eine Pforte aufwärts zu dem Felsen, an dem sie angebaut ist. Steigt man einige Stufen hinan, so befindet man sich in einer weiten Grotte, da man oben am Felsen noch die Spuren des Dachgiebels einer früher dagestandenen Wohnung wahrnimmt. Geht man zur Linken auf der in Fels gehauenen Treppe weiter aufwärts, so kommt man in eine von Rauch geschwärzte Höhlung, welche eine Vorderwand mit Fensterlein hat. Beide Grotten sollen in früherer Zeit die Wohnung eines Einsiedlers gewesen seyn; die Volkssage erklärt sie auch für die Wohnung einer ehmals sehr berüchtigten Vagabundin, genannt Britschen-Babele (vielleicht Brigitta Barbara); daher hieß man noch lange diese Höhle Britschen Babele's Loch. Neben der Kapelle steht ein altes Küsterhäuschen, in dessen unterem Raume

eine klare Quelle sich befindet. — Das Eigenthum und Einkommen der Kapelle besteht in dem Ertrag des über ihr liegenden Waldes, so wie der umliegenden Güterstücke, wozu der Erlös der zu beiden Seiten liegenden Tuffsteinfelsen zu rechnen ist, welche nach und nach ausgeweidet werden. — Das Geschichtliche über die Kapelle besteht nur in wenigen Notizen. Als Engelhard von Berlichingen im Jahr 1478 von Hans von Bachenstein seinen Antheil an Dörzbach erkaufte, da behielt der Verkäufer für sich vor seine geistlichen Lehen, darunter auch das Kapelin zum Stein. Im Jahr 1491 verkaufte Albrecht von Bachenstein den Kirchensatz der Pfarrkirche zu Dörzbach, mit dem Stein darob gelegen, an Herrn Götz von Berlichingen. Unter den Herren von Berlichingen wurde die Kapelle zufolge der obengenannten Jahrzahl renovirt, also bestand sie schon in viel früherer Zeit. Vielleicht ist der Chor erst im Jahr 1520 an die Kapelle angebaut worden. — Die Kapelle St. Wendel zum Stein war schon seit alten Zeiten eine viel besuchte Wallfahrt, in der durch einen Geistlichen von Dörzbach Messe gelesen wurde. Noch im Jahr 1561 heißt es in einer Urkunde: „die Capelle zum Stein, welche von dem evangelischen Pfarrherrn zu Dörzbach, der da residiren wird, versehen werden sol." Demnach war nicht nur am Tage St. Wendelins (20. Okt)., wenn man hieher wallfahrtete, sondern wohl in jeder Woche in der Kapelle ein Gottesdienst. Darum wohnte auch jeder Zeit neben der Kapelle der sogenannte Kapellenmann oder Sakristan. Noch jetzt dauert die Wall-

fahrt fort, denn jedes Jahr an St. Wendelins Tag wallen Schaaren von Andächtigen aus der Nähe und Ferne der Kapelle zu, und keiner verläßt die heilige Stätte, ohne ein Scherflein in den Opferstock zu legen. — Bis in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts fand ein eigner Gebrauch Statt von Seiten der protestantischen Anwohner der Kapelle. Je am Palmsonntag kamen die ledigen Leute von Hohebach auf einem versteinten Wege in die Kapelle und sangen Passionslieder. Aber die fromme Gewohnheit artete aus: die zusammentreffenden Hohebacher und Dörzbacher geriethen vom Singen ins Streiten und Zanken, da die Dörzbacher das Erscheinen der Hohebacher in der Kapelle für einen Eingriff in ihre Territorialgerechtigkeit hielten. Vom Streiten kam es zu Balgereien, wobei die jungen Leute von beiden Gemeinden gegenseitig die Kraft ihrer Fäuste aneinander versuchten. So mußte diese Wallfahrt abgestellt werden. Nur der Geistliche, begleitet vom Heiligenmeister, begleitet von Alten und Jungen, geht jetzt am Palmsontage auf die Kapelle, um den Inhalt des Opferstocks zu erheben, der in die heilige Kasse fällt. An die Stelle des wieder freundlichen Zusammenkommens bei der Kapelle ist ein liebliches Kinderfest, der jährliche Maientag, getreten, der auf dem Felsen-Plateau über der Kapelle bei der bekannten Maienlinde abgehalten, und von allen Anwohnern des Jagstthals, thalauf- und thalabwärts, besucht wird.

Ueber die Gründung der Kapelle geben wir eine liebliche Sage.

Der Bau der Steinkapelle.

Es war einmal ein Schäfer im nahen Dorfe Dörzbach — so erzählt die Volkssage — bei welcher nur das Wort gilt:

Es war post Christum natum,
Man weiß nicht mehr das Datum.

Dieser Schäfer fand an der Stelle, da er seine Schaafe weidete, einen großen Geldschatz, der ihn auf einmal zu einem reichen Manne machte. Damals wußten die Leute das Geld besser anzuwenden als jetzt, wenn sie dessen mehr hatten, als sie bedurften. Statt, daß sie große und stattliche Häuser bauten, oder prächtige Gespanne anschafften, um mit zween oder auch vier Schimmeln zu fahren, widmete man solches, von Gott geschenkte Geld, wieder zu Gottes Ehren an, entweder, um Spitale für Arme und Preßthafte zu stiften, oder um Kirchen und Kapellen zur Vermehrung der Andacht zu bauen. Zu letzterem frommen Zwecke bestimmte nun auch der genannte Schäfer seinen Geldschatz, und beschloß, an demselben Orte, wo er das Geld gefunden, dem Herrn zu Ehren, der ihm den Segen beschеert hatte, eine kleine Kirche oder Kapelle zu erbauen. Der Platz, wo der Schäfer den Schatz fand, soll über dem Fels gewesen seyn, nahe beim Walde; darum ließ er Steine und Alles, was man zum Bau einer Kapelle bedarf, dahin schaffen. Schon waren die Steine behauen, und das Holz zugerichtet, und der Graben ausgeworfen, in

welchen das Fundament eingesetzt werden sollte, siehe da! über Nacht wurden Holz und Steine hinüber gewälzt bis an das Ufer der Jagst und Niemand wußte, wie es geschehen war. Demungeachtet wurden Holz und Steine wieder auf den Felsen hinauf geschafft und das Fundament eingesetzt. Am Morgen lagen die Steine wieder unter dem Felsen, jedoch nicht mehr unter und übereinander, sondern an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, und zwar gerade so aufgesetzt und geordnet, wie das oben schon eingesetzte Fundament gestanden hatte. Da verbrach sich der Stifter der Kapelle nicht mehr den Kopf über der Sache; er ließ auch keine Steine in der Nacht auf den früheren Platz mehr stellen, um zu erfahren, durch wessen Hand Solches geschehen war, denn damals glaubte man noch mehr, als jetzt, an das Walten unsichtbarer Mächte. Darum wollte er dieser unsichtbaren höheren Gewalt nicht widerstehen, sondern er erkannte darin Gottes Willen, daß die Kapelle nicht über, sondern unten am Felsen im lieblichen Thale erbaut werden sollte. Alsbald ließ der Stifter auf dem Fundamente, das eine unsichtbare Macht eingesetzt hatte, fortbauen, und die Kapelle gedieh so schnell bis zum Giebel, daß Jedmänniglich erkennen mußte, wie der Bau nicht nur durch Gottes Willen, sondern unter seiner sichtbaren Unterstützung zu Stande kam. Kein Arbeiter wurde müde, so fleißig er auch war, kein Schweiß rann von der Stirne der Steinmetzen, ihre ganze Arbeit war wie ein Spielwerk — denn der Herr baute sein Haus. Als die Kapelle dastand, fertig und vol-

lendet bis zum Thürmlein, in dem das Glöcklein klang, da trat der fromme Schäfer freudig über die Schwelle; er stellte das alte Schnitzbild des heiligen Wendelins auf den Altar und sprach mit freudethränendem Blicke: dem Schutzpatron der Hirten soll die Kapelle geheiliget seyn, denn ich bin ein Schäfersmann! Dann kniete er nieder an den Stufen des Altars, über dem das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet war, und faltete seine Hände zu einem andächtigen Gebet; er blickte auf zu dem Bild des Gekreuzigten, und von dem Bilde weg zu dem, der nun erhöhet ist zur Herrlichkeit seines Vaters, die ihm von Ewigkeit her bereitet ist. Die Kapelle wurde bald darauf von dem Bischof zu Würzburg feierlich geweiht zu Ehren Wendelins des Gottesheiligen. Seitdem hieß sie die Kapelle St. Wendels zum Stein, zum Unterschied von andern Kapellen der Umgegend, die denselben Heiligen zum Patron haben; sie wurde alljährlich am Tage des heiligen Wendelin von Schaaren frommer Wallfahrer besucht. Aber am häufigsten wallete der fromme Schäfer zu der von ihm gestifteten Kapelle. Ja, als er alt und schwach war und seinem Berufe nimmer abwarten konnte, zog er für immer in die Nähe der Kapelle, denn er hatte weder Weib noch Kinder. Er baute von der Habe, die er noch besaß, ein kleines Häuslein, das noch stehende, in dem der Kapellenmann wohnt, und widmete sich dem Dienste in der Kapelle. So oft der Frühmeßner von Dörzbach darin die Messe las, administrirte er als Sakristan; auch läutete er das Glöcklein auf dem Thurme des Morgens und des Abends

und gar mancher Wanderer, der auf der Straße über der Jagst vorüber ging, betete beim Klange des Glöckleins andächtiglich sein Ave Mergen. Eines Abends, an einem kalten Wintertage, läutete er das Glöcklein, aber er that nur einige Züge am Strange, und die Töne verklangen, wie die traurigen Töne eines Todtenglöckleins. Am andern Morgen tönte das Glöcklein nimmer. Als einige Leute von Dörzbach auf die Kapelle kamen, lag der fromme Kapellenmann erstarrt an den Stufen des Altars, über den Strang des Glöckleins fromm die Hände gefaltet. Noch einmal klang das Glöcklein traurig, als man es läutete über des Kapellenmanns offenem Grabe neben der Kapelle. — Zum dritten Mal klang es traurig, und dann nimmer. Als nämlich nach der Reformation der Gottesdienst in der Kapelle nach und nach in Abgang kam, wurde auch das Geläute immer seltener. Da fanden die von Dörzbach es für gut, das Glöcklein von hellem Metall in ihrer Kirche aufzuhängen. Aber als man es zum ersten Mal anzog, ließ es einen schrillenden Klagelaut vernehmen, und verstummte: es war von oben bis unten zersprungen. — Erst seit neuerer Zeit hört man wieder Morgens und Abends eines Glöckleins Klang. Edle Freundinnen der Kapelle sind vor Jahren freundlich zusammengetreten und haben ein neues Glöcklein gestiftet.

X.

Schloß Magenheim

im Zabergäu.

Auf einem nördlichen Vorsprung des Michelsbergs, rückwärts durch eine schroffe Kluft von diesem getrennt, oberhalb des Dorfs Kleebronn, liegt das Schloß Magenheim, das dem Grafen von Uexküll seine Wiederherstellung im antiken Style verdankt. Es ruht auf einer gewaltigen Felsenmasse, hat sehr dicke und hohe Mauern von Bockelsteinen, und auf der Südseite unten gothische Fenster. Im Erdgeschosse, wo sich dermalen ein Keller befindet, scheint früher ein großer Saal gewesen zu seyn, auch auf der schon genannten Südseite eine Kapelle. Ein massiver vierekigter Thurm, in gleicher Höhe mit dem Schlosse, enthielt ein tiefes Burgverließ, wurde schon vor Jahren abgebrochen, und die Steine davon wanderten nach Erligheim. Auf der Burg genießt man eine schöne Aussicht über den Zabergau, den sie in alter Zeit beherrschte. Eine zweite Burg stand in uralten Zeiten oben auf dem Michelsberg, die zuerst Lunaburg (castrum lunæ, Mondburg) geheißen haben soll; später, nach dem Abgang der Römer, nahm sie ein deutscher Häuptling in Besitz, und nannte sich nach ihr Herr von Monheim (Mondheim), Magenheim, was noch dadurch bestätigt wird, daß dieses Geschlecht zwei Halbmonde im Wappen führt. Wenn wir der unten

folgenden Sage Glauben schenken dürfen, so war Erkinger von Monheim, der ums Jahr 1134 zu Zeiten Kaiser Lothars II. lebte, einer der ersten dieses Geschlechtes, das von Mainz seine Lehen trug. Im Jahr 1147 so wie 1152 tritt ein Zaisolf von Magenheim in einer Urkunde als Zeuge auf. Im Jahr 1182 wird ein Erkinger (miles, vir nobilis) genannt, der aber zuverläßig diesem Geschlecht angehörte. Ein Andrer dieses Namens lebte im Jahr 1203 und ein Ulrich von Magenheim zeugt im J. 1220. Drei Brüder von Magenheim, Erkinger, Conrad und Zaisolf von Magenheim, treten im Jahr 1231 auf. Von ihnen lebten Conrad noch im Jahr 1279 und Erkinger noch im Jahr 1287 mit zwei Söhnen Ulrich und Erkinger. Diese Herren von Magenheim besaßen viel Dörfer, Zehenten und Leute im Zabergau, unter andern auch die Stadt Bönnigheim. Aber im Jahr 1288 veräußerten sie einen großen Theil ihrer Besitzungen, namentlich verkaufte Herr Conrad von Magenheim, der auf der oberen Burg saß, diese, so wie die Stadt Bönnigheim und das Dorf Ramspach an König Rudolf von Habsburg, der Alles das im Jahr 1291 seinem natürlichen Sohn Albrecht zu Eigen übergeben. Jedoch hatten die von Magenheim noch viele beträchtliche Besitzungen im Zabergau, wenn auch eine der Stammburgen, sowie die Stadt Bönnigheim veräußert war; besonders waren sie noch begütert zu Güglingen: und im Jahr 1293 nennt sich Ulrich von Magenheim Herr zu Brackenheim. Im Jahr 1309 ist Erkinger von Magenheim, ein Sohn

des älteren Erchinger, Inhaber der Stadt Brackenheim. Im Jahr 1320 verzichtet Zaisolf von Magenheim gegen Heinrich von Eberstein auf seine Rechte, die er hatte an die Stadt Güglingen, die Burg Blankenhorn und die dazu gehörigen Leute; und das Jahr darauf verkaufte er an den Markgrafen Friedrich von Baden seine Burg Ochsenberg, die Dörfer Leonbronn, Michelbach, Zaberfeld, Ober-Ramspach, Damp und den Hof zu Flehingen um 2200 Pfund Heller. Derselbe veräußerte im Jahr 1341 an Graf Ulrich von Würtemberg sein Gut zu Nieder-Ramspach, Leut und Gut, auch den Kirchensatz und was dazu gehört, eigenthümlich, um ein gewisses Leibgeding. Zaisolf von Magenheim hatte fünf Söhne: Erkinger, Wilhelm, Ulrich, Friedrich, Heinrich, von denen die vier letzteren alle in geistlichen Stand traten. Im Jahr 1367 verzogen sich dieselben all ihrer Ansprüche, die sie von ihres Vaters und Erkingers ihres Bruders wegen, besonders an die Burg Magenheim, die Stadt Brackenheim halb und den Kirchensatz, so wie das halbe Dorf Kleebronn hatten, gegen Eberhard von Wirtemberg, dem Zaisolf und Erchinger ihre Herrschaft vermachten. Im Jahr 1399 begab sich Folgendes: „Als Zaisolf und Erkinger von Magenheim also Hauß gehalten, daß von ihren schönen Gütern wenig mehr übrig blieb, so faßte Erkinger den Entschluß, bei denen von Heilbrun sich bürgerlich einzulaßen. Diese schickten nun ihren Büttel nach Brackenheim, wo sich Erkinger bisher aufgehalten, daß man ihn da beleuten (ihm durch die Glocke Etwas verkündigen)

sollte. Darüber wurde dem Büttel von den Brackenheimern ein Ohr abgeschnitten, als der sich fremder Obrigkeit Sachen, die ihm, oder auch denen, die ihn abgefertigt, nicht gebürten, zu mischen unterfangen." Die von Heilbronn nahmen diesen Schimpf hoch auf, und klagten deßhalb gegen Graf Eberhard von Würtemberg nebst andern Punkten; da aber auch dieser Manches gegen sie zu klagen hatte, so wurde auf einer Tagfahrt zu Brackenheim beschlossen, bei beiden Theilen sollten Schaden gegen Schaden seyn. Der Letzte von Magenheim war der schon genannte Heinrich, Zaisolfs Sohn, welcher noch im Jahr 1408 als Commenthur zu Rexingen lebte. So endete das alte Geschlecht der Herren von Magenheim, welches einst durch den Reichthum seiner Besitzungen und den Glanz seiner Verbindungen eine wichtige Rolle spielte, doch seltsamer Weise nie bei einem Turnier genannt wird. Durch unklugen Haushalt und Freigebigkeit, besonders an die Kirche, war das edle Geschlecht so frühe herab gekommen.

Von den Schicksalen der Burg Magenheim wissen wir nur so viel, daß sie im Jahr 1360 zerstört wurde. Als nemlich Herzog Ruprecht von der Pfalz in Kriege gegen Graf Eberhard von Wirtemberg mit Heeresmacht durchs Zabergau zog, und an die dreißig Dörfer und Schlösser verheerte, mußte auch das Schloß Magenheim seinen Grimm erfahren, und wurde zerstört, wahrscheinlich nur ausgebrannt, denn es war ja später wieder bewohnbar. Im Jahr 1566, da die Herren von Sachsenheim das Schloß von Würtemberg zu Lehen trugen,

wurde wieder viel daran gebaut. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bauten die von Liebenstein es wieder neu auf.

Im Bereich des Schlosses Magenheim bewegt sich eine Sage, die wir wörtlich aus der sogenannten Zimmern'schen Chronik (aus dem 16. Jahrhundert) entnehmen.

Die Erscheinung auf dem Stromberg.

Herr Albrecht von Zimmern kam zu mehr Malen zu Herzog Friedrich von Schwaben, seinem Herrn, dieweil er bei ihm erzogen war, und allwegen eine besondre Gnad gehabt. Zu einer Zeit, als er abermals zu ihm geritten und einige Zeit bei ihm gewesen, begab es sich, daß dieser Fürst mit seinen Graven und Herren, deren er in nit kleiner Anzahl an seinem fürstlichen Hof hatte, durch Kurzweil spazieren ritt zu Graven Erchinger von Monhaim, gen Monhaim in das Schloß, in dem Zabergau gelegen, zu dem er vorhin mehr Malen kommen, in Ansehung, daß er gar fröhlich und kurzweilig war mit Jagen und Allem, was einem edelgebornen Manne zu Kurzweil ziemt und gebührt. Sein Gemahl war eine Pfalzgrävin von Tübingen, Frau Maria genannt; hatten mit einander zwo Töchter und keinen Sohn, war auch sonst kein Grave mehr dieses Geschlechts. Nun war ein großer lustiger Wald, der Stromberg geheißen, allernächst dem Schlosse gelegen, darin viel Zeit her ein Hirsch, deß Größe zu verwundern

war, gesehen worden, und doch von denen Jägern und Dienern dieses Grafen nie mochte gefangen werden. Begab sich aus Schickung des Glücks und Verhängniß Gottes, daß jetzund, dieweil Herzog Friedrich da war, der Hirsch abermals gefunden ward, daß der Herzog und alles Hofgesind, auch Grave Erchinger von Monhaim sonderlich erfreuet, und ritten hinaus gewönlich in guter Anzahl. Nun begab sich, daß Herr Albrecht von Zimmern an ein sonder Ort auf dem Holz ritt; indem lief vor ihm hin ein großer schöner Hirsch, deßgleichen er vorhin nie mehr gesehen hat, setzet derhalben an ihn, in der Meinung, den zu erreiten; rannt dem so lang nach durch den Wald, der fast lang und breit war, daß er ihn nit mehr ersehen mocht, auch nit wissen, wohin er hinkommen. Indem begegnet ihm ein Mann gar in ernstlicher und forchtlicher Gestalt. Wiewohl er nun sonst kein verschrockner Herr war, so erschrak er doch ob diesem Menschen oder menschlicher Gestalt über die Maßen, und bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Der in menschlicher Gestalt, so vor ihm stand, fieng an zu reden und sprach: er dörfte sich fürchten, dann er wäre von Gott dahin verordnet, ihm Etwas zu offenbaren; er sollte auch mit ihm reiten, so wolle er ihm Abenteuer zeigen, dergleichen er vormals nie gesehn, es solle ihm auch nichts Schädliches an seiner Seele oder an seinem Leib in keinem Weg begegnen oder widerfahren. Herr Albrecht von Zimmern, als der hört, daß er von Gott redet, bewilliget, mit ihm zu reiten. Die Person gieng vor ihm hin, Al-

brecht folgte ihm nach. Als sie nun, seines Bedünkens, aus dem Holz kamen, sahe er die allerschönsten Wiesen und lustigste Gegend, auch daselbst ein Schloß mit vielen Thürmen und großer Köstlichkeit erbaut, dergleichen er vormals alle seine Tage nie mehr gesehen. Als sie nun zu dem Schloß kamen, begegneten ihnen viele Leute, als Knecht und Diener, alle stillschweigend, die ihm sein Pferd empfiengen. Der erste, so im Anfang mit ihm kommen, sagt: er dürfe sich des Schweigens nit verwundern, mit Niemanden auch nit reden, dann mit ihm, und kecklich thun, was er ihn hieße. Hiemit kamen sie in das Schloß, da ward er geführt in einen schönen weiten Saal; da saß ein Herr mit seinem Hofgesind zu Tisch, welcher alsbald mit denenselbigen allen gegen Herrn Albrechten aufstand, und neigten sich mit ihren Häuptern, als ob sie ihn wollten empfahen und Ehr erbieten; setzten sich darnach wiederum nieder, als ob sie äßen und tränken. Herr Albrecht stand also mit seinem Schwerdt, das er in seinen Händen hielt, und in keinem Weg von ihm lassen wollte; besahe, wie ein köstlich Credenz-Essen und anderes da war, doch Alles so stillschweigend, daß er sich dessen höchlich verwunderte. Als er nun eine gute Zeit allda gestanden, und alle Dinge nach Nothdurft besichtiget, auch der sitzend Herr samt seinem Hofgesind für sich aß, und sich Niemand seiner weiter dann, wie gehört, annahm, sagte der, so ihn anfänglich bekommen und ihn in das Schloß geführt: er sollte gegen den Herrn und seinem Hofgesind mit dem Haupt neigen, dann er ihn wie-

derum hinaus und von dannen führen wollte. Nachdem nun Solches geschehen, und der Herr, auch alles sein Gesind ihm mit Aufstehen und dem Hauptneigen wiederum Ehre bewiesen, wie im Anfang, als er erstlichs kommen, geschehen, führet er ihn wiederum für das Thor, da alsbald die, so ihm vormals sein Pferd empfangen, es wiederum darstellten, und ihm stillschweigend aufhalfen, darnach wiederum in das Schloß giengen. Alsbald er nun für die Pforten kam, und sein Schwerdt wieder zu ihm gegürtet, führet ihn sein Gesell den Weg hinaus, den sie anfänglich hinan geritten waren. Alsbald sie zu dem Wald, der Stromberg geheißen, kamen, sprach der Geist: dich mag nun dieses Schloß und das, so du darinnen gesehen hast, wohl Wunder nehmen. Antwortete ihm Herr Albrecht: es denke ihn das größte Wunder, das er alle seine Tage gesehen, begehrt darauf ernstlich, daß er ihm wollte anzeigen die Bedeutniß, was dieß Alles wäre. Darauf der Geist sagte: der Herr, den du da gesehen hast, ist deines Herrn Vaters Bruder gewesen, ein christlicher frommer Herr, der viel wider die Ungläubigen gestritten hat. Aber ich und Andere, so du gesehen, seyn seine Diener und sein Anhang gewesen, und leiden die allergrößte unsägliche Pein, die mit Worten nit mag ausgesprochen werden, um deßwillen, daß er in seinem Leben die armen Leute gar hart geplaget, denenselben das Ihre unbilliglich, Etlichen gewaltiger Weise abgenommen, und dasselbige wider die Ungläubigen gebraucht hat. Dazu haben wir ihm Alle gerathen und geholfen, in dem nun gräßlichen Unrecht

gethan, und müssen alle darum leiden, so lang bis Gott ein Genügen hat. Dieses Alles hast du um Gott verdient, daß es dir zu wissen gethan werde, um dich vor dieser und auch andern Sünden zu hüten und dein Leben zu bessern. Nun muß ich mich jetzund von dir scheiden, sprach er, und zeigt ihm den Weg, wo er durch den Wald wiederum kommen wollt. Doch mußte er sich zuvor umkehren und besehen, wie der vorig Lust sich sobald in Kummer und Jammer verkehret hätte. Damit verschwand er vor ihm. Herr Albrecht kehret sich um, sahe das vermeinte Schloß und alle vorige Schönheit, eitel Feuer und stinkenden Schwefel und Pech, hört auch das allerkläglich Geschrei und Weinen, darob er einen solchen Schrecken empfieng, der mit Worten nit gesagt werden mag. Nichtsdestoweniger kehrte er sich der Gegend zu, die ihm der Geist gewiesen, und kam in kurzer Zeit wiederum zu Herzog Friedrichen und Grave Erchingern, von denen er nicht leicht mehr erkannt worden, in Ansehung seiner schnellen und kurzen Veränderung, dann sein Haar und Bart, wiewohl er der Jahren nit so alt, ganz weiß worden, darob sie ein groß Verwundern hätten. Nachdem er ihnen aber anzeigte die Ursach, was ihm die Weil begegnet, anfänglich mit dem Hirsch, darnach mit dem Geist in menschlicher Gestalt, wie er ihn geführt und was großer Angst und Noth er darnach gesehen, hatten sie noch mehr Verwundern, empfiengen darob eine große Furcht, und ritten alsbald mit Schwermüthigkeit wiederum auf Monhaim. Herr Albrecht ersuchte Grave Erchingern

von Monhaim gar ernstlichen, dieweil ihm diese Abenteuer in seiner Grafschaft begegnet, daß er ihm vergönnte, der Enden eine Kirche zu bauen, welches Grave Erchinger nit allein gütlichen bewilligt, sondern mit Gefallen seines Gemahls begab er sich, hierin zu rathen und zu helfen, daß da ein Frauenkloster gebauen wurde, darin Gott ewiglichen gelobt und geehret würde. Nit weniger bewilligten sich Herzog Friedrich von Schwaben, ihnen beiden Hilf und Steuer zu thun, damit das Gotteshaus förderlich erbauet würde, und solch Erbieten erstattet er mit ganzen Treuen; dann er etlich Zehenten, so sein eigen waren, und Anderes dazu verordnet und vergab, und war solches Kloster dem Schloß gegenüber gebaut und Frauenzimmern geheißen. — Die Geschicht hat sich ereignet, als man zählet nach Christi unsers Seeligmachers Geburt eintausend einhundert und vier und dreißig Jahr, ist auch von Herrn Conraden von Manschbach, Rittern, Landgraf Wilhelms von Hessen Landhofmeistern, der Solches in einem gar alten Buch gelesen, dermaßen angezeigt worden.

XI.

Die St. Martinskirche und das Stift zu Sindelfingen.

Unter die älteſten Kirchen unſers Vaterlandes gehört die St. Martinskirche zu Sindelfingen. Sie wurde in einem und demſelben Jahre (1083) mit der Kapelle auf Burg Wirtemberg eingeweiht. Die Kirche iſt, abgerechnet geringere Veränderungen, noch dieſelbige, wie ſie am Ende des 11. Jahrhunderts erbaut worden, und gibt Zeugniß, daß auch Wirtemberg manche Baudenkmale aus der älteſten Zeit aufzuweiſen hat.

Die Grundform der Martinskirche iſt die der älteſten chriſtlichen, nach römiſchen Grundlagen erbauten Kirchen, der ſogenannten Baſiliken. Sie hat ein Mittelſchiff und zwei Seitenſchiffe, die ſich im Oſten mit drei halbrunden Chorniſchen ſchließen. Ein eigentlicher Chorraum fehlt der Kirche, indem derſelbe in das Mittelſchiff verlegt iſt. Die Seitenmauern des hohen, aber ſchmalen Mittelſchiffs, ruhen auf ſcharfkantigen Arkadenbögen, die von vierzehn viereckigten, an den Ecken durch Dreiviertelsſäulen abgerundeten Pfeilern getragen werden. Zwiſchen dieſen, mit Würfelknäufen verſehenen Dreiviertelsſäulen, tritt je ein Stück Pfeilergeſims hervor. Die Seitenſchiffe mit hohen rundbogigen Fenſtern ſind etwa um die Hälfte niederer, als das mit kleinen Rundbogenfenſtern verſehene Mittelſchiff, und haben, wie

dieſes, eine flache Decke. Die urſprünglichen Fenſter an dem ſüdlichen Seitenſchiffe ſind zum Theil in oblonge verwandelt worden. Von den mit Halbkuppelgewölben bedeckten Abſiden hat die mittlere drei ſpitzbogige Fenſter, die wohl erſt ſpäter in ſolche verändert wurden, die beiden Seitennischen dagegen haben je ein rundbogiges, in der urſprünglichen Geſtalt erhaltenes, Fenſterchen. Das Innere der Kirche bietet wenig Intereſſantes. Sie ermangelt eines jeglichen Bildwerks. Nirgends ſieht man ein freiſtehendes Skulpturwerk, ein Relief oder auch nur das geringfügigſte Ornament; ja wo das letztere zur Sonderung, zum Abſchluß oder der Bezeichnung architektoniſcher Theile unbedingt nothwendig erſcheint, iſt es von einer beinahe herben, rohen Einfachheit. Allein von Bedeutung iſt der aus grobkörnigtem Sandſtein in Form eines Tiſches gefertigte Altar, mit einer einfachen, auf vier runden ſchmucklosen Säulen ruhenden Steinplatte; er hat zwar keinen Kunſtwerth, iſt aber wegen ſeiner Einfachheit und urſprünglichen Form, wie ſie zur Zeit der Einführung des Chriſtenthums üblich war, einer der merkwürdigſten in Wirtemberg. In der Mitte des Altars befindet ſich eine oblonge, gegenwärtig zugemauerte Oeffnung, unter der früher der Behälter für Reliquien angebracht war, deren die Kirche ſehr viele beſeſſen. Dieſer Altar ſtammt aus der Zeit der Erbauung der Kirche. Die in gothiſchem Styl gefertigte Kanzel iſt aus viel ſpäterer Zeit. — Im erſten Jahrzehent dieſes Jahrhunderts, da der Verfaſſer dieſer Blätter in der Kirche ſeiner

theuren Vaterstadt noch aus- und eingieng, waren die Wände der Kirche nicht so kahl und kalt, wie in unsern Tagen. Ueber den Arkadenbögen waren die zwölf Apostel mehr als lebensgroß angebracht, lauter Bilder von Kunstwerth und hohem Alter. Eine den Bildern feindliche Zeit hat diese ehrwürdigen Gemälde übertüncht, und den Wänden den Schmuck genommen, der dem Auge der Alten und Jungen so wohlthuend war. Auch jenes große Freskogemälde oben auf der Empore, wo die alte, mit schönen Holzgemälden gezierte Orgel gestanden, ist verschwunden. Wie oft stand der Verfasser als Knabe voll ernster Betrachtung vor dem Gemälde, das, wie aus der Divina Comedia des herrlichen Dante entnommen, den Zustand der Verdammten darstellte, wo der Fürst der Hölle, als ein kolossaler grüner Frosch dargestellt, die Kinder der Verdammniß auf einem Karren in den Schwefelpfuhl führte. — Von all diesen Freskogemälden ist nur einem einzigen Gnade widerfahren, es ist jenes, das noch neben der Sakristei zu sehen ist, und den Erbauer der Kirche Graf Ulzimbart zeigt, wie er das Bild der Kirche in der Hand hält. Schade, daß ein Schmierer, statt ein Albrecht Dürer, das ehrwürdige Gemälde restaurirt hat. Außer diesen Freskogemälden waren auch andere an den Wänden angebracht; eines hing nicht fern von der Kanzel, und enthielt auf Einer Tafel von Holz die gut gemahlten Brustbilder der regierenden Herzoge von Wirtemberg, von Eberhard im Bart bis Eberhard III. Als es aus der Kirche verbannt wurde, lag es

lange im Staube der Bühne, bis ihm ein würdigerer Platz im Bürgersaale des Rathhauses angewiesen wurde.

An der nördlichen Seite der Kirche ist die massive, mit einem Kreuzgewölb versehene Sakristei angebaut, in der zwei im Renaissancestyl gefertigten Schränke enthalten sind. In einem derselben wird ein sehr altes messingnes Taufbecken aufbewahrt.

Das Aeußere der Kirche ist ebenso einfach wie das Innere; die glatten Wände des Schiffs haben außer den Rundbogenfenstern unter den Dachgesimsen keine Verzierungen. An den Dachfriesen der Absiden fehlen diese Rundbogen, und nur eine schmale Verzierung von neben einander gestellten, die Ecke gegen Außen gekehrten Würfeln ziehen unter diesen hin. Dagegen laufen Halbsäulen an ihnen hinauf, welche blinde Arkaden über den Fenstern und den dazwischen liegenden Räumen tragen. Die Giebelseite des Mittelschiffs ragt über die Halbkuppeln der Absiden bedeutend hervor und hat außer einem vertieften griechischen Kreuz in dem stumpfwinkligen Giebelfelde keine Verzierung. An der vorderen westlichen Giebelseite, wo im Giebel das gleiche Kreuz angebracht ist, befindet sich der ursprüngliche Haupteingang, dessen Gewände sich in schmucklosen rechten Winkeln abstufen. An der südlichen Seite des Langhauses steht ein massiver Bau mit zwei Stockwerken, von denen das untere mit einem rippenlosen Kreuzgewölbe bedeckt ist. Durch diese Vorhalle, die ehmalige Taufkapelle, noch jetzt das „Wortzeichen" (sacramentum) genannt, gelangt man zu einem spitzbogigen Eingang

in die Kirche, der, obwohl einer späteren Zeit angehörig, an seiner hölzernen Thüre ein sehr schön gearbeitetes Broncebeschläge mit Löwenkopf im romanischen Style zeigt. Das obere Stockwerk mit flacher Decke hat zwei sich gegen das südliche Seitenschiff öffnende rundbogige, durch einen Pfeiler verbundene Arkaden, und an der östlichen eine große Nische, die nach Außen auf einem von überkragenden Wulsten gebildeten Fuß halbrund hervortritt, und eine kreisrunde, nach Innen vermauerte Oeffnung enthält.

Unter dem in das Mittelschiff verlegten Chorraum der Kirche befand sich in alter Zeit die Gruftkirche (Krypta), deren noch zugemauerte Fenster von Außen sichtbar sind. Noch kann sich der Verfasser einer Zeit erinnern, da man durch einen nun bedeckten Gang in die Gruftkirche hinabsteigen konnte. Hier ist die Begräbnißstätte der meisten Pröbste und Stiftsherren, über deren leider unlesbaren Grabmalen in der Kirche der Fuß dahinschreitet. Viele Adelige der Umgegend liegen gleichfalls in dieser Krypta begraben; unter Andern soll auch Hans von Hutten, von der Stätte, wo er unter den Händen des zornmüthigen und rachsüchtigen Herzog Ulrichs von Wirtemberg fiel, hieher gebracht worden seyn.

Der massive viereckigte Thurm der Kirche mit hohem sechsseitigem Zeltdach hat nur oben rundbogige Fenster, welche, obgleich theils zugemauert, theils verändert, sein hohes Alter beurkunden. Er stand ursprünglich frei von der Kirche, und wurde erst später durch einen ver-

mauerten Gang mit ihr in Verbindung gebracht. In seiner Glockenstube hängen vier Glocken, von denen die größte die Jahrzahl 1450 trägt, die beiden andern sind sehr alt, und tragen nur die Namen der vier Apostel ohne Jahrzahl; die vierte ist vom Jahr 1796.

Ueber die Erbauung der Martinskirche gibt eine von einem Mönche in lateinischer Sprache geschriebene Chronik genauen Bericht, dem wir noch Einiges aus andern Chronisten über die Geschichte des Klosters zu Sindelfingen beifügen.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts lebte Graf Adalbert II. von Calwe, zubenannt Atzimbart (Atzo der Bärtige) auf seiner Burg oberhalb dem Flecken Sindelfingen, mit seiner Gemahlin Wilika, einer Tochter des Herzogs Gottfried von Niederlothringen (Bouillon). Um frühere Vergehungen an der Kirche wieder gut zu machen, hatte er, auf Antrieb seiner frommen Gemahlin, das Kloster Hirsau von Neuem erbaut. In eben dem Sinne errichtete er im Jahr 1059 auf seinem Grund und Boden zu Sindelfingen ein Benediktinerkloster, und ließ, um dieses zu vollführen, die Mauern seines Schlosses abbrechen. Schon um diese Zeit mag die erste Kirche von kleinerem Anfang erbaut worden seyn. Als Graf Atzo im Jahr 1066 die Mönche des Klosters nach Hirsau versetzte und an ihrer Stelle weltliche Chorherren berief, wurde wohl ein Bau in großartigerem Style begonnen, der den 4. Juli 1083 von dem Erzbischof Gebhard von Salzburg und dem Bischof Adalbert von Würzburg, dem heiligen Martin zu Ehren, geweiht

wurde. Aber auch da war sie noch nicht vollendet, denn erst im Jahr 1110 wurde die Gruftkirche durch den Bischof Gebhard von Constanz in Anwesenheit des Bischofs Adalbert von Worms zu Ehren der heil. Dreieinigkeit, der heil. Maria und absonderlich des heil. Johannes eingeweiht. Die Oberaufsicht über die Kirche wurde dem jeweiligen Bischof von Constanz übertragen, und erhielt er dafür jährlich eine Viertels-Mark Silbers. Die Schirmvogtei des Klosters übernahmen die Herren des Fleckens, die Grafen von Calwe.

Graf Adalbert erbaute zunächst an die Kirche ein Haus für sich und seine Gemahlin, in welchem er bis an ihren Tod (1093) wohnte. Im Jahr 1095 darauf nahm er das Mönchsgewand, und starb im Kloster Hirsau im Jahr 1099. Er und seine Gemahlin liegen zu Hirsau begraben. Nach Beider Tod kamen die Calw'schen Besitzungen an ihren Sohn Gottfried, und von diesem an Herzog Welf VI., den Gemahl seiner Tochter Uta. Durch dieses Vermächtniß glaubte sich Gottfrieds Neffe, Graf Adalbert IV. von Calw, in seinen Rechten und Ansprüchen verkürzt. Er überfiel den Welf in seiner Burg Sindelfingen, nahm die Besatzung gefangen und brannte den Flecken nieder. Diese Burg des Welfen war wohl jener neue Wohnsitz, welcher in demjenigen Theil des Fleckens erbaut wurde, der in der späteren Stadt zunächst an der Mauer belegen, noch bis in die neuere Zeit den Namen „in der Burg" führte. — Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir Sindelfingen und die Schirmvogtei über das Stift im

Besitz der Pfalzgrafen von Tübingen, von denen Rudolf im Jahr 1274 dem Flecken bei Kaiser Rudolf Stadtgerechtigkeit erwarb. Von den Pfalzgrafen von Tübingen kam Sindelfingen im Jahr 1326 an die von Rechberg, und von diesen mit der Vogtei des Stifts im Jahr 1351 an die Grafen von Wirtemberg. Letzteres hatte seit seiner Gründung bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts an Besitzungen und Einkünften bedeutend zugenommen, so daß es für eines der reichsten der Gegend galt, und die Stelle eines Probstes zu Sindelfingen selbst von Personen des höchsten Adels eine sehr gesuchte war. Das kam gar gelegen dem Grafen Eberhard im Bart, als er die Universität zu Tübingen im Jahr 1477 gründete. Er erhielt von Pabst Sixtus IV. die Erlaubniß, zwei Drittheile der Einkünfte des Stifts für die Ausstattung der neugegründeten Universität zu verwenden. Das Stift geradezu aufzuheben, wäre nicht angegangen, darum errichtete Eberhard mit einigen wenigen Abfällen des alten stiftischen Besitzes, statt des früheren weltlichen, ein regulirtes Chorherrn-Stift, und verschrieb sich dazu frischen Saamen aus einem reformirten Augustiner-Kloster. Trotz dem, daß das Stift zu Sindelfingen in Folge solcher Veräußerung seiner Besitzungen und Einkünfte gar Viel verloren, war es doch noch im Anfang des 16. Jahrhunderts ein nicht unbegütertes Convent. Denn als Herzog Ulrich von Wirtemberg auf seinem Zuge zur Wiedereroberung seines Landes mit seinen Schweizern über Sindelfingen zog, thaten sich diese

drei Tage lang recht gütlich im Stifte; darüber berichtet der schweizerische Ritter Hans Stockar gar naiv in seinem Tagebuch: „wir lagen da dri Tag still, und tranken den Mönchen im Kloster in der Vorstadt ihren Win und Bier us, und hielten den Mönchen wild Hus, denn es ein rich Kloster ist." Nach der Reformation wurde das Stift aufgehoben.

Von dem ehemaligen reichen Stift hat sich nur Weniges erhalten, das deutlich an sein früheres Dasein erinnert. Es sind die an die Martinskirche zunächst anstoßenden Gebäude, welche im Laufe der Zeiten mancherlei Veränderungen erlitten haben; sie sind mit einer alten Mauer umgeben und führen noch den Namen „Klosterhof." Das eigentliche Convent war wohl das mit der Kirche so eng verbundene jetzige Kameralamtsgebäude, von dessen oberem Stockwerk man in die Kirche eintreten kann. Da war auch die Wohnung, welche Graf Atzo, nachdem die Burg auf dem Berge abgetragen war, für sich und seine Gemahlin einrichtete. — Ueber dem Eingang zum Klosterhof findet sich noch eine gut erhaltene alte Gedächtnißtafel, auf welcher in erhabener Arbeit vor dem Bilde des Erlösers ein Ritter und eine fürstliche Frau in altdeutscher Tracht knieen. Die Inschrift in alter Mönchsschrift lautet:

Illustrissima dna Mechtildis nata Palentina Reni ac Archiducissa Austriae et illustris Eberhardus comes de Wirtemberg et ejusdem filius hujus sacri coenobii post prioris collegii transla-

tionem ad Tuwingen restauratores atque canonicae regulae institutores anno domini MCCCCLXXVII. Zu Deutsch: Die erlauchte Frau Mechtilde, geborne Pfalzgräfin vom Rhein und Erzherzogin von Oesterreich, und der erlauchte Graf Eberhard, ihr Sohn, Erneuerer dieses heiligen Klosters nach Verlegung des früheren Collegiums gen Tübingen, und Einrichter der Canonischen Regel im Jahr des Herrn 1477.

Noch weniger als vom ehemaligen Stifte hat sich von der alten Calw'schen Grafenburg erhalten, aus deren Steinen Kirche und Kloster erbaut worden. Sie lag auf der nordöstlichen Seite der Stadt auf dem noch jetzt sogenannten Burghaldenberg (einem Vorberg der Schönbuchsterrasse) oberhalb dem großen städtischen See. Es muß eine stattliche Burg gewesen seyn, wenn man einem alten Gemälde trauen darf, das sammt dem Wappen der Stadt eine Pergamenthandschrift v. J. 1560 enthält und in einer treuen Kopie in der „Kleinen Chronik der Stadt und des Stifts Sindelfingen" von Ottmar F. H. Schönhuth (Böblingen 1834) zu finden ist. Jetzt ist nur noch ein Theil des Burggrabens sammt einigen Mauerresten vorhanden. Wie alle Reste alter Burgen, so sind auch diese von Schatzgräbern durchsucht worden. Auch Sagen knüpfen sich an den Burghaldenberg. Ein Hund mit feurigen Augen soll daselbst die vergrabenen Schätze hüten. Ein Wandrer ging in später Nacht über die Höhe, da die Burg stand — er sah einen Haufen glühender Kohlen, und eilte erschrocken davon; am

andern Morgen, als er wiederkehrte, um nach den Kohlen zu sehen, waren alle verschwunden. — Die auf die Erbauung der Martinskirche sich beziehende

Sage von der Glocke

geht auf die Zeit des ältesten Besitzers der Burg, Graf Atzimbart von Calwe, zurück. — Eines Tages, als Graf Atzimbart ermüdet von der Jagd heimkehrte und sich niederlegte, hatte er einen Traum. Es däuchte ihm, als ob ein Mann in weißem Kleide vor ihm stände, der sprach: als ich auf Erden wandelte, hieß ich Martinus, und nun bin ich unter den Heiligen Gottes. Dich habe ich erkoren, daß du eine Kirche baueſt, und ich will ihr Schützer seyn. Du sollst abbrechen die Mauern Deiner Burg, und aus den Steinen erbauen eine Kirche im Thal dort unten, wo der Flecken liegt. Zum Zeichen aber, wie es Gottes Wille ist, daß also geschehe, will ich Dir offenbaren: es wird sich eine Glocke finden, die schon lange in einem schlammigten See verborgen liegt, die soll der Erstling werden für das Gotteshaus, und ewige Zeiten soll sie hangen im Thurme der Kirche. Also sprach der Mann im weißen Kleide zu Graf Atzimbart; da erwachte er von seinem Traume.

Kaum graute der Tag, als schon der Jäger des Grafen in's Gemach trat. Mein hoher Gebieter, sprach er, laßt euch melden eine seltsame Geschichte: Schon

seit manchen Tagen lauerte ich auf ein Wildschwein, das Nachts aus dem Walde bricht und ringsum die Felder verheert. Auf einmal bin ich auf seine Spur kommen, und habe es verfolgt, als es vom Raub in die Waldung heimkehrte. Das Wildschwein flüchtete an den See, der mitten im Walde liegt, den man den Hinterlinger See heißt; von dort aber wandte es sich nach einer Stätte im Gestrüppe nahe am See. Ich folgte ihm — siehe da! es lag bei vielen Jungen in einer Höhlung, und der Rand der Höhlung glänzte wie Metall. Ich untersuchte es genauer, da war die Höhle, in der das Schwein mit den Jungen lag, der Bauch einer ungeheuren Glocke, die das Schwein aus dem See gewälzt hatte.

Als der Jäger seinen Bericht schloß, erkannte der Graf die Wahrheit der Worte, welche im Traum an ihn ergangen waren. Alsbald sandte er Leute an den Hinterlinger See, ließ nachsuchen, und wirklich fand man die Glocke, wie der Jäger des Grafen berichtet hatte. Mit großer Mühe wurde die Glocke aus dem Schlamme gezogen, und unter Jubel brachte man sie in den Flecken, wo die Kirche erbaut werden sollte.

Zur Stunde ließ Graf Atzimbart die Mauren seines stolzen Schlosses niederreißen; man führte die Steine hinab in den Flecken, und in kurzer Zeit stand allda eine schöne Kirche. In dem hohen und schlanken Thurme der Kirche hieng man die Glocke auf mit großer Freude, und ihr erster Klang tönte dem Grafen und seiner Gemahlin süß zu Ohr und Herz. Die Kirche

wurde dem heil. Martin geweiht, der dem Grafen im Traum erschienen war. Neben die Kirche aber ließ Graf Atzimbart für sich und seine Gemahlin Wilika ein Haus bauen, welches mit der Kirche so zusammenhieng, daß die beiden frommen Eheleute zu jeder Stunde des Tages darin der Andacht pflegen konnten, ohne nur einen Schritt über die Straße zu gehen. Hier in diesem Hause, so nahe dem Tempel des Herrn, lebten die Beiden noch manches Jahr in Gottseligkeit und Uebung guter Werke, was besonders die Armen und Dürftigen des Fleckens in reichem Maße erfuhren. Als die fromme Wilika in Gott ihre Lebenstage beschloß, zog Graf Atzimbart hinüber in den Schwarzwald in das von ihm wiederhergestellte Kloster Hirsau, und ließ sich allda unter die Zahl der Mönche aufnehmen. Kurz vor seinem Hinscheid ließ er die irdische Hülle seiner Gemahlin aus der Kirche zu Sindelfingen abholen und in der Aureliuskirche feierlich beisetzen. Als er starb, wurde er neben ihr eingesenkt, damit, was im Leben verbunden, auch im Tode nicht getrennt wäre.

XII.

Die Eſelsburg.

Eines der ſchönſten Thäler unſers Vaterlandes iſt das Brenzthal. Schon der alte Chroniſt Bruſchius nannte das Thal voller Begeiſterung eine paradieſiſche Gegend. Drei alte namhafte Klöſter, Herbrechtingen, Anhauſen, Königsbronn, am Ufer der Brenz gelegen, und zahlreiche Burgen auf den felſigten Höhen, machen das Thal ungemein maleriſch. Beſonders romantiſch iſt es da, wo die Ruinen der Eſelsburg von hohen Felſen in das Thal blicken. Da meint man faſt, die Brenz wolle ſich in dem Thale verbergen, bis ſie weiter unten wieder mit ihren klaren Wellen zum Vorſchein kommt, die nun in breitem Bette daher rauſchen.

Die Eſelsburg iſt eine Zierde des Thals, ob ſie gleich keinen großen Umfang hat und ganz und gar zerfallen iſt. Sie iſt das Stammſchloß der Herren Eſel von Eſelsburg. So komiſch der Name dieſer edlen Familie lautet, ſo dürfen wir doch nicht annehmen, daß er derſelben geworden, um ihr damit eine Schmach anzuthun. Im Mittelalter war der Eſel, deſſen man ſich viel häufiger als jetzt bediente, kein ſo verachtetes Thier, wie in unſern Tagen, im Gegentheil war der Eſel das Symbol der Kraft, und die Herren Eſel von Eſelsburg durften ſich ſo wenig ihres Namens ſchämen, als die Herren von Riedeſel, unter denen Männer mit dem Degen wie mit der Fe-

der sich einen Namen erworben. — Das Geschlecht der Herren, welche die Eselsburg gründeten, stand ohne allen Zweifel in naher Verwandtschaft mit den Herren von Eselsberg bei Vaihingen. Die letzteren blühten schon im 13. Jahrhundert, denn in einer Maulbronner Urkunde vom Jahr 1232 zeugt ein Belrein von Eselsperg. Diesem Geschlecht gehörte wahrscheinlich jener Dichter Eblin von Eselsberg an, von dem unser gelehrter Literatur-Historiker Adalbert von Keller zwei altdeutsche erzählende Gedichte herausgegeben, die zum wenigsten in das 14. Jahrhundert gehören. Die von unsrer Burg benannten Herren von Eselsburg kommen nicht viel später vor. Im Jahr 1256 zeugt ein Gerwich von Eselspurg in einer Urkunde des Grafen Hartmann von Dillingen. Im Jahr 1270 besiegelt Rudolf von Eselspurg einen Vertrag zwischen dem Bischof Hartmann von Augsburg und dem Markgrafen Heinrich von Burgau. Im Jahr 1317 leben die Gebrüder Rudolf und Gerwig von Eselspurg. Der erstere verkaufte „mit Willen Rudolfs seines Sohns und Gerwigs, Otten von Eselspurg Sohns, der (Otto) Rudolfs des Alten Bruder gewest, alle seine Güter zu Illingen (bei Maulbronn), so Gerwigs seines Bruders gewesen sind, um 500 Pfund Heller." Es ist derselbe, der im Jahr 1327 seine Höfe und Güter zu Witeßlingen verkaufte und im Jahr 1328 und 1329 unter dem Namen Rudolf der Esel von Eselspurg erscheint: im letzteren Jahr als Bürge für Heinrich von Stotzingen bei dem Verkauf des Kirchen-

satzes zu Niederstotzingen an das Kloster Herbrechtingen. Wir sehen hieraus, daß Rudolf der Esel von Eselspurg bei Vaihingen, wie an der Brenz, begütert war. Die von Eselsperg und die von der Eselspurg an der Brenz gehören also zu einem Stamme. — Im Jahr 1343 verkaufen die Gebrüder Hans Conrad und Rudolf, genannt von Eselsperg, ihre Güter zu Herbrechtingen, worauf die Grafen von Helfenstein kein Vogtrecht hatten. Im Jahr 1387 siegelt Peter Esel der Jüngere neben dem Probst von Herbrechtingen. Einige des Geschlechts waren zu Geißlingen seßhaft. So siegelt im Jahr 1412 der „erbar und vest Mann Otto der Esel von Eselspurg, zu den Zeiten zu Geißlingen gesessen, für Jakob Kottenbein, Bürger alda." Im Jahr 1417 am Tage S. Florian starb Veit von Eselspurg, seßhaft zu Geißlingen. Im Jahr 1540 lebt Wolf Wilhelm von Eselspurg und seine Hausfrau Margaretha von Neideck, geborne von Neideck (in der fränkischen Schweiz). Ihre Grablege hatten die Esel von Eselspurg in den Klöstern Anhausen und Herbrechtingen. „Zu Anhausen in der Kirchen, sagt der alte biedre und glaubwürdige vaterländische Chronist Gabelkover, sind unter andern Wappen deren von Adel auch angemalet der von Eselspurg Wappen; ist ein schreitender Esel, seiner natürlichen Farb im blauen Feld, auf dem Helm ein ganzer gehender Esel, steht dabei: Rudolf von Eselspurg der Esel." Vielleicht war der genannte Wolf Wilhelm der Letzte der Esel zu Eselspurg, und die Männerfeindin, von der wir

erzählen werden, seine Tochter. Die Burg fiel noch im 16. Jahrhundert an fremde Herren. Im J. 1592 war sie in den Händen der Herren von Rechberg; von diesen kaufte sie Herzog Ludwig von Wirtemberg nebst der Burg Falkenstein und den Dörfern Dettingen, Heuchlingen und Mergelstetten für 79275 fl. — Ueber die ferneren Schicksale der Burg, wann und wie sie zerstört worden, haben wir keine Berichte; vielleicht ist sie im Baurenkrieg zerstört worden, oder ist sie, wie manche Burg, die nun im Schutte liegt, von selbst zerfallen. Ganz nahe bei der Eselsburg liegt der Mädchenfels, von dem sich eine schauerliche Sage im Munde des Volkes erhalten.

Die Sage vom Mädchenfelsen.

In jener Zeit, da Eselsburg noch ein stattlicher Wohnsitz war, lebte auf ihr ein altes Fräulein, die Letzte des Geschlechtes der Herren von Eselsburg. In ihrer früheren Jugend hatte sie geliebt; heiß und innig, mit ganzer Seele hing sie an dem Manne, der ihr als Ideal, als Abglanz aller Vollkommenheit erschienen war. Dieser aber hatte sie um die Freuden ihrer Jugend betrogen, hatte sie verlassen und der Reue, wie dem Hohne ihrer Verwandten preisgegeben. Finsterer Haß zog in das Herz der Getäuschten; sie schwur den Männern Rache, und schloß sich ein in die alte Burg der Väter, die Eselsburg, wo sie sich mit dem Studium

der geheimen Naturkräfte beschäftigte, und es darinnen so weit gebracht haben soll, daß sie Gewitter beschwören, alle Krankheiten heilen und den Tod in allen Gestalten den Menschen bringen konnte. Auf dem ganzen Schlosse lebte keine männliche Seele; blos Jungfrauen, welche bei ihrem Eintritte die Liebe abschwören mußten, durften dort bleiben. Sie versahen den häuslichen Dienst und lebten abgesondert, sich selbst genügend, denn eines Männerschutzes bedurften sie nicht, da im weiten Umkreise die Gegend so verrufen war, daß Niemand derselben nahen wollte, und jeder Wanderer gerne einen weiten Umweg machte, um derselben auszuweichen. So war eine Reihe von Jahren verflossen, die Jungfrau war alt, aber noch böswilliger geworden, und quälte ihre Mägde, die fast aus lauter jungen und schönen Mädchen bestanden.

Da kam ein junger, fremder Fischer in diese Gegend, siedelte sich in dem Brenzthale an und warf jeden Abend seine Netze aus, wobei er mit klarer und schöner Stimme zu singen pflegte. Seine Lieder trugen gewöhnlich das Gepräge tiefer Sehnsucht, oder sie drückten das Gefühl erhörter Liebe aus. Die zwei jüngsten Mädchen hörten die Lieder und konnten nicht lange der Lockung widerstehen; sie nahmen Eimer und gingen hinab zu dem Flusse, wo sie mit dem Fischer sprachen und mit ihm koseten. Die Männerfeindin aber auf ihrer Warte hatte sogleich davon Kunde und beschloß, ihrer Rachsucht zu genügen, die Mädchen zu verderben. Ein Wetterstrahl mit dumpfem Donnerschlag

zückte durch das Thal; die Mädchen fühlten auf einmal im Sprechen ihre Zungen immer schwerer werden, ihre Glieder waren keiner Bewegung mehr fähig, das Herz allein schlug in immer matteren Pulsen, bis es endlich ganz aufhörte sich zu regen. Entsetzt sprang der Fischer auf; seine Gefährtinnen waren in einen Stein verwandelt, der sich immer mehr ausdehnte und nur in schwachen Umrissen die menschliche Form erkennen ließ.

Die Zauberin starb, ihr Schloß ist zerfallen, aber noch steht der Fels und erinnert an zwei Herzen, die ein Opfer der Liebe wurden. Das romantische Thal wird noch heute von manchem liebenden Paar besucht, und wenn diese dort Lieder der Liebe singen, dann hört man ein leises Seufzen, ein stilles, klagendes Echo, gleich einem Seufzer aus den Felsen tönen.

XIII.

Die St. Johanniskirche zu Gmünd.

Die alte Hohenstaufen-Stadt Gmünd hat viele merkwürdige Kirchen aus alter Zeit — die schönste in Beziehung auf Bauart ist die St. Johanniskirche. Sie ist zuverläßig noch ein Bauwerk des 11. Jahrhunderts. Sie ist dreischiffig mit einem ganz massiv gebauten Thurme, genannt Schwindelstein, welcher aus dem Viereck durch Abschrägung ins Achteck übergeht, wo er zwei

Stockwerke im reinsten Rundbogenstyl zeigt; darüber ist ein Giebelkranz, aus dem ein Spitzdach sich erhebt, zwar auch aus Holz mit glasirten Ziegeln gedeckt, aber alterthümlich und in schönen Verhältnissen zum ganzen Thurme. An der Westfront der Kirche sind zwei Thüren, von denen die größte in das Mittelschiff führt, aber nicht in der Achse desselben steht. Auch sind an dieser Fronte frühzeitige Vergrößerungen der Abseiten zu bemerken. Zwei andere Thüren in der Südfront zeigen in ihren Umfassungen schlanke Säulchen mit äußerst zierlichen Kapitälen von fast cylindrischer Form mit wenig Ausbauchung und von feiner Blätterzierung umrankt. Eine besondere Merkwürdigkeit am Aeußern dieser Kirche sind die vielen symbolischen (gnostischen) Gestalten in den, unter Gesimsen und Gurten hinlaufenden Rundbogenverzierungen, in erhabener Arbeit. So ist an der unteren Ecke gegen Süden eine sitzende gekrönte Frau eingehauen, welche ein Kind auf ihrem Schooße hält. Die rechte Hand der Frau und die Linke des Kindes halten Etwas, was einem Apfel gleicht; über ihnen schwebt ein Engel, der segnend die Hände über der Frau und dem Kinde ausstreckt. Unten sind zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf, und ein Männchen, das in ein Jagdhorn stößt. Diese beiden Hauptfiguren, Frau und Jäger, sollen mit der Sage vom Ringe in Verbindung stehen, ob gleich die Mutter Gottes mit dem Kinde auch auf ähnliche Weise abgebildet wird, wenn wir nemlich den vermeintlichen Apfel für einen Reichsapfel oder eine kleine Weltkugel

in den Händen des Kindes halten. Unter diesen Figuren steht noch ein anderes Männchen, neben dem sich Etwas befindet, das drei in einander geschlungenen Bretzeln gleich sieht. Das Volk nennt diese in einander verwickelten Bretzeln oder Stricke Zweifelsstrick. Was ist das? fragen wir mit Vielen, die schon vor dieser Figur standen und sich über dem Räthsel den Kopf zerbrachen. — In der Mitte ungefähr, an dem Giebel gegen Westen, erblickt man ein Männchen, dem ein Teufel die Rechte wegreißt. Das Männchen soll nach der Volkssage der Baumeister der Kirche seyn, an dem der Teufel diese Operation vertragsmäßig vorgenommen, weil er versäumte, die Kirche in der versprochenen Zeit herzustellen. Außerdem sind auf den Quadersteinen der Kirche viele andere zahme und wilde Thiere eingehauen, die aber alle sehr rauh und ohne Zeichnung ausgearbeitet sind. Noch sieht man an der Giebelseite, unten vor einem alten Eingang in den Chor, einen eingemauerten Grabstein mit dem Bildniß eines — einen Kelch in der Hand haltenden — Priesters mit der Umschrift: Anno gratiae 1050 (richtiger 1350) obiit Johannes Kirssenesser caplanus ad sanctum spiritum. (Im Jahr der Gnade 1350 starb Johannes Kirssenesser, Caplan zum heil. Geist.)

Das Innere der ehrwürdigen Johanniskirche ist leider! im Jesuiten-Styl verändert, und bietet außer einem Oelgemälde Nichts dar, das irgend einen Kunstwerth hätte. Das auf Tuch gemalte Bild stellt die Burg Hohenstaufen und die Gegend vor, ehe die Stadt

Gmünd existirte. Das Bild ist wohl schwerlich müßige Erfindung eines neueren Malers, sondern es mag dem Verfertiger wirklich ein altes Bild als Vorlage gedient haben.

Ueber die Erbauung der Johanniskirche haben wir keine urkundlichen Berichte, aber höchst wahrscheinlich war ihr Gründer der Staufer Herzog Friedrich von Schwaben (1080—1105), der sich überhaupt viele Verdienste um die Hebung der Stadt Gmünd erwarb. Nicht mit Unrecht bringt man die eigentliche Gründung der Stadt mit der Erbauung der Kirche in Verbindung, denn erst jetzt erhielt die Stadt ihren jetzigen Umfang, indem sie zur Zeit, als Abt Volrad von St. Denys mit Genehmigung Kaiser Karls des Grafen (768—814) zu Gamundia die nun abgebrochene St. Veitskirche mit einem Klösterlein gründete, eine Art Weiler, Hof (villa) gewesen seyn muß. Noch im Jahr 1297 besorgten die Benediktiner zu Lorch den Gottesdienst an der St. Johanniskirche, ein Beweis von der innigen Beziehung, in welcher die Johanniskirche zum Kloster Lorch und somit auch zu den Herren auf Hohenstaufen stand. — Gar lieblich und sinnig berichtet von der Erbauung der Kirche durch Herzog Friedrich

Die Sage vom Ringe.

Wir sehen jetzt reiche, blühende Städte auf jenen Plätzen erbaut, wo vor langen Jahren nichts als Wild-

niß und rauhe Wälder, von wilden Thieren bewohnt, gewesen. So war es auch mit dem Platze, wo jetzt das freundliche Gmünd steht. Den ganzen Raum bedeckte finstere Waldung, und zeigte nur eine lichtere Stelle, wo eine kleine Wohnung, dem Jäger Ekkard gehörend, erbaut war. Der Alte war früher ein tapferer Krieger und hatte seinen Sohn tüchtig im Waffenhandwerke unterrichtet, so daß dieser in der Leibwache des Herzogs Friedrich von Schwaben diente, und sich schon bei mancher Gelegenheit hervorgethan hatte. Die Tochter des Kanzlers hatte den schönen Jüngling oft gesehen, und beide liebten sich mit der ganzen Innigkeit unverdorbener feuriger Jugend. Allein was konnte der junge Mann, der nichts besaß als seinen Namen, dem stolzen, ehrgeizigen Kanzler bieten, der ihm hohnlachend den Rücken gewiesen, als er vor ihn getreten war mit dem offenen freien Worte seiner Werbung? Da wurde eine große Jagd veranstaltet und die Frau Herzogin Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) hatte das Unglück, ihren Ehering zu verlieren, was damals für ein sicheres Zeichen einer unglücklichen, verderbenvollen Zukunft gehalten wurde. Die Jagd, welche so heiter begonnen, wurde unterbrochen, und traurig kehrte alles nach dem herzoglichen Schlosse zurück, wo der übrige Theil des Tages entfernt von jeder Heiterkeit trübe verfloß.

Am andern Morgen ging der Liebende zu seinem Vater und sagte ihm, wie er den Dienst des Herzogs verlassen und in Waldeseinsamkeit der Erinnerung sei-

ner Jugendliebe leben wolle. Der Vater hatte nichts dagegen; er hoffte, die Zeit würde seinen Sohn heilen, und er wolle ihm daher keinen Zwang anthun.

Auf dem Rückwege gewahrte der junge Mann einen prachtvollen Hirsch, der scheu vor ihm die Flucht ergriff, aber nach kurzer Verfolgung von dem schwirrenden Todespfeil des sichern Schützen getroffen wurde. Erstaunen aber faßte denselben, als er an einer Spitze des Geweihes seiner Beute den verlorenen Ehering erblickte. Sogleich eilte er nach Hohenstaufen und brachte voll Freude den Fund. Die Herzogin, eine gnädige Frau, wollte den Finder reichlich belohnen, doch dieser schlug alles aus, und entdeckte ihr endlich die Ursache seiner Traurigkeit, welche sie bemerkt und darum gefragt hatte. Die Herzogin brachte es dahin, daß der Kanzler seine Tochter dem Jünglinge gab, dem ein stattliches Haus im Walde gebaut wurde.

Auf der Stelle aber, wo der Hirsch getödtet wurde, ließ der Herzog die noch jetzt stehende St. Johanneskirche bauen, wohin bald eine große Anzahl Pilger wallfahrteten. Das war auch die Veranlassung, daß nach und nach der Wald gelichtet und angebaut wurde, so daß sich jetzt dort eine blühende und schöne Stadt befindet. —

Sonst kann die Sage weder Urkunde noch Sigill für ihre Glaubwürdigkeit aufweisen, aber die eben erzählte ist noch dauernder verewigt, denn sie wurde auf dem Thurme der Johanniskirche zum ewigen Gedächtniß eingehauen, wenn die Darstellung auch nur eine andeutende ist.

XIV.

Waldenburg,

im Hohenlohischen.

Reich an Schlössern und Burgen ist das schöne, von Gott gesegnete Hohenloher Land — kaum ist ein Städtchen zu finden, wo nicht ein stattlicher Herrensitz prangt, in dem schon seit alten Zeiten die zahlreichen Glieder des erlauchten Fürstenhauses Hohenlohe aus- und eingingen. In allewege aber gebührt zweien unter den fürstlichen Wohnsitzen von Hohenlohe in Beziehung auf herrliche Lage der Vorzug. Diese sind: Schloß Schillingsfürst zwischen Rotenburg und Anspach zu, schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts immer im Besitze des Hauses Hohenlohe, und Schloß Waldenburg, fast im Herzen des Hohenloher Landes gelegen. Waldenburg, Schloß und Stadt, ragt auf dem steilen Vorsprung einer Reihe von waldbekränzten Höhen, welche nach dem Schlosse den Namen „Waldenburger Berge" tragen, und blickt mit ihren Mauren und Thürmen wie eine Königskrone auf das unten liegende gesegnete Land herab. Auf den Zinnen des Schlosses hat man die schönste Aussicht im ganzen Hohenloher Lande. Wenden wir die Blicke gegen Osten, so zeigt sich, wohl in weiter Ferne, der schon genannte hohenloh'sche Fürstensitz Schillingsfürst, und grüßt nachbarlich herüber zum Schlosse, wo das blutsverwandte Geschlecht wohnt. Ueber die Stadt Rotenburg hin

schweift das Auge zu den „fränkischen Bergen," auf deren höchster Kuppe der hohe Landsberg, das alterthümliche Schloß der Herren von Böllnitz, sich lagert. Hinter den Frankenbergen versinken die schönen Ufer des majestätischen Mains, dagegen ragen im fernsten Hintergrunde die Vorberge des Rhöngebirgs, und wenn wir immer weiter im Bogen gen Norden uns wenden, die dunklen Waldhöhen des Spessarts. Noch näher und deutlicher liegt vor uns der Odenwald mit dem weithin sichtbaren Katzenbuckel und dessen entfernterem Nachbar, dem Melibokus, dem Wächter der Bergstraße. Zuletzt ruht das Auge auf den mit Burgen geschmückten Bergen des Neckarthals, zieht sich dann wieder zurück über die Höhen, unter denen Kocher und Jagst im brüderlichen Neckar münden, und betrachtet die reich gesegnete Landschaft, die unmittelbar unter uns sich ausbreitet. Es ist die sogenannte Kupferzeller Ebene, im Vordergrund Hohenbuch, wo das treffliche Bier bereitet wird, und nicht ferne davon das dazu gehörige Landhaus, wo Herr Oekonom Otto Möricke, der bedeutendste Gutsbesitzer im Umkreis, rationell und praktisch seine Felder baut und der Landwirthschaft in dieser Gegend neuen Schwung gegeben. — Am schönsten genießt man die herrliche Aussicht auf Waldenburg zur Zeit, wenn der Reps blüht, wo Freunde der schönen Natur von allen Gegenden dem Berge zuwallen und ein heiteres Fest feiern, das durch den Anblick der reizenden, in ihrem schönsten Blumenschmuck stehenden Landschaft, seine Weihe erhält.

Schloß Waldenburg (Waldenberg) hat, wie alle Burgen ähnlichen Namens, seine Benennung von dem Walde, der früher den Bergvorsprung bedeckte, und jetzt noch über den ganzen Bergrücken sich hinzieht. Vielleicht war es zuerst ein Wartthurm, der auf der Höhe erbaut wurde, und das wäre der noch stehende sogenannte Männleinsthurm, zuverläßig das älteste Bauwerk auf Waldenburg. An ihn wurde im Laufe der Zeit das Schloß mit seinen Vorwerken angebaut.

Schon frühe saß ein edles Geschlecht auf der Burg, das von ihr seinen Namen führte. Im Jahr 1218 lebt ein Gottfried v. Waldenberg, Domherr zu Würzburg. Heinrich und Hermann, Grafen von Waldenberg, erscheinen in einer Urkunde vom Jahr 1246, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie von unsrer Burg sich geschrieben, denn die edlen Herren, welche neben ihm genannt werden, sind alle aus der näheren oder ferneren Nachbarschaft, wie z. B. ein Graf v. Eberstein und von Reifen, ein Burggraf von Nürnberg, so wie ein Herr von Büdingen u. s. w. Aber schon mit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist Waldenburg im Besitze des berühmten Gottfried von Hohenlohe, Grafen von Romaniola. Im Jahr 1252 geht der Streithof bei Waldenburg von ihm zu Lehen, und im darauf folgenden Jahre stellt derselbe zweimal zu Waldenburg Urkunden aus — ein Beweis, daß er sich manchmal dort aufgehalten. Später kommen wieder Herren von Waldenberg vor, aber sie waren nur hohenloh'sche Burgmänner oder Vögte auf Waldenburg,

Im Jahr 1289 zeugt ein Raveno von Neuenstein, der alte Vogt von W., im Jahr 1292 Heinrich Gutjar, weiland Vogt zu W. Im Jahr 1329 leben Rudolf von W., im Jahr 1339 Heinrich, Ulhards Sohn von W., und im Jahr 1342 Ulhard von Waldenberg. Spätere hohenloh'sche Vögte waren: im Jahr 1338 Heinrich von Ensingen, im Jahr 1346 Engelhard von Bachenstein, 1362 Götz von Stetten, 1380 Dietrich von Berlichingen, 1383 Hofwart Landschad von Sickingen, 1397 Götz von Belsenberg, 1445 Peter Zwiflar. — Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts, da Waldenburg im Besitz Kraft III. von Hohenlohe, Urenkels des Grafen Gottfrieds, gewesen, war es zu einer kleinen Stadt mit Mauer und Graben geworden, welche eine Gemeindeverfassung mit zwölf zum Theil adeligen Richtern hatte. Wie die kleine Stadt auf der nördlichen Seite durch die Burg und die natürliche Lage geschützt war, so erhielt sie auch gegen Süden, wo leicht an sie zu kommen war, ein starkes Vorwerk, welches dann die spätere Vorstadt durch Brücke und Graben verbunden. Der sogenannte Schanzthurm, wohl das älteste Bauwerk nach dem Männleinsthurm, so wie der Wartthurm, bildeten dann das „alte Vestungswerk", wie es der ehrliche und glaubwürdige M. Wibel auf einem Bilde (Hohenlohische Kirchenhistorie Bd. 4. Titelvignette) bezeichnet, und die Stadt war von der südlichen Seite gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt. Im Laufe der Zeit, besonders im dreißigjährigen Kriege, wurde Waldenburg da und dort durch angebrachte

Schanzen noch weiter befestigt. Wir können also Waldenburg für die durch Lage und Stärke der Werke wichtigste Veste des Hohenloher Landes betrachten. Darum, weil Waldenburg schon seit alten Zeiten als ein wohl verwahrt Haus galt, wurde es auch in Friedenszeiten zu ähnlichen Zwecken, wie die Vestung Asperg, nemlich zur Aufbewahrung wichtiger Gefangenen verwendet, wie Wibel sagt: „die landsäßige und übrige von Adel, die etwas verschuldet, wurden allda verwahret.“ So saßen hier gefangen im Jahr 1330 Engelhard von Neideck, 1351 Wartwein von Waldeck, und 1352 Kreß von Büttelbronn. Auch Andre wurden in späterer Zeit auf Waldenburg in Haft gelegt, die den Herren der Burg zuwider waren. So legte einmal (etwa um 1520) Graf Kraft von Hohenlohe dem Junker Götz Senft zu Münkheim, den er auf der Jagd (auf seinem vermeintlichen Jagdbezirk) gefangen genommen, gen Waldenburg in den Thurm. „So er heraus hat kommen wollen — sagt der treffliche Chronist Herold — hat er sich unter Andern verschreiben müssen, daß er sein Lebenlang, wo er hinreiten will, allweg in ein zwilchen Juppen und Jägerhorn, wie er dazumal geritten, reiten will.“ Um dieselbe Zeit hat Graf Albrecht Hansen Newser und Daniel Hussen auf den Vogelheerden an dem Streiffelsberg gefangen, und nach Waldenburg geführt. —

Stadt und Veste Waldenburg war seit dem 13. Jahrhundert in ununterbrochenem Besitz des hohenlohischen Hauses. Nur vor dem Jahr 1390 war Wal-

denburg an Bischof Gerhard von Würzburg versetzt worden, allein im genannten Jahre wieder eingelöst. Das Jahr darauf empfingen die Gebrüder Ulrich und Gottfried von Hohenlohe (Söhne Krafts III.) die Stadt und Veste Waldenburg samt Neuenstein und Oehringen von Bischof Johansen von Regensburg, „also daß dieselben sie und ihre Erben, Söhn und Töchter nießen und inne haben sollen, mit allen Rechten und Nutzen, wie die genannt sind, auch was zu dem Allem gehört, Nichts ausgenommen, als es bisher an uns kommen ist; sie sollen auch und ihr Erben fürbaß dieselbe Lehenschaft zu rechter Zeit fordern und empfahen." — In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab Waldenburg der von Graf Eberhard († 1570) gestifteten Hauptlinie von Hohenlohe den Namen, und ist seitdem wenigstens die jeweilige Residenz der erlauchten Familie gewesen. Der jetzige Besitzer, Se. Durchlaucht Fürst Friedrich Carl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der begeisterte Verehrer seiner Ahnen, und der gelehrten Welt rühmlich bekannt durch seine gründlichen Forschungen im Gebiet der Geschichte und Siegel- und Wappenkunde, hat es zwar vorgezogen, das freundliche Kupferzell in der Ebene zu seinem Wohnsitz zu wählen, aber er schenkt doch der Burg seiner Ahnen gebührend alle Aufmerksamkeit. Davon sind sprechende Beweise nicht nur die sorgsame Erhaltung des Schlosses, sondern manche neuere Bauten und Verschönerungen, die auch dem sonst weniger ansehnlichen Städtchen zur Zierde gereichen. — Außer

dem Schlosse bietet Waldenburg wenig Merkwürdiges für den Besucher. In letzterem besteige man vor Allem den merkwürdigen Männleinsthurm, sogenannt wegen den steinernen Männlein, die auf seinen Zinnen angebracht sind. Er ist viereckigt, aus Buckelsteinen erbaut, und hat eine Wendeltreppe, auf der sich nur eine Person mit großer Mühe hinaufwinden kann, weßwegen es sehr gerathen ist, wenn Damen mit Crinolinen dem gefährlichen Gang entsagen, und lieber unten auf dem Schloßwalle die Aussicht betrachten. Hat man sich bis zum Plateau des Thurms hinaufgewunden, so wird man freilich reichlich für seine Mühe belohnt, denn bei hellem Wetter hat man hier oben eine Aussicht auf 18 Meilen weit. Vom Thurm steigen wir herunter in die ehrwürdige Schloßkapelle, wo sich die Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg ihre Grablege erkoren; sie ist einfach, aber für ihre Bestimmung würdig ausgestattet, und scheint auf den Grundlagen der ältesten Kapellen zu ruhen, die im Jahr 1487 von dem Grafen Kraft von Hohenlohe aufs Neue dotirt worden. Die Kapelle bestand schon viel früher, denn ihre Kapläne, Heinrich Steffer, Lupold, Paul Traber, werden schon in früherer Zeit, der letztere im Jahr 1420, genannt. — Wenig Merkwürdiges bietet die Hauptkirche der Stadt. Sie wurde im Jahr 1591 von Graf Georg dem älteren erbaut und am Sonntag nach Aegidien eingeweiht. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie durch eine Renovation im Jahr 1717. Wohl stand an ihrer Stelle zuvor eine alte Kirche, denn im

Jahr 1356 erhielt Waldenburg einen Pfarrer. Vielleicht war das ältere Gotteshaus eine jener Kapellen, welche nach G. Widmanns Bericht auf dem Rücken zu Waldenburg von Waldbrüdern erbaut worden. Die Kirchhofskirche außerhalb der Stadt ist in Beziehung auf Bauart weit älter und merkwürdiger als die Stadtkirche; sie wurde in alter Zeit von Oehringen aus versehen, und steht vielleicht an der Stelle der zweiten von den ebengenannten Waldbrüder-Kapellen. — Auch der am südlichen Thore stehende Thurm der Stadt ist von sehr alter Bauart, und wegen seiner, den Männleins-Thurm vielleicht noch überragenden Höhe, und der dadurch noch umfassenderen Aussicht, eines Besuches werth. — Unter die negativen Merkwürdigkeiten der Stadt gehört, daß das Wasser 230 Staffeln hoch von der Seite des Bergs heraufgetragen werden muß.

An Schloß Waldenburg knüpft sich eine Geschichte, die fast so schauerlich lautet, wie eine der ernstesten Sagen und Mähren, die

Waldenburger Fastnacht
im Jahr 1570.

Wir geben den Bericht darüber wörtlich, wie ihn ein Augenzeuge, der Waldenburger Hofprediger Apin, in seiner noch handschriftlich vorhandenen Trauerpredigt geliefert.

»Anno 1570. den 7. Febr. ist zu Waldenburg übel

hergegangen, hat sich ein leidiger Fall begeben; da hat der leidige Satan aus Gottes Verhengnuß eine schröckliche Tragœdien und Spectacul angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Müthlein nach Lust gekühlt: darum soll man ihn nit über die Thür malen, noch zu Gast laden, dann er kommt wol von ihm selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schikt er seine Botten hin.

Damals waren zu Waldenburg in der Fastnacht, neben den Graven und neben denen von Adel beyeinander neun Grävinnen, deren etliche vermumten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in gar weiser Kleidung mit weisen papirnen Flügeln, wie man die Engel pflegt zu malen, und trugen auf ihren Häubtern weise papirne Kronen, darinnen kleine Waxlichtlein brennten und leuchteten: dagegen vermumten sich die Herren und der Adel mit einem scheuslichen Habit, ließen an ihre Hosen und Wammes, Arm und Beinen, dick Werk von Flachs mit Faden stark annehen und anknüpfen, daß sie herein träten zotigt und zerlumpt, wie man die Cacodæmones und schwarze Höllhund pflegt zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächtlicher Weile um 10. Schlag uf dem obern Saal bey dem Licht kniend einander ein Mummtanz bringen und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da gehet vom brennenden Licht das Werk unversehens an: bald da wird auf dem Saal ein großer Tumult und Auflauf, ein großer Schrek, Schreyen und Klagen: Cuntz von Velberg gibt bald

die Flucht, und also vermumt springt er die Schneken herab, daß er unversehrt davon kommt, und von den andern nit angestekt wird, aber Veltin von Berlichingen und Simon von Neudek, auch Graf Albert von Hohenlohe (Neuenstein) verbrennen so hart, daß sie etliche Wochen zu Bett liegen müßen.

Graf Georg von Tübingen empfeht das Nachtmal den 22. Febr. darnach am 5. März (war der Sonntag Lætare) da ihm unversehens ein ander und neuer Zufall zum Brand geschlagen, stirbt um 8 Uhr Vormittags und wird darnach den 7. hujus mit seines Gemahls großem Leid, Schmerzen und Wehklagen, begraben zu Oeringen in der Stiftskirchen, da ich dann ihm eine Leichtpredigt gethan, die ich hernach seiner Frau Mutter auf ihr Begehren den 22. Maii mit meines G. H. Leichtpredigt hinein gen Lichtenek geschikt, dagegen ihr Gnaden mir folgendes den 24. Jul. durch den von Bubenhofen hat überantworten lassen ein silbernen Becher mit einem Deckel, darauf deren von Tübingen Wappen ist ausgestochen gewesen.

Mein gn. Herr Graf Eberhard verbrannt so hart, daß man ihm hernach den 21. und 22. Febr. alle Finger an beeden Händen mußte vornen abschneiden, empfing doch zuvor den 29. (das war damals der Sonntag Reminiscere) das Hochwürdige Abendmal, that gar eine schöne christliche Bekanntnus, daran ich einen sonderlichen Gefallen hatte. Hernach den 9. Martii, vier Tag nach seines Herrn Schwagers Graf Georgen Abschied, stirbt er in der Frauenzimmerstuben

um 10. Schlag Vormittag in meinem Behwesen, wird den 11. Tag hujus zu Oeringen in der Stiftskirchen neben seiner Frau Mutter und neben Graf Georgen christseliger Gedechtnuß begraben, da ich dann ihm eine Leichtpredigt gethan. Den 14. Martii lies sich Graf Albrecht wieder heim nach Neuenstein fahren, und ist mit Rath und Hülf seiner Frau Mutter wieder aufkommen."

Im Munde des Volks, das sich weniger um Jahr und Datum kümmert, hat sich die wahre Geschichte zu einer Sage gestaltet, in der das Geschehene nur noch einige Zusätze erhält, wie es ganz im Wesen der sich fortbildenden Sage liegt.

Eine Gesellschaft junger lustiger Leute hatte sich vereinigt, den Fasching auf dem Schloß Waldenburg mit rechter Ausgelassenheit zu begehen. Zwölf von ihnen ließen sich zu dem Ende Teufelsmasken mit Hörnern, Schweif und Klauen verfertigen, umgaben ihre Kleider mit Werg, und neckten so die übrige Gesellschaft auf eine ziemlich ausgelassene Weise. Als endlich die Mitternachtstunde vom Schloßthurm herabtönte, da fand sich plötzlich ein dreizehnter Teufel, völlig so gekleidet, wie die übrigen, unter den Gästen ein. Dieser überbot die Andern noch bei Weitem an Ausgelassenheit, hatte aber in kurzer Zeit auch eine auffallende Unordnung und Bestürzung im ganzen Schlosse verbreitet. Die Gäste laufen verwirrt unter einander herum, und ehe man sich's versah, standen die zwölf Teufelsmasken, deren Kleider Feuer gefangen hatten, in lichten

Flammen. Hülfe rufend, durchrannten sie die Zimmer, und stürzten sich endlich bewußtlos in den tiefen Schloßgraben, der noch in derselben Nacht vertrocknete, allein zur Verwunderung Aller nicht die geringste Spur der verbrannten Leichen mehr enthielt.

XV.

Hohenrechberg.

Der Rechberg oder Rehberg, so genannt von den Rehen, welche sich einst zahlreich in den Nadelhölzern des Gebirgs aufhielten, ist von dem nahen Aalbuch völlig abgesondert, und nur durch einen langen Erdrücken mit dem Hohenstaufen zusammenhängend. Er gehört zu den höchsten Höhen der Alb und erhebt sich 2167 Fuß über die Meeresfläche. Auf der Oberfläche des Bergs findet man hie und da Gold- und Silbersteine, die jedoch nicht reichhaltig sind, so wie versteinerte Meerschnecken und Ammonshörner. Der Rechberg besteht aus zwei Kuppen, von denen die erstere, bei weitem höhere, eine Kirche sammt einem Pfarrhaus, die andere die Burg Hohenrechberg trägt. Wir betrachten zuerst die obere Kuppe, genannt Hohenrechberg-Kirchberg. Auf dem Platze, da die gegenwärtige Kirche steht, soll vor Zeiten die Klause eines Waldbruders

gestanden haben, der auf dem noch mit Tannenwäldern überwachsenen Berge, im Anblick einer herrlichen Natur, reichlichen Ersatz für die Genüsse der Welt fand. Neben seiner Klause erbaute er eine kleine hölzerne Kapelle, in der er ein aus Lindenholz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau aufstellte. Bald wallte von Nah und Fern das Volk der Umgegend zu dieser Kapelle, ja an hohen Festtagen kamen oft so viele Wallfahrer auf der Höhe des Berges zusammen, daß schon zu den Zeiten des M. Crusius viele Läden und Krämerbuden für Käufer aufgeschlagen wurden, woraus förmliche Märkte entstanden, die noch vor 90 Jahren sehr zahlreich besucht wurden. Als die Zahl der frommen Waller sich immer vermehrte, erbaute Herr Ulrich von Rechberg im Jahr 1488 eine Kapelle von Stein, begabte sie mit einem ewigen Lichte, und stiftete eine Besoldung für einen jeweiligen Pfarrer, der zu gewissen Zeiten den Wallnern eine Messe lesen mußte. Mönche von Gmünd versahen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts den Gottesdienst an dieser Kapelle. Als die neue Kapelle vollendet war, wurde das alte Marienbild feierlich von Geistlichen in dieselbe übertragen. „Aber — so lautet die Legende — das Bild blieb nicht in der neuen Kapelle, sondern es wurde wiederholter Malen Nachts von den Engeln in die alte Kapelle zurückgetragen.“ Darum ließ man die alte Kapelle mit dem Bilde stehen; allein in der neuen wurde der Gottesdienst abgehalten, bis im 17. Jahrhundert der Graf Franz Albrecht von Rechberg die von seinem Vater

Bern begonnene neue und weit größere Kirche vollendete. In dieser jetzt noch stehenden Kirche sind fünf Opferstöcke mit stets offenen Mäulern aber leider! mit immer leeren Mägen. — Im Jahr 1767 errichtete Graf Max von Rechberg eine eigene Pfarrei auf dem Berge; aus der im Jahr 1488 erbauten Kapelle aber wurde für einen ständigen Pfarrer eine Wohnung eingerichtet. In diesem Pfarrhaus wird dermalen ein guter Tubus aufbewahrt, der jedem Besucher des Bergs zur Verfügung steht. Betrachten wir mit Hülfe dieses Tubus die reizende Aussicht, die sich auf Hohenrechberg darbietet. Die ausgedehnteste hat man hauptsächlich, wenn man sich zum nördlichen Halbzirkel des Gesichtskreises wendet. Links gegen Westen liegt der Hohenstaufen mit dem gleichnamigen Flecken, und den Dörfern Wäschenbeuren, Maitis, Lingling, Reitprechts, Menenz, Straßdorf, Gmünd. Rechts gegen Osten erblicken wir die Dörfer Unterwaldstetten, Bettringen, Bargau, Eßingen, Herlikofen, Muthlangen u. a. mehr. Wenden wir die Blicke nach Süden, so haben wir zur Rechten wieder den Hohenstaufen und die Orte Ottenbach, Kizen, Krummwälden, Großeislingen, Kleineißlingen, Göppingen, Salach; die Burgen Staufeneck, Ramsberg, Scharfenberg, nebst den Orten Donzdorf, Reichenbach, Winzingen, Wisgoldingen, Vorder- und Hinter-Weiler-Rechberg, die dicht am Fuße des Rechbergs stehen. Das Alles ist aber nur die nächste Umgebung des Rechbergs, lauter Orte, die kaum drei Stunden entfernt liegen. Ueber die reizende Nähe schweift das Auge zu

entfernteren Punkten, und entdeckt nach Osten das Schloß zu Ellwangen mit dem Schönenberg, gegen Norden den Einkorn bei Hall, gegen Westen Lorch, weiter hin Hohenheim und die Solitüde; gegen Süden und Südosten den Aalbuch, den Bernhardsberg, die Ruinen der Burg Rosenstein u. s. w. — Bei ganz reiner Luft sieht man sogar die Vogesen, ebenso erblickt man, freilich nur selten, die ganze Kette der Vorarlberger Schneegebirge, immer als Vorbote eines nach 24 Stunden eintretenden Regenwetters, welche Erfahrung man besonders auch auf dem herrlichen Hohentwiler Berg machen kann. Unser unvergeßlicher Gustav Schwab muß einmal bei einem Besuch auf Hohenrechberg so glücklich gewesen seyn, von hier aus die Alpgebirge zu erschauen, denn er schrieb in das Fremdenbuch auf Hohenrechberg folgenden schönen Reim:

Sonnenschein und Wald und Thal,
Drüber kühner Windesflügel,
Schneegebirg im Abendstrahl,
Ringsum grün und goldne Hügel,
Alles reimet die Natur —
Du, mein Lied, wie wenig nur!

Hat sich das Auge an der herrlichen Gegend satt gesehen, so hat man hier oben, nach der Mühe des Bergsteigens, Gelegenheit, sich auch leiblich zu laben. Der jeweilige Pfarrer ist jederzeit so eingerichtet, daß er die Hungrigen speisen und die Dürstenden tränken kann.

Hat man sich, absonderlich an einem Humpen mit Weißensteiner Bier, gehörig erquickt, so steigt man von der oberen Bergkuppe auf die untere; wir gelangen in einer kleinen Viertelstunde auf die Burg Hohenrechberg, die, um ein Ziemliches tiefer, auf einem abgesonderten Hügel steht, dessen Mittelfelsen sie ernst und alterthümlich, und noch ganz erhalten, krönt. Auf einer großen steinernen Brücke, die über eine kleine Thalschlucht führt, welche die Burg von dem Gipfel des Rechberges trennt, gelangt man in den von Oekonomie-Gebäuden umgebenen Vorhof der Burg, der auch die Wohnung des Schloßwächters enthält. Nun kommt man über eine hölzerne Brücke, die über einen sehr tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen von dem ersten Vorhof trennt, und rings um ihn her lauft. Die Brücke führt zu einem zweiten Thor, über welchem ehemals ein hoher Thurm gestanden haben soll. Von da aus geht man zwischen dem Schloßgebäude und der innern Umfangsmauer dem dritten Thore zu, und gelangt in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden hohen Quadermauern der Gebäude bildete. Darnach kommt man durch ein viertes Thor in den innern Vorhof, zu welchem mehrere Staffeln hinaufführen; allda findet sich ein sehr tiefer, in Felsen gehauener Brunnen, der immerdar mit Regenwasser gefüllt ist, und auch bei der größten Trockenheit nie Wassermangel hatte. — Das eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, das auf der nördlichen Seite durch eine zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen

ist. Der Bauart nach ist die Burg von hohem Alter. Das erste Stockwerk ist von den stärksten Sandstein-Quadern, die man am Berge selbst findet, aufgeführt. Die übrigen zwei Stockwerke sind aus aufeinander getiebelten Balken erbaut. Das ganze Schloß stammt aus verschiedenen Zeiten: an manchen Stellen wurde später angebaut oder ausgebessert. Die innere Einrichtung ist durchaus aus neuerer Zeit. Wohl wohnte seit 1585 Keiner aus der Familie mehr im Schlosse, aber es wurde dennoch so ziemlich im nothwendigsten Bauwesen erhalten. — Im untersten Stock sind: die alte Schloßküche, einige Stuben für das Gesinde, und der Pferdestall u. s. w. In das zweite und dritte Stockwerk gelangte man ehemals auf einer steinernen Schneckenstiege, die in einem hohen Thurm angebracht war, der seit 1660 abgetragen worden; nunmehr führt eine gewöhnliche bedeckte Stiege in diese Stockwerke. Im zweiten Stocke befindet sich die ehemalige Beamtenwohnung, das Kanzlei-Zimmer und die Küche, sowie die sehr alte, ehrwürdige Burgkapelle; im dritten Stockwerke sind noch etwelche Zimmer für die Herrschaft, wenn sie etwa die Burg besucht, und ein großer alter Saal. Im Jahr 1585 starb der Letzte der Hohenrechberg'schen Hauptlinie auf dem Schlosse Rechberg; seither wohnten nur die Beamten hier, und seit längerer Zeit auch diese nicht mehr, sondern nur ein herrschaftlicher Jäger. Verfallener als die Burg sind ihre Mauern, Thürme und Vorwerke, die ehemals sehr bedeutend gewesen seyn müssen. An der äußersten

Mauer standen einst zwölf Thürme, die wahrscheinlich bewohnbar waren. Einer derselben war von kolossalem Umfang und ungeheuer hoch, er war durch einen Gang mit dem Schlosse verbunden; schon vor manchen Jahren wurde er, weil er baufällig war, abgetragen. Außerhalb der Ringmauern waren an dem Berge Gewölbe und unterirdische Gänge angebracht, wahrscheinlich für den Fall, wenn in Zeiten der Noth die Bewohner der Burg sich flüchten wollten.

Nun zur Geschichte der Burg und des Geschlechts, das von ihr seinen Namen führt.

Eine Sage, deren erste Grundlage der schwäbische Chronist, der alte treuherzige Thomas Lyrer von Rankwyl (aus dem 15. Jahrhundert), uns überliefert hat, eröffnet die Geschichte der Burg und des Geschlechts. —

Im Anfang des 7. Jahrhunderts, als das Christenthum in Deutschland Wurzel zu schlagen begann, hauste auf der Teck ein gewaltiger Heidenkönig, der Alle wüthend verfolgte, die sich von ihren Götzen wandten und den christlichen Glauben annehmen wollten. Da sammelte der zu dem Heiland der Christen bekehrte Herzog Rumelius von Schwaben alle seine Freunde und Vasallen und die sämmtlichen Edeln der Umgegend gegen ihn, und zog damit gegen den Feind der Christenheit aus. Er lagerte sich mit einem gewaltigen Heer am Fuße der Teck, wo auch der Heidenkönig sein Heer versammelt hatte. Als die Feinde einander entgegenrückten, siegte Herzog Rumelius, gestärkt durch

die Macht seines Glaubens, über den mächtigen Gegner. Dreizehentausend erschlagene Heiden bedeckten das Schlachtfeld, und noch viele von den Feinden wurden von den Christen gefangen. Unter den Gefangenen waren auch vier Jünglinge, Gebrüder, die einen rothen Löwen auf den großen hölzernen Schilden führten. Der Sieger, gerührt durch die Schuldlosigkeit der Jugend, ließ sie frei, beschenkte sie reichlich, und schickte sie in das Land zwischen der Rems und Fils, um sich dort anzusiedeln. Die vier Brüder nahmen den christlichen Glauben an, ließen sich taufen, und erbauten auf einem schönen hohen Berge, dem Rechberge, eine Burg, von der sie sofort ihren Namen führten. So wurden sie die Stammväter des noch jetzt blühenden Geschlechts. Sie behielten den rothen Löwen im Wappen bei, den sie noch ungetauft als Abzeichen geführt, mit dem Unterschiede, daß es nun zwei aufrechtstehende, mit dem Rücken gegen einander stehende Löwen mit hervorgereckten Zungen und dreifach in einander geschlungenen Schwänzen sind, und über dem Schilde als Helmzierde wächst der vordere Theil eines Rehbocks hervor. Zum Andenken an die blutige Christen- und Heidenschlacht, führt noch jetzt ein Thal in der Nähe von Hohenrechberg den Namen Christenthal.

Urkundliche Nachrichten von dem hochedlen Geschlecht erhalten wir erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts. Da lebte Ulrich von Rechberg, Marschall von Schwaben und des Reichs, im Jahr 1179 ein Begleiter Kaiser Friedrichs, und in den Jahren 1199 K. Phi-

lipps auf deren rheinischen und schwäbischen Pfalzen. Auch ist sein Name und der seiner beiden Frauen, Edilheid und Berchterade, auf einer Monstranz, verewigt, die er der heil. Kreuzkirche in Augsburg vergabte. Sein Sohn Hildebrand zog im Jahr 1194 mit K. Heinrich VI. nach Italien und war später in der Umgebung K. Philipps, K. Friedrichs II. und Heinrich VII. Ob der im Jahr 1205 und 1215 in Urkunden vorkommende Ulrich von Rechperg ein Bruder Hildebrands gewesen, ist zweifelhaft, dagegen hatte Hildebrand noch eine Schwester Adelheid, Burggräfin zu Augsburg, und einen Bruder Siegfried, der vom Jahr 1208—1227 Bischof zu Augsburg gewesen. Als solcher war er mit K. Otto bei seiner Krönung in Rom und wohnte unter K. Friedrich II. vielen Reichstagen an; auch nahm er ein paar Male das Kreuz im Jahr 1219 und 1227, in welch letzterem er auch auf seinem Hinzug nach Palästina bereits in Apulien verschieden. Hildebrands Söhne waren Hildebrand, Augsburger Domherr † 1279, Conrad und Ulrich, von denen Ulrich im Jahr 1255 allein erscheint, und dann werden im Jahr 1259 beide miteinander als Gebrüder aufgeführt. Von diesen Gebrüdern wurde Conrad Stifter der Hauptlinie auf den Bergen, und Ulrich der Gründer der Linie unter den Bergen (Rechberghausen). Letztere erlosch wieder mit Wilhelm von Rechberg im Jahr 1413, die erstere blühte daurend fort und theilte sich wieder in vier Linien, von denen die zu Staufeneck im Jahr 1590, die zu Hohenrech-

berg im Jahr 1685, und die zu Donzdorf im Jahr 1732 erloschen; die zu Weißenstein ist die noch blühende. So lange das Kaiserhaus der Staufer blühte, schloßen sich die Rechberger mit unwandelbarer Treue an diese an; als aber sein Stern erlosch und neben ihm das schnell aufblühende Grafenhaus der Wirtemberger eine wichtige Rolle in der Geschichte des Schwabenlandes übernahm, da waren sie eben so treu diesen zugethan. So jener kriegerische Hans von Rechberg, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts Rath und Diener des Grafen Ulrich von Wirtemberg gewesen. Er war es, der dem Grafen vom Kriege mit dem Pfälzer Fritz abrieth; aber man hörte nicht auf seinen Rath, ja er verlor sogar die Gnade des Grafen. In Folge dieser unwürdigen Behandlung ward er dann der Widerpart des Wirtemberger Grafen. — Ein andrer des Geschlechts war Wilhelm von Rechberg um dieselbe Zeit, ein Mann von biederem, aber aufbrausendem Gemüth. Dieser war ein treuer Diener Herzog Georgs von Baiern, der im Jahr 1489 von dem Pabst in den Bann gethan wurde. Ein wälscher Geistlicher mußte dem Herzog den Bann verkündigen. Wilhelm von Rechberg, der eben anwesend war, wurde über diese Frechheit so erbost, daß er den Pfaffen nöthigte, den Bannbrief zu verschlingen. Als sich aber dieser weigerte, so durchschoß ihn der Rechberger mit einem Pfeile. Die Folge davon war, daß auch er vom Pabst mit dem Bann belegt wurde und der Herzog Nichts mehr von ihm wissen wollte. Dieser Wilhelm von

Rechberg ist wohl derselbige, der im Jahr 1445 in der Kirche zu Weikersheim eine Messe stiftete und allda begraben liegt. Er steht daselbst in ganzer Figur in Stein gehauen. — Ein besonders treuer Diener des Wirtembergischen Hauses war Philipp der Lange von Rechberg, wirtembergischer Obervogt zu Göppingen, auch bekannt als Beschützer des wegen seines evangelischen Glaubens verfolgten Martin Cleß. Philipp von Rechberg war der einzige unter den Anhängern des vertriebenen Herzog Ulrichs, der auch im Unglück bei ihm aushielt. Als Herzog Ulrich im Jahr 1525 nach einem unglücklichen Versuche zur Wiedereroberung seines Landes wieder auf seine Felsenburg Hohentwiel sich zurückzog, da richtete ihn der treue Diener auf in seiner Trostlosigkeit mit den Worten: „darum, mein Fürst, die Hoffnung nicht weggeworfen, sondern desto rüstiger gestrebt, daß wir wohl ins Vaterland zurückkehren. Die Hände gerührt! dann wird ein Gott beistehen; dem tapfern Mann ist Nichts schwer, dem Tugendhaften kein Weg verschlossen, dem, der auf Recht und Billigkeit hofft, Nichts unehrbar. Gelang es hier nicht, so muß man einen neuen Weg einschlagen, mit neuen und wieder neuen Waffen streiten, bis wir mit Gottes Gnade unsern Wunsch erreichen.“ — Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte ein edler Utz von Rechberg auf Schloß Hohenrechberg, der ein eifriger Lutheraner war. Er kaufte Luthers Hauspostille und andre Bücher, aus denen er alle Sonntage seinem ganzen Haus die Predigten selbst vorlas, und zuvor und hernach Psalmen

fang. „Solches wird man an wenigen Orten antreffen," sagt der alte Chronist Crusius.

Ueber die Schicksale der Burg Rechberg, die zum ersten Mal im Jahr 1317 Hohenrechberg genannt wird, nur noch Einiges. — Im Jahr 1440 wurde sie vergebens von den Gmündern und Hallern umzingelt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts hauste ein hitziger Junker, Utz von Rechberg, auf der Burg, der einen wirtemberg'schen Bedienten umbrachte. Darauf ließ Herzog Christoph die junge Mannschaft aus dem Amte Schorndorf mit einigen Reitern gegen die Burg ziehen. Diese schlugen auf dem Gipfel des Bergs bei der Wallfahrtskirche ihr Lager. Da floh der Junker zum Burgfrieden: darauf nahm ihn seine Mutter an der einen Hand, mit der andern nahm sie die Schlüssel der Burg, bot sie dar, und bat demüthig mit Thränen um Frieden. Eine nicht geringe Genugthuung erfolgte. — Im letzten Jahre des dreißigjährigen Kriegs erhielt das Schloß gewaltige Stöße, da es von der französischen Besatzung zu Schorndorf mit List eingenommen wurde. Doch steht es würdig und fest von Gestalt bis auf diesen Tag, wie sein Geschlecht noch blüht, das in neuerer Zeit in den Grafenstand erhoben, seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde wie im Cabinet behauptet hat.

Ehe wir vom Berge scheiden, lassen wir uns noch zwei wunderbare Sagen erzählen, welche in Familiennachrichten überliefert sind.

Der Klopfer zu Rechberg.

Glockengeläute ertönte in der Burgkapelle des Schlosses Rechberg; der kleine Altar war mit Blumengewinden verziert und hatte sein Festgewand angelegt. Es galt aber auch einer schönen Feier, denn Ulrich von Rechberg sollte heute im Stammschlosse der Ahnen mit seiner reizenden Braut Anna von Venningen getraut werden. Schon betrat der Diener des Herrn die geweihte Stätte und segnete den Bund der Liebe, während die geladenen Gäste in froher Rührung der heiligen Handlung folgten, und die erröthende Braut sich sanft an den geliebten Mann schmiegte, mit dem sie so eben das unauflösliche Gelübde der Liebe und Treue gewechselt hatte. Längst hatten die Herzen sich gefunden und verstanden, aber der alte Herr von Venningen war Rechberg's Werbung nicht hold und manch heiße Thräne bleichte die blühende Wange des Mädchens, wenn sie mit inniger Sehnsucht des fernen Geliebten dachte.

Es war kein leichtes Unternehmen, wenn ein Fräulein jener Zeit gegen den Willen ihrer Eltern dem Geliebten Nachricht von sich geben wollte: aber wo wäre das Hinderniß, das der Liebe Ausdauer, Muth und Klugheit nicht endlich zu besiegen wüßte? Graf Rechberg hatte einen treuen Hund, welcher so gut abgerichtet war, daß er die Briefe der Liebenden, unter seinem Halsbande verborgen, sicher an Ort und Stelle besorgte. Lange Zeit war das kluge Thier ein unentbehrlicher Freund der jungen Leute gewesen, als An-

na's Vater der Sache auf den Grund kam, und ohne zu zürnen, den Entschluß faßte, das Glück der Kinder durch seinen Segen zu krönen.

Selige, wonnige Tage flogen nun in ungetrübter Freude über ihrem Haupte hin: Ulrich suchte seine Welt in den glänzenden Augen seiner Frau und er bildete ihr ganzes Glück!

Aber wie oft, wenn wir uns gleichsam im Glücke sonnen, haben sich, ohne daß wir es bemerken, schon Wolken des Leidens über uns gesammelt und der Sturm droht loszubrechen, um all die zarten Knospen unserer Freude zu zernichten.

So oft Ulrich von Rechberg vom Hause abwesend war, sandte er seiner Gattin Nachricht durch den treuen Hund, welcher ihnen ein eben so kluger, als schneller Liebesbote geworden.

Es war im Jahre 1496, als der Burgherr sich veranlaßt sah, auf eine Fehde auszuziehen. Wie im ängstlichem Vorgefühle nahenden Unglücks weinte Anna lange am Halse ihres Gatten und schien sich nicht von ihm trennen zu können.

„Gott segne dich, mein treues Weib!" sprach er gerührt, sie zum letzten Male umarmend, „sey getrost, bald soll mein Bote dir gute Nachricht bringen, und so Gott will, auch die frohe Zeit des Wiedersehens melden."

Fort sprengte der Ritter mit seinen Reisigen, und von der Burgzinne winkte die zärtliche Gattin ihm ein

letztes Lebewohl zu, und blickte ihm nach, bis der Zug ihren thränenschweren Blicken entschwunden war.

Tag um Tag verging — aber kein freundlicher Bote kam, der harrenden Herrin frohe Kunde zu bringen.

Anna's Herz wurde immer schwerer, und täglich kniete sie Stunden lange vor dem gleichen Altare, an welchem sie einst dem geliebten Manne angetraut worden war, und flehte für ihn um Segen, für sich um Gnade und Kraft.

Ein sonniger Herbsttag neigte sich zu seinem Ende; die letzten Strahlen der sinkenden Sonne küßten scheidend Berg und Thal und sandten goldene Streiflichter durch die runden Scheiben der Burgkapelle, in welcher Frau Anna, wie gewöhnlich, in tiefer Andacht betete. Immer länger wurden die Schatten, immer düsterer die Beleuchtung der Kapelle, bis endlich nur der Altar, in schwachen Umrissen von dem ewigen Lichte erleuchtet, sich hervorhob. Anna von Rechberg hatte, in stiller Andacht verloren, das Eintreten der Dämmerung kaum bemerkt, als ein immer stärker werdendes Klopfen an der Kirchenthüre sie aufschreckte. Ihr war wohl gewesen in dem heiligen Frieden des Gotteshauses, und die Störung kam ihr unerwünscht. Sie dachte, es sey einer der Diener des Hauses, und kümmerte sich zuerst nicht darum. Aber stärker und andauernd ertönte das Klopfen, bis die junge Frau sich ungeduldig, mit den Worten „Ach, daß du ewig klopfen müßtest!" von ihrem Bettstuhle erhob, um die Thüre zu öffnen.

Der treue Hund, welcher ihren Gatten begleitet hatte,

stund vor derselben, und schmeichelte der Herrin mit traurigen Blicken und ängstlichem Winseln; kein Brief war unter dem Halsband zu finden, und mit einem Schmerzensschrei sank die arme Frau ohnmächtig zu Boden. Zwei Tage später brachte ein Knappe die Trauerbotschaft von dem Tode des Herrn von Rechberg; er war im Kampfe erschlagen worden.

Von dieser Stunde an schien das Leben in Anna's Brust gebrochen, der Gram zehrte sichtbar an ihr, und als nach Jahresfrist die Herbststürme wieder durch die Bäume heulten und die gelben Blätter davon trieben, sangen sie auch ihrem armen Herzen das Todtenamt, und sie ward zur ewigen Ruhe gebettet. Zur selben Stunde, als ihr Geist sich von den Fesseln des Körpers löste, ertönte das geisterhafte Klopfen an der Thüre ihres Sterbezimmers wieder, und so lange das Geschlecht der Rechberg blühte auf Erden, hörte jeder Nachkomme, wo immer er lebte, jenes geheimnißvolle Klopfen in seiner Todesstunde, gleich einem mahnenden Rufe aus einer andern Welt. — Noch lange sah man im Schlosse der Herren von Rechberg zu Weißenstein einen Hund abgebildet, der eine lederne Tasche am Halsband trug.

Der Geist auf Staufen.

Nach geläuteter Abendglocke sieht man oft, selbst bei Sturm und Regen, eine helle, weitleuchtende blaue Flamme über den schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, hinwandeln. Sie

zieht, bald schnell, bald langsam, links an der Burg vorüber, bis an die Pfarrkirche auf dem Berge. Von hier aus macht sie den gleichen Weg zurück und bleibt bis zum Morgensegen am Hohenstaufen sichtbar, worauf sie verschwindet. Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, besonders zur Herbstzeit.

Im Munde des Volkes erhielt sich eine Sage, der zufolge das Flämmchen ein Geist ist, der aber noch nie Jemand Böses zugefügt hat.

In den grauen Zeiten des Mittelalters, als der Minnesang in seinem schönsten Glanze blühte, lebte auf Hohenstaufen ein Edelknecht, der, obgleich ein tapferer Kämpe, doch die Laute mit Meisterschaft schlug. Seine Lieder voll Glut und Leben, fanden in gar manchem Frauenherzen ein Echo, und manch schönes Auge strahlte ihm in feuchtem Glanze entgegen, ihm der Minne Lust verheißend. Er aber blieb kalt gegen das süße Locken, denn in seinem Herzen lebte das Bild der Freiin von Hohenrechberg. Er hatte das Ideal, das er im Brennpunkte der Seele trug, im Weibe eines Andern gefunden: aber er blickte auf zu ihr, wie man zur Madonna aufblickt, in seliger Begeisterung, hoch erhaben über jeden irdischen Wunsch! Traf ihn ihr Auge, so fühlte er sich hingerissen von dem süßen, unnennbaren Zauber dieses Blickes, und doch glich seine Liebe einer heiligen Verehrung. So oft die Nacht anbrach, verließ der Jüngling Staufen und pilgerte einsam nach

Hohenrechberg, wo er zu den schmeichelnden Tönen der Laute der Geliebten ein Schlummerlied sang.

Der Ritter von Rechberg aber entbrannte in wilder Eifersucht, er konnte die reine schwärmerische Leidenschaft des Jünglings nicht begreifen und lauerte ihm auf. Nach tapferer Gegenwehr mußte der arme Sänger unterliegen und wurde, schwer verwundet, in das Burgverließ geschleppt, wo er, ohne Pflege und Nahrung, nach wenigen Tagen verschmachtete.

Keine Chronik meldet, ob die Frau von Rechberg unter jenen Ereignissen gelitten habe, aber des armen Sängers treue Liebe hat selbst das Grab überlebt, und seit jener Zeit sieht man, besonders im Herbste, als der Jahreszeit, in welcher die unselige That vollbracht wurde, das blaue Flämmchen den gewohnten Weg wallen und beim Morgensegen verschwinden. Wer vermag das Räthsel dieser Erscheinung zu ergründen, und wer die geheimnißvolle Verbindung mit einer andern Welt zu läugnen oder zu erklären?

XVI.

Langenburg und Katzenstein

an der Jagst.

Langenburg, früher Langenberg, das nach Waldenburg am schönsten gelegene Schloß des erlauchten Hohenloh'schen Fürstenhauses, Residenz des Fürsten Christian Ernst Carl zu Hohenlohe-Langenburg, rühmlich bekannt als Präsident der würtembergischen Kammer der Standesherren. Es liegt auf der Spitze einer weit in das freundliche Jagstthal hinausragenden Gebirgszunge, in Mitte eines wohlgepflegten Gartens, von dessen Plattform aus ein schöner Einblick in das Jagstthal sich eröffnet. Das Schloß Langenburg ist ein massives geräumiges viereckigtes Gebäude, mit vier Eckthürmen und einem Mittelthurm, dessen Knopf 1642 Fuß über dem Meere ragt. Es ist durch zwei tiefe Graben, über welche Brucken führen, von der Stadt getrennt. Im Jahr 1610 wurde das Schloß theilweise neu aufgebaut. Wahrscheinlich wurde damals auch die Burgkapelle eingerichtet, welche im Jahr 1627 eingeweiht worden.

Der jetzige, sehr wohnlich eingerichtete Fürstensitz, steht auf den Grundlagen einer alten, einst wohlbefestigten Burg, von der sich schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein hochedles Geschlecht nannte, das mit den Dynasten von Hohenlohe, ihren Rechtsnachfolgern,

in nahen, wahrscheinlich verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, und namentlich im althohenloh'schen Orte Mergentheim mit begütert war. Walther von Langenberc zeugt von den Jahren 1201 bis 1232 häufig in Urkunden, und befindet sich meistens unter dem Geschlechte der Kaiser vom staufischen Hause. Seine Söhne waren Albert und Siegfried. Mit diesen trägt er im Jahr 1226 dem Hochstift Würzburg zu Lehen auf: Langenberg, Veste und Stadt, Bächlingen, Nesselbach u. s. w., nebst allen Fischenzen in der Jagst, die zur Veste Langenburg gehören. Unter seinen Söhnen war Albert Bruder Deutschordens in Preußen. Zu gleicher Zeit wird ein Heinrich von Langenberg genannt, der durch seine Gattin Sophie von Bielrieth zu Biringen bei Schönthal Güter erworben hatte. Das Wappen dieser Edelherren war queergetheilt, oben in der schwarzen Abtheilung ein gekrönter goldener leopardirter Löwe, unten Schwarz und Gold geschacht. Wie Siboto von Langenberg, der mit Albrecht von Langenberg im Jahr 1224 in einer Urkunde zeugt, in das Geschlecht einzureihen wäre, wissen wir nicht. Wappen und Besitzungen der Herren von Langenberg gingen wohl schon vor 1234 in den Besitz der Herren von Hohenlohe über. Wohl tritt noch im Jahr 1253, während Veste Langenburg bereits hohenlohischer Besitz ist, ein Heinrich von Langenburg in einer Urkunde als Zeuge auf, aber, wenn er anders nicht der letzte Erbe der Langenburger war, könnte er ein Burgmann der Herren von Hohenlohe gewesen seyn,

wie der später im Jahr 1287 und 1290 genannte Conrad Reze von Langenburg, welcher sich eigentlich von Bächlingen geschrieben. — Im Jahr 1234 erging über die Veste Langenburg ein trauriges Loos. Von ihr und andern ihren Burgen aus sollen die Gebrüder Gottfried und Conrad von Hohenlohe Feindseligkeiten, ja sogar Raub und Brandstiftung verübt haben, wodurch der Landfriede gestört wurde. Als Klage darüber ergieng, fällten die Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt im genannten Jahr das Urtheil, daß diese und andere Burgen zerstört werden sollten. König Heinrich (VII.) von Staufen, Friedrichs II. Sohn, ließ diesen Beschluß durch Heinrich von Neufen vollziehen, und die Veste Langenburg wurde nach Urtheil und Recht zerstört. Darüber scheint sich Gottfried von Hohenlohe bei dem Kaiser, seinem Gönner, beschwert zu haben, und dieser befahl alsbald seinem Sohne, mit eigenem Gelde die zerstörten Schlösser wieder herzustellen, und namentlich das Schloß Langenburg, welches zu Frankfurt von Rechtswegen einem Pupillen (etwa dem obigen Heinrich von Langenberg) zurückgestellt war, diesem wieder abzunehmen und an Gottfried von Hohenlohe wieder zurückzugeben. König Heinrich aber that das nicht, um nicht Ehre und Recht zu verletzen, dagegen ließ er an Gottfried von Hohenlohe 2000 Mark Silbers zur Wiederherstellung der Burg auszahlen. Von nun an blieb die Veste Langenburg im Besitz der Herren von Hohenlohe. Von Gottfried ging sie auf seinen Sohn Kraft I.

über, der sie seiner Tochter Adelheid, Gemahlin Conrads von Oettingen, für 1200 Mark Heimsteuer verschrieben. Seitdem wurde Langenburg von seinen Besitzern manchmal versetzt und verpfändet, aber immer wieder eingelöst, ja im Laufe der Zeit wurden noch mehrere Höfe, Güter und Zehenten erkauft, auch kamen in Folge von Erbtheilungen mehrere namhafte Orte hinzu, und so bildete sich die Herrschaft Langenburg, welche durch das neueste Erbe, Stadt Weikersheim und die dazu gehörigen Orte, bedeutend vermehrt, nunmehr eines der schönsten hohenlohischen Fürstenthümer geworden.

Auf der Gemarkung des Schlosses und der Stadt Langenburg lagen in alter Zeit noch zwei Burgen, deren Besitzer wie die Reize von Bächlingen zu den Vasallen (Burgmännern) der Herren von Hohenlohe auf Langenburg gehörten. Eine lag am Weg nach Michelbach auf der Markungsgränze, und hieß Struth, eine zweite etwas entfernter auf einem Vorsprung des Bergs, oberhalb dem Weiler Hürden, welche den Namen Katzenstein trug. Von dieser Burg sind nur noch wenige Reste übrig; es sind nichts als Steinhaufen, welche an der Stelle sich finden, da die frühere Burg stand. Noch kennt man Güter bei Bächlingen, welche zur Burg Katzenstein gehörten, und bis auf die Zeit der Zehentablösung statt dem Zehenten nur den dreißigsten Theil zu reichen hatten. Wir geben eine Sage, wie sie noch im Munde des Volkes geht, die von der Entstehung dieser seltenen Abgabe berichtet.

Die Sage vom Dreißigsten.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, da Langenburg schon längst den Herren von Hohenlohe angehörte, lebte auf der Burg Katzenstein Ritter Kunibert, ein Vasall der Hohenloher, ein Mann tapfer und kühn, aber rauh in seinen Sitten, und hart und streng gegen seine Hintersaßen. Ja, was wollen wir sagen? er war es nicht nur gegen seine Hintersaßen, sondern auch gegen sein eigen Fleisch und Blut. Seine Gattin Irmgard von Langenberg hatte ihm einen Sohn geboren, an dessen Geburt sie starb. Das war der einzige Sprößling, an dem seine Hoffnung hieng. Demungeachtet ließ er ihn aufwachsen ohne Sorge und Pflege, ganz sich selbst überlassen, also daß der Knabe wenig in die Nähe des Vaters kam, sondern mehr bei den Knechten im Stall seine Zeit zubrachte, oder unter den Buben der Hintersaßen, die unten im Dorfe Bächlingen wohnten. Nur bei Tische sah er den Vater, und da war die Unterhaltung gewöhnlich weder eine belehrende, noch freundliche, denn Ritter Kunibert war ein mürrischer und trotziger Mann, der wenig redete. Sah der Sohn den Vater außer dieser Zeit, so waren es nur jene Stunden, wo er den Sohn wegen dieses oder jenes jugendlichen Vergehens zornig zur Rede stellte, oder, was gewöhnlich der Fall war, den Rücken des armen Knaben mit der Peitsche durchbläute, die sonst für seine Jagdhunde bestimmt war. So können wir uns wohl denken, daß sich der Knabe von Jugend an wenig an das Herz

des Vaters anschloß, sondern vielmehr sich demselben immer mehr entfremdete. So wuchs der Knabe zum Jüngling, ohne Liebe zum Vater, aber auch ohne Sitte, denn der rauhe Vater stand ihm weder mit Mahnung, noch Lehre zur Seite. In jenen Zeiten war es Gebrauch, daß Ritter ihre Söhne, sobald sie das 14. Jahr erreichten, auf die Burg eines befreundeten Ritters sandten, um Ritterschaft, Sitte und Anstand zu lernen; das hielt Ritter Kunibert nicht für nöthig, denn er glaubte, daß sein Sohn Wildemar durch sich selbst oder seine Knechte schon genug lernen könnte, um dereinst sein Roß tummeln, den Eber hetzen und den Reiher beizen zu können; wie man den gnädigen, oder vielmehr ungnädigen Herrn gegen die armen Hintersaßen spielte, das, meinte er, würde der Sohn am besten dem Vater absehen. Jedoch gerade darin nahm Wildemar den Vater nicht zum Vorbild, wenn er auch in Anderem viel Aehnlichkeit mit dem Vater zu haben schien. Statt stolz und hochfahrend, war er gegen die Bauernlümmel, wie sie sein Vater in seinem Stolze nannte, freundlich und liebreich, und gar nicht wie ein Junkherr. Ja er war so gerne unter den Bauern, daß man ihn oft bei ihnen auf dem Felde fand, wenn sie ihre ländliche Arbeit verrichteten, und Junkherr Wildemar entblödete sich nicht, die Pferde am Pflug zu treiben, oder in der Erndtezeit die Garben zu binden und den Bauern helfen den Wagen zu laden. Darum wurde Wildemar manchmal gar strenge von dem Vater zu Rede gestellt, denn, ob er gleich den Sohn unter

den Bauernbuben hatte aufwachsen lassen, war es ihm doch zuwider, daß er als Junkherr von altem Adel zu solchem Bauernvolk sich erniedrigte, und mit dem gemeinen Volk, auf das er in seinem Adelstolz so hoch herabsah, so gar freundlich verkehrte. Ob gleich Ritter Kunibert dem Sohn wegen dieses seines Treibens, das ja nur eine Folge seiner vernachläßigten Erziehung war, heftige Vorwürfe machte, so hörte der Junkherr dennoch nicht auf, sich freundlich zu den Bauern zu halten, und man sah ihn bald selten mehr droben auf der Burg, sondern eher drüben über der Jagst in dem Dörflein Bächlingen. Wenn die Landleute in der Feierstunde oder an den Sonntag Abenden sich unter der Ortslinde mit Söhnen und Töchtern versammelten, da fehlte selten der Junkherr ab der Burg, und er that viel freundlicher mit den Dirnen des Orts, als mit den Töchtern des Grafen drüben auf der Burg Langenberg, wenn er je einmal jene Burg heimsuchte. Einer vor Allen wendete Wildemar seine Aufmerksamkeit zu, es war Gertrude, das Mägdlein mit blauen Augen und blonden Haaren. Sie war nicht aus dem Orte gebürtig, sondern hielt sich seit ihrer Jugend bei einem Vetter von mütterlicher Seite, dem Ortsrichter zu Bächlingen auf, dem sie, da er ohne Gattin und Kinder war, bisher das Hauswesen führte. Ihre Eltern und Geschwister saßen weiter unten im Jagstthal und waren Hintersaßen der Grafen von Hohenlohe. Seit Junkherr Wildemar die liebliche Gertrude sah, verging kein Abend, daß er nicht unter der Linde im

Ort sich einfand, und oft kehrte er erst, wenn der Mond weithin über das Thal strahlte, auf die väterliche Burg zurück. Als aber der Winter mit seinen langen Abenden eintrat, wo die Mägdlein des Dorfs sich zum Vorsitz versammeln, fehlte auch der Junkherr nicht; er saß unter den Jünglingen des Dorfs, die noch Gespielen seiner Jugend waren, und machte alle jene heiteren Spiele und Scherze mit, welche den Mägdlein vom Lande die Unterhaltung der Vornehmen ersetzen müssen. War der Junkherr während der Spiele freundlich gegen Alle, so ließ er, wenn die Jünglinge und Mägdlein auseinander gingen, unverholen merken, wem sein Besuch gegolten, denn er begleitete jeder Zeit das liebliche Mägdlein bis zum Hause des Vetters — von dort aber kehrte er um, denn im Hause des Ortsrichters war strenge Zucht, und Gertrude war so rein und sittsam, daß nur ein warmer Händedruck Alles war, was der Junkherr zum Abschied erhielt. Mit diesem Lohne mußte er sich begnügen, und dann in der stockfinstern Nacht durch den tiefen Schnee, ja oft unter Wind und Sturm, den Burgpfad hinansteigen, den er oft mit den Händen suchen mußte. Doch, wo hat ein liebender Jüngling je Wetternacht gefürchtet, oder von steilem und unwegsamem Pfade sich abschrecken lassen, wenn dieser zum Liebchen hin, oder von ihm zurückführte? Aber andere Hindernisse stellten sich bald Wildemars Liebe in den Weg, die schwerer zu überwinden waren, als Sturm und Wetternacht, als steile und schneebedeckte Pfade zur hochgelegenen Burg. Rit-

ter Kunibert von Katzenstein wurde bald aufmerksam auf die nächtlichen Wanderungen des Sohnes, er erfuhr von seinen Leuten, wem zu Lieb der Junkherr so oft die Burg hinabstieg, und so spät wieder nach Hause kehrte — über der Jagst zu Bächlingen war es vor Niemand mehr verborgen, daß der Junkherr der blonden Gertrude zugethan sey; ja, man wollte sogar noch Mehr wissen, denn nirgends pflegt die geschwätzige Sage mehr hinzuzuthun, als in solchen Fällen. Wohl war es, als der Winter im Jagstthale Abschied nahm, und der Frühling sich wieder einstellte, zwischen dem Junkherrn und der lieblichen Gertrude weiter gekommen, als es zu Anfang des Winters gewesen war — das Mägdlein ließ des Junkherrn Zuneigung nicht unerwiedert, ja sie machte sich so wenig daraus, wenn sie von ihren Gespielinnen mit ihm geneckt wurde, daß sie sich nicht scheute, des Abends, wenn der Junkherr von der Burg herunterkam und wieder dahin zurückkehrte, ihm bis zu dem Steg, der über die Jagst führt, das Geleit zu geben. Aber immer geschah es ohne Wissen ihres Vetters, denn er sah ungerne dazu, daß der Junkherr von Katzenstein auf seine Gertrude das Auge geworfen hatte. Oft sagte er im ernsten und bedeutungsvollen Tone zu ihr: Gertrud, laß von dem Junkherrn, denn zur Hausfrau kann er dich nicht wollen, und für seine Buhlin bist du mir zu gut; weise ihn artig von dir, sonst befürcht' ich, möcht' es wohl ein übel Ende nehmen. Gertrud versprach es feierlich, den geliebten Junkherrn abzuweisen, ohne ihn

zu beleidigen, aber so oft sie es sich auch vornahm, sie kam nie dazu. Noch viel weniger ließ Wildemar von seiner Neigung ab, obgleich der Vater zuerst bittere Worte, und dann die furchtbarsten Drohungen anwendete, um seinen Sohn zu bestimmen, daß er von der Bauerndirne lasse, mit der er nur den hohen Adel seines uralten Geschlechts beflecke. Letzterer Grund galt bei Wildemar gar wenig, denn wenn er unter der Linde zu Bächlingen neben Gertrude saß, oder wenn sie ihm beim Abschied auf dem Jagstbrücklein einen warmen Händedruck gab, so schwand vor ihm jene Kluft, welche die Edelgeborenen und die Unfreien von einander trennte. Aber auch die Drohungen des Vaters machten nur auf kurze Zeit einen Eindruck auf ihn. Einige Zeit blieb er auf der Burg, aber bald ging er wieder ins Thal hinab. Er dachte nicht, daß sein Vater in der Erbitterung des gekränkten Adelstolzes so weit gehen würde, selbst gegen sein eigen Fleisch und Blut grausam zu verfahren, oder zum wenigsten das schuldlose Mägdlein zum Opfer seiner Rache zu machen. Das geschah bälder, als man nur vermuthen konnte. Eines Abends kehrte der Junkherr vom Dorfe zurück — es war schon tiefe Dämmerung, als er mit seiner Begleiterin an dem Brücklein ankam; eben hatte er ihr die Hand geboten, und war mit dem Wunsche: gute Nacht! über den Steg getreten, Gertrude aber wendete sich schon heimwärts; da auf einmal wurde sie von einer hohen Gestalt festgehalten, die im Dunkel an den Steg geschlichen war, ohne daß Wildemar es merkte.

Gertrude schrie laut auf, als sie die fremde Hand am Arme fühlte. Schnell kehrte der Junkherr um, und stand wieder bei Gertrud, welche sich von dem fremden Manne loszumachen suchte, der sie nach dem Brücklein zog. — Wildemar untersuchte nicht lange, wer es war, er faßte den Gegner, um ihn von Gertrud zu reißen. Aber dieser war kräftiger, und schleuderte das Mägdlein, das er ohne Mühe an sich gezogen hatte, über den Steg, wo die Jagst am tiefsten war. Als Wildemar den Fall hörte, ließ er von dem Manne, und sprang der Geliebten nach, um sie zu retten. Er versank mit ihr in die Wellen des Flusses. — Der Ritter von Katzenstein — das war die vermummte Gestalt — hatte sein Werk vollbracht, zu dem er ausgegangen war — er hatte das Opfer seiner Rache den Fluthen der Jagst übergeben — wider seinen Willen war es ein doppeltes Opfer geworden, auch der Sohn wurde mit in das Verderben hineingezogen. Doch es machte dem harten Manne, der noch nie recht liebend für den Sohn gefühlt hatte, keinen großen Kummer. Er sah das Mädchen, und bald darauf auch den Sohn in die Fluthen versinken — bald darauf, wie der Sohn die Geliebte am Arm faßte und mit den Wellen rang, aber er wurde nicht gerührt — wie ein Fremder wandte er sich ab, und überließ die Hülfsbedürftigen ihrem Schicksal. Er ging gleichgültig auf seine Burg zurück, und meinte noch ein gutes Werk gethan zu haben. Aber über dem Schicksal der Beiden, die in der Fluth versanken, wachte ein Höherer, der es liebevoller mit

ihnen meinte. Weit unter dem Dorfe Bächlingen brachte Wildemar das halb todte Mädchen ans Land. Als Gertrude wieder zu sich gekommen war, wurde schnell ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Wildemar hatte erkannt, daß es sein Vater gewesen war, der so schrecklich gegen das unschuldige Mädchen verfahren war; alle Bande der Liebe waren dadurch zerrissen: er wollte nimmer auf die Burg zurückkehren. An der Hand des liebenden Mädchens zog er abwärts das Thal. Im Dörflein Hohebach, nicht ferne von der lieblichen Kapelle St. Wendelins zum Stein, im Geburtsorte Gertrudens; fanden beide freundliche Aufnahme in der ärmlichen Hütte liebender Eltern, und nach Kurzem die Erfüllung ihrer Wünsche. Der Junkherr legte alle Zeichen des adeligen Standes ab, er vertauschte den ritterlichen Sammtrock mit dem leinenen Kittel des Bauern, die Stiefel mit klirrenden Sporen mit dem plumpen Bundschuh, und fühlte sich von nun an viel glücklicher in seinem geringen Stande, an der Seite seiner getreuen Gertrud, als in seinem früheren Leben auf der Burg, das ohne Liebe war, und ihm nie recht behagt hatte. Er lebte einsam und verborgen vor der Welt, in süßem Frieden, in dem er durch Nichts gestört wurde, da Niemand von ihrem Aufenthalt wußte, ausgenommen der Vetter zu Bächlingen, der bald nach Gertruds Rückkehr in die Heimath von ihren Eltern in Kenntniß gesetzt worden war, aber unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, denn Gertrud und Wildemar befürchteten, der Vater auf

der Burg könnte sie früher oder später in seiner Verborgenheit aufsuchen. Ihre Furcht übrigens war vergebens. Ritter Kunibert von Katzenstein hatte nicht einmal nach seinem Sohne Nachfrage angestellt; er wähnte ihn in den Fluthen der Jagst begraben mit dem Mädchen. — Er schweigt gerne von dem so schnell verschwundenen Sohn, denn die Erwähnung seines Namens muß ihm ja in die Seele rufen, daß er, von Leidenschaft verleitet, eine doppelte Sünde gethan. Doch die Stimme seines Gewissens schweigt nicht, wenn auch Niemand mehr von dem verschwundenen Sohne redet, es klagt ihn an und macht ihm manche trübe Stunde. Je mehr seine Haare grau werden und die Tage des Alters nahen, desto einsamer und verlassener fühlt er sich. Ritter Kunibert hat Diener und Reisige um sich, die seiner Befehle gewärtig sind, aber unter ihnen ist kaum einer, der seinen Sohn ersetzen könnte, und wenn der verlorene Sohn Wildemar seinem Herzen auch nicht so nahe stand, wie es hätte seyn können. — Dreizehn lange Jahre schlichen dem Ritter dahin in seiner Einsamkeit und Verlassenheit, in seinem Gram und Trübsinn, der durch Nichts, weder durch Jagd, noch Trinkgelag verscheucht werden konnte. Oft kamen Stunden bei ihm, daß es kein Diener mehr in seiner Nähe aushalten konnte, so düster und griesgrämig war Ritter Kunibert. Es waren Stunden, wie bei König Saul, wenn der böse Geist über ihn kam. Nur Einer seiner Diener, der ergraute Wunibald, durfte in solchen Stunden um ihn seyn, und konnte ein Wort des

Zuspruchs wagen, wenn der Ritter je ein solches annahm. Es war ein schöner Morgen im Mai, der Pfingstmontag, die Sonne glänzte mild über das Thal hin, aus dem Schatten der blüthenreichen Bäume erklang lustig die Stimme der Vögelein, und die Jagst rauschte noch rascher durch den Wiesengrund, gleichsam ihre Freude zu bezeugen, daß es so herrliche Zeit sey. Der alte Wunibald trat in das Gemach seines Herrn, um ihm das Handbecken zu reichen. Was für ein schöner Tag, so begann er, als er seinen Herrn mit düstrem und trübem Blicke sah — traun, das ist der schönste Pfingstentag, den ich mir denken kann; die Leute im Thal haben es gut getroffen, daß sie den zu ihrer Maienfahrt ersehen. So, so, sagte der Ritter griesgrämig, die Bächlinger wollen eine Maienfahrt halten, und doch sind letztes Jahr die Früchte so schlecht gerathen, daß es kaum zum Zehenten für mich hinreichte; von Gült und anderer Steuer will ich nicht reden — ich mein', die Lust zur Maienfahrt sollte heuer meinen Hintersaßen vergangen seyn. Doch nicht, gnädiger Herr, entgegnete Wunibald, und sie haben auch Recht — was sollen sie den Kindern dießmal die Freude nehmen, weil das letzte Jahr kein gesegnetes und der Winter ein so gar strenger gewesen? das Bittre müssen sie verschmerzen im Anblick des Segens, der jetzt vor ihrem Blicke liegt; wahrlich, gnädiger Herr, so schön haben die Bäume noch nie geblüht, wie heuer, man sieht vor Blüthe kein Blättchen mehr, im Saatfeld aber wallen schon die Aehren, daß sie

nur reif werden dürfen — traun, da darf man sich schon freuen im Mai, und eine Maienfahrt ist keine Sünde. Aber, gnädiger Herr, was sagt ihr dazu, daß eure Hintersaßen dießmal bei ihrer Maienfahrt hieher auf die Burg ziehen und unter der Linde den Maientanz halten wollen? — Wer hat es dem Bauernvolk erlaubt? fragte der Ritter mit bittrem Ton: Niemand, entgegnete Wunibald, aber mich haben die Bächlinger angegangen, bei euch darum anzuhalten, und ihr werdet es doch nicht abschlagen; auch würd' es euch wohl nicht schaden, wenn ihr die Freude mit ansehen würdet, denn ihr habt doch so wenig Freude im Leben. „Wohl — die Lust Anderer mehrt nur meinen Trübsinn — sag' ihnen, sie dürfen nicht kommen." Obgleich der Ritter auf solche Weise entschieden seinen Willen kund that, daß keine Maienfahrt nach der Burg geschehen dürfe, so ließ sich doch der gute Wunibald nicht abschrecken; er wiederholte noch einige Male seine dringende Bitte, und bestürmte so lang das Herz des Burgherrn, bis er endlich, wenn auch etwas unwillig, sagte: so mögen sie kommen! In der andern Stunde hatten die Hintersaßen im Thal von ihrem treuen Fürsprecher schon Bericht, daß es geschehen dürfe, was sie wünschen. — Nachmittags um die zwölfte Stunde versammelte sich Alt und Jung unter der Ortslinde. Alles war festlich angethan wie zu einem Kirchgange. Besonders hatten die Mägdlein und Jungfrauen allen Kleiderstaat zusammengesucht, den sie schon lange Zeit nimmer aus dem Behälter hervorgezogen hatten. Die

Jungfrauen bis zu den kleinsten Mägdlein von sieben Jahren trugen Schapeln von Rosen- und Goldbändern auf dem Kopf, und Blumenkränze in den Händen; auch die Knaben hatten reiche Schapeln aufgesetzt und schwangen Maienreiser. Als sämmtliche Bewohner um die Linde versammelt waren, wurde der Festzug geordnet, Knaben und Mägdlein stellten sich Paar und Paar. Den Zug eröffneten zwei Knaben, die besonders festlich angethan waren; sie trugen große seidene Fahnen, welche sonst bei kirchlichen Aufzügen durchs Ort und auf der Flur getragen worden. Die früh vollendete Burgfrau hatte beide Fahnen in die Kirche gestiftet, und mit eigener Hand in die eine Fahne ihr Familienwappen, in die andere das Wappen des Gemahls gestickt. Nach den Fahnenträgern folgte die Musik; es waren Jünglinge mit einem Dudelsack, Flöten, Posaunen und Hörnern. Hinter ihnen gingen zwölf Mägdlein in weißen Kleidern, die trugen Blumenkörbchen in der Hand; dann kam der ganze Zug, und zwar so, daß immer die kleinsten Kinder vorangingen.

Nachdem der Zug in Reih und Glied getreten war, gab der Schulmeister, welcher Alles geordnet hatte, ein Zeichen, und die Musik spielte eine heitere Weise zum Abzug. Jetzt erst, als der Zug die Linde verließ, und bergan stieg, sah man die Menge, welche sich versammelt hatte. So lange sich der Zug der Knaben und Mägdlein dehnte, so groß war der Troß der Erwachsenen, der sich hinten anschloß, und zum Theil zur Seite ging, ohne jedoch die Ordnung zu stören.

Niemand im ganzen Orte war zurückgeblieben, selbst Greise und alte Mütterchen verließen ihre Hütte, von der sie sich sonst selten trennten, und keuchten an ihrem Stabe hinter oder neben dem Zug her, der, so lange es steil den Berg hinanging, nur langsam einherzog, und da und dort einen kleinen Stillstand machte. Auf solche Weise bedurfte es lange Zeit, bis man oben ankam, und es war Keinem Leid, weder den Alten, noch den Jungen — denn so oft man einen Stillstand machte, konnte man sich umsehen, und an dem schönen Thale, seinen blumenreichen Wiesen und Feldern, sowie an den Gärten mit blüthenreichen Bäumen weiden. Endlich gelangte man auf der Fläche des Berges in der Nähe der Burg an. Mit Willen des Burgherrn — so Viel hatte der gute Wunibald bei seinem Herrn durch freundliche Bitte zuwege gebracht — war das Thor der Burg mit frischen Maien geziert, und ein Kranz von Moos, Epheu und Immergrün schlang sich über den Bogen des Portals. Als die Vordersten des Zugs den Burgherrn erblickten, der schon auf den Söller getreten war, um den Zug zu betrachten, begannen die Spielleute eine heitere Weise, die aber nur kurz dauerte, denn schnell fiel die ganze Jugend mit ihrem Gesang ein, und es klang aus Aller Mund der Größeren, wie der Kleinsten, die wonnigliche Weise:

Wohl auf grüßen
Wir den süßen
Mai, der büßen
Will des Winters Pein;

Der uns will bringen
Vöglein Singen,
Blumen Springen
Und der Sonne Schein.

Dann spielten die Jünglinge wieder, und so ging es fort mit Gesang und Musik, bis der Zug unter der großen Linde im Burghof angekommen war. Während der Zug sich im Kreise stellte, kam der Burgherr, begleitet von Wunibald, in den Hof herunter und der Linde zu, wo ein schöner Sitz für ihn bereitet war. Die Fahnenträger senkten vor ihm die Fahnen, die Mägdlein mit Blumenkörben bestreuten seinen Weg mit Blumen, und Andere, welche Kränze trugen, hingen dieselben an den Aesten der sich weit ausbreitenden Linde auf. Als Ritter Kunibert sich niedergelassen hatte, stellten sich die blühenden Fahnenjunker zu beiden Seiten des Sitzes und ließen die Fahnen lustig über dem Haupte des Burgherrn wehen. Bald gab der Führer der Jugend wieder ein Zeichen; die Knaben und Mägdlein erhoben die lustige Tanzweise:

Wohl auf ihr Mägdlein zart und fein,
Heran im süßen Maien!

und die ganze Menge fiel unter dem Klange der Flöten und Posaunen ein bei den Worten:

Im Maien am Reihen
Sich freuen Knaben und Mägdelein.

Und nun begann die rechte Freude unter dem Spiele der Flöten und Posaunen; Knaben und Mägdlein begannen zu tanzen auf dem mit Blumen bestreuten Boden rings um die Linde herum. Das war ein Gewimmel und Getümmel, wie schon lange Zeit nicht mehr in dem Burghof gewesen war. Je lärmender es zuging, desto mehr freute es den Burgherrn. So war ihm schon lange nimmer das Herz aufgegangen, das für die Freude beinahe verschlossen zu seyn schien. Darum ließ er sich auch heute besonders gnädig finden. Auf seinen Wink mußten die Diener große irdene Krüge mit Wein, und Körbe mit Brödchen herbeibringen. Wunibald machte den Mundschenk, und ließ den Becher mit edlem Wein fleißig unter den Kindern herumgehen. Als dies vorüber war, warf ein anderer Diener die Brödchen unter die Kinder; da gab es ein Gekrappel und Gezappel, das dem Burgherrn eben so viele Freude machte, wie das Tanzen selbst. Jedes der Kinder wollte sein Brödchen zuerst haben, und während sie hastig darnach griffen, purzelten die meisten auf den Boden, wo es bald so voll mit Kindern, wie mit Blumen lag. Doch kam keines zu kurz, denn wer auf dem Boden kein Brödchen erwischte, erhielt solches aus der Hand des Dieners, der noch einen kleinen Vorrath zurückbehalten hatte. Als diese stürmische Brodvertheilung vorüber war, und sich die sämmtlichen Kinder mit Speise und Trank erquickt hatten, ging der Tanz wieder an, an dem besonders die Mägdlein sich bei Weitem noch nicht ersättigt hat-

ten. Dießmal war es eine bessere Ordnung, als zuvor, denn die kleineren Kinder drängten sich noch nicht alle herbei, da manche noch mit dem Verzehren ihrer Brödlein beschäftigt waren. War es zuvor nur ein ungeordnetes Gewimmel, so stellten sich jetzt Paar und Paar hintereinander; ein Vortänzer mit seiner Tänzerin begann den Reihen, und nur 6 Paare tanzten auf einmal um die Linde; hatten 6 Paare die Runde gemacht, dann stellten sie sich außer dem Kreis, und der Vortänzer begann wieder mit 6 andern Paaren den Tanz. Mit sichtbarer Freude sah der Burgherr auf diesen wohlgeordneten Reihen; besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Vortänzerin. Es war ein Mägdlein von etwa 12 Jahren mit blühenden Wangen und langen blonden Zöpfchen. Keines unter allen den Tanzenden zeigte eine solche Fertigkeit im Tanzen, keines stellte den Fuß so niedlich, und hüpfte so leicht an der Hand des Tänzers wie dieses Mädchen — kurz, es war die beste und lieblichste Tänzerin unter allen, die versammelt waren; auch zeigte sich das Mädchen unermüdet, denn bei keinem einzigen Reihen hatte sie ausgesetzt. Ritter Kunibert verfolgte das Mädchen immer mit seinem Auge, und so oft es an ihm vorüberflog, wollte er es aufhalten, um es zu fragen, wem es angehöre, aber es gelang ihm lange nicht. Kaum hatte das Tanzen ein Ende erreicht, so winkte der Burgherr dem Mägdlein, das alsbald, aber schüchtern und mit verschämten Wangen, ihm nahe trat. Er faßte es bei der Hand und sprach: wem

gehörst du zu, mein Kind, und wie heißest du? Ich heiße Trudchen, und gehöre dem Ortsrichter von Bächlingen, antwortete das Mägdlein. Du bist eine schmucke Tänzerin, sprach der Burgherr weiter, so erbitte dir eine Gnade von mir, weil du deine Sache so gar brav gemacht hast. Das Mägdlein war verlegen und wollte lange nicht mit der Sprache heraus; es wandte sich zu einem alten Manne, der indessen sich genähert hatte und hinter ihm stand, und blickte ihn forschend an, gleichsam, als ob es fragen wollte, um was es den Burgherrn bitten müßte. Noch einmal faßte Ritter Kunibert das Mägdlein bei der Hand, zog es zu sich, und fragte: was wünschest du, daß ich dir es erfülle, du schmucke Tänzerin? Ein Kreis von Erwachsenen drängte sich herbei, und richtete sich mit gespannter Erwartung auf das Mädchen, um zu hören, um was es bitten würde. Trudchen sah eine Zeitlang vor sich hin, als ob sie sich besinnen wollte, dann sprach sie: weil ihr mir eine Gnade erlaubt, gnädiger Herr, so bitte ich euch, daß euch mein Vater dort von seinen Grundstücken fürder nicht den zehnten, sondern den dreißigsten Theil geben möge. Freundlich lächelte der alte Ortsrichter dem Mägdlein zu, als es so sprach, und klopfte ihm auf die Schulter; der Burgherr aber sprach: es sey dir verwilligt, mein Kind, um was du gebeten hast — die Grundstücke des Ortsrichters von Bächlingen sollen auf ewige Zeiten nur den dreißigsten geben. Jetzt trat Trudchen herzu und küßte dem Burgherrn ehrerbietig die Hand; dann nahte auch der alte

Mann und dankte dem Ritter für seine Gnade, die er um des Mägdleins willen ihm erzeigt. Wirklich war es auch kein Geringes, denn der Ortsrichter hatte sehr viele Grundstücke gerade unterhalb der Burg Katzenstein. Auf alle Umstehenden machte diese Gnadenerweisung des Burgherrn einen gar freudigen Eindruck. — Jetzt tanzen auch wir einen unsrem gnädigen Herrn zu Ehren, riefen die Erwachsenen, die einen Kreis um die Linde geschlossen und vor die Kinder sich gedrängt hatten. Und nun begann ein Tanzen und Springen, das noch länger dauerte, als bei den Kindern; Ritter Kunibert wurde so fröhlich und in Folge seiner Freude so gnädig, wie er es seit Mannsdenken nimmer gewesen war, und ließ nicht nur den Kindern noch einmal Wein und Brod auftragen, sondern er bewirthete auch die Erwachsenen, so daß Alte und Junge Alles hatten, was nur das Herz wünschen konnte. Das war ein lustiger Maientag, dergleichen noch keiner gehalten wurde, er endete erst, als die Sonne am Himmel sich neigte. Unter hellem Jubelsang verließen Alte und Junge den Burghof und zogen den Berg hinab, wenn auch nicht ganz in derselben Ordnung, wie man hinaufgekommen war, denn der kühle Trunk, den der Burgherr spendete, hatte den Alten recht warm gemacht. Nur zwei blieben noch im Burghof zurück nach dem Willen des Burgherrn, der alte Ortsrichter und Trudchen. Als es im Hofe ruhig war, wendete sich der Burgherr zu Trudchen, deren Gesichtszüge ihm gleich Anfangs aufgefallen waren — sag' mir, Trudchen, sprach er, wie

heißt deine Mutter? Gertrude, gnädiger Herr, antwortete das Mädchen. Und du wärest also die Tochter dieses alten Mannes? fragte er weiter. Nein, dem ist nicht also, gnädiger Herr, nahm der Ortsrichter das Wort — das Mägdlein heißt mich nur Vater, weil ich es schon Jahr und Tag bei mir habe — es ist aber das Kind meiner Base, die weit unten an der Jagst wohnt. Der Ritter fragte immer weiter; unbefangen antwortete Trudchen, bis er einem Geheimniß auf die Spur kam, das ihm der alte Mann zuletzt nicht mehr vorenthalten konnte; unter Zittern und Zagen gestand er Alles, was sich seit jener Stunde begeben hatte, da der Burgherr seinen Jähzorn über Gertrude ausgelassen hatte. Da wurde es dem Burgherrn weich ums Herz, er zog das Mägdlein an die Brust und küßte es innig; er, der selten geweint hatte, vergoß Thränen der innersten Rührung; er sprach aber kein Wort, denn, wenn das Herz von Gefühlen überfließt, finden wir keine Worte, um ihnen den Ausdruck zu geben — nur aufwärts blickte er zu dem, der die Geschicke der Menschen oft wunderbar leitet, und dessen Willen immerdar geschehen muß. Auch dem alten Ortsrichter liefen die hellen Zähren über die Wangen herunter. Nur Trudchen wußte nicht, was das Alles bedeutete, daß der so vornehme Herr sie ans Herz drückte und küßte, und der alte Vater helle Thränen vergoß. Aber bald wurde auch dem Mädchen das Räthsel gelöst. — Am anderen Tage nach der heiteren Maienfahrt der Bächlinger saß Gertrude vor ihrer Hausthüre zu Hohe-

bach, ein Kind hatte sie auf den Armen, und drei kleine Knaben spielten in ihrer Nähe. Eben war ihr Gatte nach Hause gekommen — er trug die Sense auf dem Rücken, und hatte auf der Wiese Gras gemäht. Das Kind auf dem Schooß der Mutter streckte freudig die Händlein gegen den Vater aus, und der schäckerte bald mit diesem, bald richtete er freundliche Worte an die Mutter. Auf einmal rief Gertrude, die eben in die Ferne sah: schau, dort herab an der Jagst kommt ja Trudchen und der alte Vetter von Bächlingen, und mit ihnen ein vornehmer Herr. Wildemar, von den Bewohnern des Dorfs nur der Edelbauer genannt, wandte sich um, und sah, woher die drei kamen. O Gott, rief er, der gleicht dem Ritter auf Katzenstein; sein hoher Wuchs und sein Gang ist es. Gott sey uns gnädig, rief Gertrud schreckensbleich — dein Vater sucht uns auf; sie wandte sich zitternd und bebend der Hausthüre zu, um sich in einen Schlupfwinkel zu verstecken. Bleibe, Gertrud, sagte Wildemar, der Vater kommt nicht im Zorn, sondern im Frieden, denn siehe, er führt Trudchen an der Hand. Bald waren die drei Gäste dem Hause nahe gekommen — Trudchen lief in die Umarmung des Vaters und der Mutter, und freute sich im Wiedersehen der ihrigen. Ein anderes war freilich das Wiedersehen zwischen dem Ritter und seinem Sohne. Auf wessen Seite das Unrecht war, wissen wir, aber auch der Sohn war nicht so gegen den Vater gewesen, wie es Pflicht war. Es gab gegenseitig abzubitten und zu bereuen, es floßen gegenseitig Thrä-

nen der Reue und der Wehmuth — die Liebe aber sühnet Alles aus. So auch hier. Der Ritter hebt die Söhnerin auf, die ihm zu Füßen gesunken, und sühnt durch eine väterliche Umarmung das Unrecht, welches er gegen sie geübt — jetzt erst erkennt er, daß auch ein niedrig geborenes Weib liebenswürdig seyn kann. Die Enkelinnen fassen Hände und Füße des vornehmen Herrn, der sich nun als ihr Großvater kund thut, und sie herzlich liebkoset; besonders Trudchen zeigt, daß sie Ansprüche an die Liebe des Großvaters habe, da er schon zuvor so freundlich mit ihr gethan. Fast hätte der Ritter von Katzenstein vergessen, heimzukehren, so wohl fühlte er sich in diesem ländlichen Familienkreise. Aber nach wenigen Stunden fuhr ein Wagen heran, mit prächtigen Rossen bespannt — so hatte es der treue Wunibald veranstaltet, der neben dem Wagen herging, und das Leibroß seines Herrn führte. Sohn und Söhnerin, sammt ihren Kindern groß und klein, wie sie gingen und standen, mußten nebst dem Ortsrichter von Bächlingen einsteigen; der Ritter aber saß auf das Roß, das Wunibald geführt hatte, und nun ging es der Burg Katzenstein zu. — Im kleinen Bauernhaus zu Hohebach war es auf einmal still und öd geworden, ein desto froheres Leben aber begann von nun auf der Burg über der Jagst. Ritter Kunibert fühlte sich, umgeben von den Seinigen, reicher, als er je gewesen war. Zum Andenken, daß ein Maientanz den Burgherrn zum glücklichen Vater gemacht hatte, wurde jedes Jahr, wenn man in Bächlingen Maienfahrt hielt, der

Maientanz bei der Linde auf der Burg gehalten, und auch Wildemar hielt es so, nachdem sein Vater zu den Vätern versammelt war. Jene Grundstücke aber, welche der Ortsrichter von Bächlingen besaß, geben bis auf den heutigen Tag nur den Dreißigsten.

XVII.

Burg und Stift Beutelspach.

Nahe am rebenumkränzten Remsthal, am Bache Beutel, liegt das stattliche Pfarrdorf Beutelspach, welches zunächst nach der Burg Wirtemberg für die Geschichte des Wirtembergischen Fürstenhauses die wichtigste Bedeutung hat. Ueber dem Dorf liegt eine Höhe, genannt der Kapellberg, wo vielleicht ursprünglich eine Wallfahrtskapelle gestanden. Hier stand vor Zeiten die Burg der edlen Herren von Beutelspach, die älteste Wiege des Wirtembergischen Fürstenhauses, denn sie stand lange vor der Burg auf dem Rothenberg. Sie ist ein Raub der Zerstörung geworden, aber noch zu den Zeiten des alten Verfassers der „Würtemberg'schen Stamms- und Namens-Quelle" M. Joh. Georg Walzen, im Jahr 1657 muß die Burg Beutelspach noch eine bedeutende Ruine gewesen seyn, sah man ja noch im Jahr 1784 auf dem Berge die Ueberbleibsel

eines sehr starken Thurms, an dessen Fundament ein zahmer Feigenbaum empor wuchs, welcher ohne einige Wart und Pflege die schönsten Früchte trug. Jetzt ist kein Stein mehr von dieser wichtigen Burg über der Erde zu finden, aber, wer sich die Mühe nehmen will, nachzugraben, der stößt da und dort auf Mauerreste. Wunderbar! gerade die wichtigsten Burgen unseres Vaterlandes sind bis auf den Grund ein Raub der Zerstörung geworden. — Wer hat zuerst eine Burg auf dem Kapellberg erbaut? Wer uns diese Frage beantwortet, der nennt uns zugleich den ältesten Stammherrn des Wirtembergischen Hauses, wenigstens von mütterlicher Seite. Der ehrliche Chronist M. Walz ist rüstig zur Hand, um die Frage zu lösen, und legt uns mit allen möglichen Beweisen voll Wahrscheinlichkeit, indem er sogar alte geschriebene Chroniken zu Zeugen anruft, die fast ausgemachte Wahrheit dar, daß ein gewisser Emmerichus, zu deutsch Emicho, weiland Feldhauptmann des Königs Klodwig, der in der Schlacht bei Zülpich (496) das Beste gethan, von seinem Herrn eine schöne Landschaft im Remsthal, unweit Waiblingen, der alten Gibellinen-Stadt, zum Geschenk erhalten, und über dem Flüßlein Beutel ein Schloß erbaut habe, das er Beutelspach nannte, und von dem er und seine Nachkommen sich sodann Herren von Beutelspach heißen. Auf ihn läßt er nun ein ganzes ununterbrochenes Geschlechtsregister folgen, in dem die Namen Emmerich noch zwei Mal vorkommen, aber zuletzt auch ein Ulrich, ein Albert, und ein Con-

rad erscheint. Wir nehmen uns keine Zeit, zu untersuchen, woher Walz seine Genealogie von Emmerich I. bis Heinrich, den Sohn Emmerichs III. (984), entnommen, denn das dürfen wir auch unsere neueren Geschichtsforscher nicht fragen, die den ehrlichen Walz und Consorten belachen, auch sie können nicht immer mit Siegel und Urkunde beweisen, wo die Namen der Herren stehen, die sie in ihre, auch oft selbst gemachten Genealogien, einführen. Wir halten uns an den letzten Namen Cunrad, und fassen mit diesem historischen Namen gewissen Fuß in der Geschichte. Cunrad ist der erste, der mit dem Namen von Beutelspach nach einem glaubwürdigen Berichte, dem Hirschauer Vergabungsbuch, erscheint, was schon der alte Chronist Nauklerus für eine gute Quelle anerkannt hat. Neben ihm ist Bruno, sein Bruder, der als Abt zu Hirschau im Jahr 1120 starb, und Luitgard, eine Schwester aufgeführt.

Wer der Vater dieser drei Geschwister von Beutelspach gewesen, ist nirgends überliefert, aber höchst wahrscheinlich war es Herr Adelbert von Beutelspach, der vielleicht von den Grafen von Calwe abstammen könnte, welche in Ulrich I. Grafen von Linz und Argengau, dem Bruder des berühmten Gerolds von Bussen, ihren ältesten Stammvater haben sollen. Wie kommt es aber, daß der genannte Cunrad von Beutelspach in demselben Vergabungsbuch von Hirschau auch Cunrad von Wirtemberg genannt wird? Demnach hätte er zu gleicher Zeit Beutelspach besessen und

auf Burg Wirtemberg gewohnt, und bald sich von Beutelspach, bald von Wirtemberg genannt. Der gelehrte Professor Haug in Tübingen und unser scharfsinniger Dr. Carl Pfaff, der Altmeister der Wirtembergischen Geschichte, behaupten aus triftigen Gründen, daß Cunrad von Beutelspach und Cunrad von Wirtemberg nicht eine und dieselbe Person, sondern Cunrad von Wirtemberg sei der Sohn Luitgards, wie auch wirklich im Hirschauer Buch ein solcher Cunrad als ihr Sohn genannt wird. Somit wäre der Knoten gelöst, aber der Schreiber des Hirschauer Buchs hat nach ihrer Ansicht einen Schreibfehler gemacht, indem er, wo er Luitgard, die Schwester Abt Bruno's, und Cunrads von Wirtemberg erwähnt, wie sie zwei goldene Armspangen zu einem Kelch dem Kloster Hirschau vermacht, hätte setzen sollen „die Mutter Cunrads von Wirtemberg." Wir lassen es dahin gestellt seyn, zu entscheiden, ob der Schreiber des alten Pergaments gefehlt, oder ob die beiden Gelehrten sich geirrt. — Wer der Gatte der Luitgarde von Beutelspach und der Vater dieses Cunrads von Wirtemberg gewesen, bleibt wieder unentschieden. Dr. Pfaff behauptet, es sey ein Graf Ulrich gewesen, der ebenfalls seinen Urahnherrn in dem schon genannten Ulrich I., Grafen im Linz- und Argengau, auch Stammvater der Grafen von Nellenburg-Böringen, habe. Das Alles sind — wenn auch scharfsinnige Untersuchungen — nur Vermuthungen; so Viel bleibt gewiß, daß die Herren von Beutelspach von mütterlicher Seite die Ahnherrn der Wirtemberger gewesen,

und Beutelspach somit mit Recht auch für eine Wiege des Wirtembergischen Fürstenhauses gilt. Cunrad von Beutelspach war wohl der Letzte seines Stammes; es gingen nun seine Besitzungen auf den Sohn seiner Schwester Luitgarde, Cunrad von Wirtemberg, über, mit dem in einem Sohn Ludwig die Reihe der Grafen von Wirtemberg beginnt und ununterbrochen fortdauert. Burg Beutelspach aber ist immer ein Wohnsitz geblieben, der den Grafen von Wirtemberg werth und theuer war. In diesem Sinne hat Graf Ulrich mit dem Daumen († 1263) das Stift zu Beutelspach von Neuem hergestellt und dotirt. Es war schon lange vorher, wie Graf Eberhard der Erlauchte es selbst ausgesprochen, schon längst von Vorfahren der Wirtemberger (denen von Beutelspach) gegründet, und wurde von Ulrich zur Grablege seines Geschlechts gewählt, wo er selbst begraben wurde. Dieses sogenannte Heiligkreuzstift erhielt im Jahr 1247 von Pabst Innocenz IV. die Erlaubniß, bei allgemeinem Interdikte Seelmessen lesen zu dürfen. Einer seiner Pröbste hieß Berthold, und kommt in den Jahren 1253, 1254, 1262 in Urkunden vor. Als Kaiser Heinrich VII. mit Graf Eberhard dem Erlauchten kriegte, zog das Reichsheer im Jahr 1312 gegen die Burgen des Grafen, gewannen und zerstörten sie. Wie die Burg Wirtemberg, so wurde auch das Schloß Beutelspach gebrochen, das durch Verrath in die Hände der Feinde gekommen war. Vor Allen wurde das Stift mit seinem ehrwürdigen Familiendenkmale schrecklich ver-

wüstet, denn die Feinde wollten Wirtemberg bis auf den Namen vertilgen. Da verlegte Graf Eberhard das Stift und das Erbbegräbniß des Hauses nach Stuttgart (1321).

Die Kirche des ehemaligen Stifts, welche durch einen unterirdischen Gang mit der Burg verbunden war, hat sich wenigstens in den ältesten Theilen der Ortskirche erhalten, denn es sind noch Steine mit grotesken Figuren an derselben vorhanden. Noch findet sich vor dem Altar eine uralte vertiefte Steinplatte, mit dem ältesten Wirtembergischen Wappen, drei Hirschgeweihen, deren jedes blos drei Zinken hat. Neben demselben findet sich auch auf einer alten Steinplatte ein Kelch von Erz eingegossen, und hinter dem Altar sind noch platte Figuren mit Innschriften, aber sehr verwischt, auf dem Boden zu schauen. Die Wände der Kirche sind bemalt, aber auch, wie wir es leider! so häufig finden, übertüncht. Neben der Kirche ist die ehemalige Gruft, die noch nicht ganz verschüttet ist — noch ein Zeuge der vandalischen Zerstörung durch Menschenhand.

Eine Sage über den Ausgang der Herren von Beutelspach möge hier stehen.

Der Letzte von Beutelspach.

Gegen das Ende des 11. Jahrhunderts wohnte Herr Conrad von Beutelspach, Gaugraf im Remsgau, auf dem Kapellberg. Frau Willeberg, aus dem

Hause der Grafen von Achalm, war seine Hausfrau. Das erste Kind, das sie ihm gebar, war ein liebliches Töchterlein. Der Graf soll nicht freudig gewesen seyn, als ihm die Mutter dieses Töchterlein zum ersten Mal in die Arme legte, denn er hatte sehnlich einen Knaben gewünscht, der ein Stammhalter seines Geschlechts hätte werden sollen. Das Töchterlein erhielt in der heiligen Taufe den Namen Adelheid, und blühte froh und wonnesam heran zur Freude der Mutter; und auch der Vater gewann das Töchterlein zuletzt lieb wegen seines lieblichen Wesens. Frau Willeberg gebar ihrem Gemahl hintereinander noch drei Knaben, aber alle starben in den ersten Wochen ihres Daseyns. — Mit Schmerz erkannte zuletzt Graf Conrad, daß ihm von Gott kein Sohn bestimmt sey, der seinen Stamm fortführe — er fügte sich in das Unvermeidliche des Schicksals, und von nun an wandte er alle seine Liebe seiner kleinen Adelheid zu, die durch ihr freundliches Wesen oft den Trübsinn seines Herzens verscheuchte, wenn er gedachte, daß er nun mit umgekehrtem Helm und Schild zu seinen Vätern fahren würde. Das war aber nicht sein einziger Kummer — das Töchterlein war kaum 7 Jahre alt, da verfiel es in ein gefährliches Siechthum, wo es dem Rande des Grabes nahe war. Jetzt erst fühlte der Vater, wie lieb das Töchterlein ihm gewesen war, als es da lag bleich und abgezehrt, als es seine sonst so regsamen Händlein kaum mehr rührte, und mit trüben Augen die lieben Eltern anblickte — da, in jenen für Vater-

und Mutterherz so bangen Stunden, that Frau Willeberg das heilige Gelübde, so Gott das Töchterlein vom augenscheinlichen Tode retten würde, wollte sie es dem Himmel weihen. Der Vater, der den Jammer nimmer mit ansehen konnte, war ab der Burg in's Thal geritten; dort an einsamer Stelle knieete er nieder, betete inbrünstig und that dasselbe Gelübde, das Willeberg gethan hatte. Seit jener Stunde wandte es sich bei dem Kinde zum Bessern; die zuvor trüben Augen wurden heller, auf seinen so blassen Wangen blühte wieder eine Röthe auf, seine Händchen bekamen wieder Leben, und nach wenigen Tagen hatte es so viele Kraft, um sich in seinem Bettlein von selbst aufzurichten und seine Spielsachen zur Hand zu nehmen. Als Adelheid wieder vollkommen genesen war, traf den Grafen ein neuer Kummer. Frau Willeberg legte sich auf's Krankenlager. In Folge des ununterbrochenen Nachtwachens am Bette des kranken Kindes hatte sie sich ein schleichendes Fieber zugezogen. Alle möglichen Mittel wurden zu ihrer Rettung angewendet; sie starb 8 Tage nachdem sie sich krank gelegt hatte. Tiefgebeugt ging Graf Conrad hinter ihrem Sarge, an der Hand das Töchterlein, welches heiße Thränen in das Grab der Mutter weinte, die in der Sorge für sein Leben ihr eigenes Leben geopfert hatte. Graf Conrad tröstete sich am Grabe seiner geliebten Hausfrau, denn das Töchterlein, das er an seiner Hand führte, war ja das Ebenbild der Seligvollendeten. Adelheid sollte auch in den Tugenden der Seele das

Ebenbild der Mutter werden, das war von nun an die einzige Sorge des verwittweten Grafen — und diese Sorge war auch nicht umsonst. In jedem Zuge des Gesichts, in jeder Bewegung war Adelheid ihrer Mutter gleich, sie wurde es auch in jeder Tugend des Herzens und des Geistes, wodurch die Mutter so liebenswürdig gewesen war, sie wurde es in ihrer liebevollen Gesinnung gegen Dürftige und Leidende, so wie in jenen Eigenschaften und Kenntnissen, wodurch die Mutter als Hausfrau so segensreich gewirkt hatte. Das Fräulein hatte kaum das zwölfte Jahr angetreten, so nahm sie schon die Schlüssel zur Hand, die bisher eine alte Dienerin des Hauses unter sich hatte — sie besorgte das Hauswesen, wie eine Erwachsene, bestellte die Küche und war des Vaters Koch und Truchseß, Mundschenk und Kellermeister in Einer Person. Der Vater aß Nichts, was seine liebe Tochter nicht selbst gekocht hatte — sie bereitete Wildpret und Fische, wie die Mutter solches bereitet hatte — er trank keinen Wein, den nicht Adelheid vom Keller geholt hatte und in seinem Lieblingsbecher kredenzte, aus dem einst seine selige Willeberg getrunken hatte. Wie oft gedachte Graf Conrad, wie Gott es doch so liebend vorgesehen hatte, daß er ihm eine Tochter gegeben, die jetzt durch Sorge und Pflege die Stelle einer liebenden Hausfrau bei ihm vertrat.

Oft sprach er die Worte aus: „Gottes Wille ist immer der beste." — Er drückte seine Adelheid an's Herz und fühlte sich reich in dem Besitz der guten

Tochter, die, jemehr sie an Jahren zunahm, umsichtiger und thätiger im Hauswesen wurde, und in der Liebe und Anhänglichkeit gegen den Vater doch immer ein Kind zu bleiben schien. So trat sie in das fünfzehnte Jahr, ohne daß sie die Welt außerhalb der Burg kennen gelernt hatte. Auf die Burg des Vaters kam Niemand, ausser der Oheim, Graf Emicho auf Burg Wirtemberg, der seine beiden Söhne und seine Tochter Luitgarde mit sich brachte. Diese drei waren ihr einziger Umgang, ihre einzigen Gespielen, — das war die ganze Welt, die sie kannte. Diese drei suchte sie wieder auf ihrer Burg heim, und das war dann der einzige Ort, auf dem sie sich heimisch fühlte, wenn sie mit ihrem Vater je einmal auswärts kam. Ausser ihrem Oheim und ihren beiden Vettern gab es keine Männer in der Welt, gegen die das holdselige Fräulein von Beutelspach besonders freundlich und liebevoll war; nur gegen sie trug sie eine Gesinnung, die derjenigen ähnlich war, welche sie ihrem Vater von ganzer Seele, von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe weihte. Wer hätte glauben sollen, daß es in ihrem Herzen je anders hätte werden können? daß bald ein Fremdling einen Platz neben dem Vater gewänne im Herzen der allein für den Vater lebenden Tochter?

Eines Abends saß Adelheid ganz allein bei ihrem Vater; sie drehte fleißig die Spindel, während sich Graf Conrad nach den Mühen der Jagd im Lehnstuhl gütlich that. Eben hörte Adelheid aufmerksam dem

Vater zu, der über das Ergebniß der Jagd berichtete, welche der Oheim auf Wirtemberg mit seinen Söhnen, so wie viele Herren der Umgegend, ja sogar Grafen und Ritter aus dem fernen Schwarzwald mitgemacht; denn es galt eine Hetze auf eine Schaar Bären und Wölfe, die sich vom Schwarzwald herüber in die Schluchten des Welzheimer Waldes gezogen hatten. Graf Conrad hatte seinen Bericht noch nicht geendet, da hörte man das Horn des Thorwächters; bald darauf trat der Leibknappe des Grafen mit der Meldung ein: vor dem Thor sey eine Schaar Leute angekommen mit einem jungen Ritter, der auf der Jagd verunglückt sey; ob man sie einlassen solle? Sogleich, befahl der Graf — denn es wäre das erste Mal, daß ich einen Hülfsbedürftigen von meinem Thore gewiesen hätte. Das wird wohl einer von den Junkherrn seyn, fuhr er fort zu seiner Tochter, welche an der Jagd nicht genug kriegen können, bis sie ihren Rest davon tragen: aber jetzt Adelheid, laß das Spinnen, und bestelle die Küche, denn die Leute, welche den Junkherrn bringen, werden hungrig seyn. Richt' ein Stüblein zu und laß es wärmen; auch schaffe Linnen und Pflaster herbei, daß es an Nichts fehle, denn eilige Hülfe ist die rechte Hülfe. Während Adelheid ging, um nach dem Befehl des Vaters zu thun, stand auch er auf, um die nöthigen Anordnungen zu Unterbringung des angekündigten Gasts zu treffen. Gerade trug man diesen zum Thore herein, als Graf Conrad in den Hof hinabkam. Auf einer Bahre von Eichen-

zweigen trugen vier Jäger einen Junkherrn in reichem Jagdanzug. Bis über die Füße war er mit Decken überlegt, um sein Haupt waren Tücher gebunden, so daß es fast ganz bedeckt war, doch konnte man so viel erkennen, daß es ein schönes blühendes Antlitz war, auf dem wohl die Röthe der Jugend noch kurz zuvor brannte, aber jetzt war es todtenfahl. Um Gott! rief Graf Conrad, als er in das Angesicht des Junkherrn schaute — das ist ja der Sohn meines — Ja, Eures Feindes, sagte der Verwundete mit schwacher Stimme, und doch hoffe ich, bei Euch ein Plätzlein zu finden, wo ich ruhig sterben kann. Davon ist jetzt noch nicht die Rede, Junkherr, sagte Graf Conrad mit liebreicher Stimme — wenn Ihr nicht gar zerfetzt seyd, wird Euch mein alter Leibarzt schon wieder zusammenflicken, und meine Salben und Pflaster werden auch ihren Dienst thun wie immer. Jetzt erst erfuhr Graf Conrad, was sich begeben hatte. Wie er vermuthet hatte, so war es auch geschehen. Die Junkherrn, welche an der Jagd Theil nahmen, waren zu hitzig im Verfolgen der Bären, während die älteren Herren sich bald zurückzogen. Einer der heftigsten Verfolger war der edle Jüngling, den sie eben auf der Bahre brachten. Als er die Bolzen seiner Armbrust auf einen gewaltigen Bären verschossen hatte, daß er gleich einem Igel umspickt war, warf er seinen Jagdspeer nach ihm; aber dieser fehlte. Da wendete sich der Bär gegen den Jäger, riß ihn mit seinen Tatzen vom Pferde, und machte sich schon über ihn her, als eine

sichere Beute. Unter dem Bären liegend fanden die Nachfolgenden den Jüngling — noch zu rechter Zeit, denn eben fuhr er mit seinen Tatzen gegen das Haupt des unten Liegenden. Ein kräftiger Speerwurf traf den Bären bis ins Herz, und rettete den Jüngling. Hart verwundet an Haupt und Füßen luden sie den halb Ohnmächtigen auf eine Bahre, und trugen ihn einer Burg zu, die am nächsten lag.

Eine bessere Herberge hätte man für den Kranken nicht finden können. In einem Stüblein, das an das Schlafgemach des Grafen stieß, wurde der Jüngling untergebracht; gar wohlthuend war dem Kranken die Wärme, die ihm entgegenkam, denn er zitterte vor Fieberfrost. Das Erste, was geschah, war, daß seine Wunden untersucht wurden. Es war ein trauriger Erfund. An seinem linken Fuß war Wunde an Wunde, denn da hatte der Bär seine Krallen tief eingeschlagen; sein Haupt aber blutete auf allen Seiten, denn er war auf felsigen Boden mit demselben aufgefallen, als er vom Pferde gerissen war. Als die Wunden sammt dem Haupt ausgewaschen waren, wurde Linnen mit Oel gefeuchtet und umgeschlagen. Erst, nachdem dieses Mittel schmerzstillend gewirkt hatte, wurden Pflaster und Salben aufgelegt.

Der alte Leupold, Wildmeister und Leibarzt des Grafen in Einer Person, widmete sich ganz der Pflege des Kranken. Zwei Drittheile seiner langen Laufbahn hatte er im Walde zugebracht, und bei einem Klausner, bei dem er oft einkehrte, die Kräuter- und Heil-

kunde kennen gelernt. Er kam nie vom Lager des Junkherrn — also war es der Wille des Grafen — Tag und Nacht war er um ihn beschäftigt, und das dauerte mehr als vierzehn volle Tage. Da ermattete die Kraft des alten Mannes — oft, wenn er Nächte hindurch gewacht hatte, übermannte ihn beim hellen Tag der Schlaf, er setzte sich in den Lehnstuhl und hielt sein Schlafstündlein. Doch wurde indessen der Kranke nicht versäumt, denn der alte Leupold hatte eine thätige Handlangerin gewonnen, die indessen den Kranken besorgte. Das war Adelheid, die Tochter des Hauses, die bisher dem alten Leupold treulich abgesehen hatte, wie er den Verband vom Haupte des Kranken nahm, die Wunden mit Linnen trocknete, und wieder frische Salbe auflegte. Darum durfte Adelheid und Niemand anders als sie Leupolds Stellvertreterin werden und des Kranken in solchen Stunden warten. Bei solcher Pflege von Zweien, besonders eines so sorgsamen Fräuleins, wie Adelheid, mußte die Heilung des Kranken von Statten gehen, und wir wundern uns nicht, daß das Wort des Burgherrn in Erfüllung ging: seine Salben und Pflaster thaten gute Dienste, ja sie übten beinahe Wunder an dem Gaste. Ehe der Frühling seine Boten sandte, konnte er das Krankenlager verlassen, und er saß am Tische des edlen Hausherrn, wo Adelheid mit rosigen Lippen ihm den Becher bot, und ihn würzte mit freundlichem Blicke. Als die Büsche und Hecken blühten, und die Bäume sich zur Blüthe entfalteten, da beurlaubte sich der edle Jüng-

ling von seinem biederen Gastfreund, und dankte ihm für all das Gute, das er ihm gethan hatte seit zwei Monaten. — Der Graf drückte ihm herzlich die Hand zum Abschied, als er aber dem Fräulein die Hand reichte zum Lebewohl und Worte des Dankes sprechen wollte, da stotterte er, und seine Hand zitterte in der ihrigen. Fahrt wohl, sagte Adelheid, mit Thränen in den Augen, die sie mit aller Mühe nicht verbergen konnte — fahrt wohl, und gedenket auch zuweilen an die Burg auf dem Kappelberg. Ja, er vergaß sie nie — wie gerne wäre er wiedergekehrt, ehe er noch recht sein Pferd, das sich bisher im Stalle des Burgherrn heimisch gefühlt hatte, über die Zugbrücke traben ließ — wie gern hätte er noch einmal den Schmerz der Wunden getragen, und von Neuem angefangen, krank zu seyn. Ja er vergaß nie die Burg auf dem Kappelberg und ihre freundlichen Bewohner. Nur an sie denkend, ritt er, begleitet von dem alten Leupold, den Burgweg hinab, und hörte nicht auf den Gesang der Vögelein, der von den grünenden Bäumen erklang, daß es vom Berge wiederhallte. Er ritt der Burg Wirtemberg zu; unten beim Dörflein Uhlbach schied sein alter Leibarzt von ihm, und von nun an waren die Junkherren von Wirtemberg, Bruno und Conrad, seine Begleiter. Sie hatten ihn oft an seinem Schmerzenslager auf der Burg des Oheims besucht, und waren innige Freunde des edlen Jünglings geworden. Die begleiteten ihn nun bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, dessen dunkle Waldung ihn aufnahm. Ehe

er schied, versprach er den beiden Brüdern, sie bald wieder auf Burg Wirtemberg heimzusuchen.

Der edle Junkherr hielt sein Wort; noch nicht war der Frühling vorüber, so stellte er sich wieder auf Burg Wirtemberg ein und begrüßte seine jugendlichen Freunde. Aber wie freudig wurde er überrascht, als kurz nach seiner Ankunft zwei Fräulein in das Gemach traten, um den Gast zu bewillkommen — die eine war Luitgarde, die andere, das Fräulein vom Kappelberge, die eben auf Besuch bei ihren Verwandten auf Wirtemberg war. Auf ein freudiges Wiedersehen Beider folgte wieder ein Abschied, und der war noch bitterer, als der erste auf der Burg des Vaters, denn hier vor den Augen einer liebenden Freundin durfte Adelheid ihre Gefühle weniger verhehlen, als vor den Augen eines strengen Vaters. Der Junkherr ging und kam wieder, als es schon der fröhlichen Weinlese entgegenging. War es Zufall oder Zug des Herzens, auch Adelheid war wieder bei ihrer Freundin Luitgarde, und sah den theuren Freund wieder, bei dem ihre Gedanken oft verweilt hatten. Was Beide schon längst für einander fühlten, konnte kein Geheimniß mehr bleiben — der Bund der Seelen schloß sich — in der Burgkapelle zu Wirtemberg wurde der Bund bestätigt — an den Stufen des Altars gelobte der Jüngling ewige Treue dem Fräulein von dem Kappelberge, und sie ihm hinwiederum. Nur Luitgarde, die treue Seele, war Zeuge ihrer heiligen Schwüre. Ach! daß der Segen des Vaters nicht mit diesem Bunde war!

Lange blieb dieser Bund der Herzen ein Geheimniß vor dem Vater des Fräuleins; war es ja selbst unter den Bewohnern der Burg Wirtemberg nie bekannt geworden, was in der Kapelle vorgegangen war. Nur so viel merkte Jedmänniglich, daß der Junkherr vom Schwarzwald öfter sich einfand, als früher, und daß Fräulein Adelheid öfter als sonst ihre Verwandtin Luitgarde heimsuchte. Letzteres war besonders dem Grafen von Beutelspach aufgefallen, denn früher hatte seine Tochter nur selten ihn allein gelassen. Bald erfuhr er von den häufig wiederkehrenden Besuchen des Junkherrn vom Schwarzwald, und nun konnte er wohl vermuthen, warum Adelheid häufiger als je ihre Gespielin Luitgarde heimsuchte. Schon beim Abschied des Junkherrn aus seinem Hause hatte er gesehen, was er für einen schmerzlichen Eindruck auf das Herz der Tochter gemacht hatte; er hatte es für ein vorübergehendes Gefühl gehalten, aber leider mußte er jetzt einer andern Ansicht werden.

Eines Tages — es war unmittelbar, nachdem Adelheid von einem Besuch auf Wirtemberg zurückgekehrt war, stellte sie der Vater zu Rede. Adelheid, die nie mit einem Worte ihren Vater belogen hatte, gestand, nachdem er sie ausgeforscht hatte, daß sie dort den Junkherrn gesehen, ja sie gestand, daß sie ihn schon öfter auf Burg Wirtemberg gesehen und gesprochen habe, aber immer nur unter den Augen ihrer Freundin Luitgarde. Nur noch wenige Fragen aus dem Munde des Vaters mit forschendem Blicke waren

nöthig, und er hatte seiner Tochter das Geheimniß ihrer Liebe zu dem Junkherrn entlockt. Adelheid glaubte, daß dieses Gefühl kein Unrecht gegen den Vater wäre, denn sie hatte ihn fortwährend so treu und innig geliebt, wie in ihren Kinderjahren, wenn auch die Liebe zu einem Fremden in ihrem Herzen Raum gewonnen hatte. Jetzt erst erkannte sie, daß sie ein Unrecht begangen hatte, als der Vater, mehr mit schmerzlichem, als erbittertem Blicke zu ihr sprach: „Adelheid, meine einzige Tochter, mein einziger Trost, warum muß Deine Liebe dem Sohne meines Feindes werden? Du kannst nie, nie die Seine werden." Weiter sprach er nicht; er wandte sich ab von seiner Tochter mit thränendem Auge und ging in ein anderes Gemach, um sich seinem schmerzlichen Gefühl zu überlassen, um sich selbst anzuklagen, daß er einst ein so unbesonnenes Gelübde abgelegt hatte.

Hätte Graf Conrad mit seiner Tochter hart geredet, hätte er ihr bittere Vorwürfe gemacht, es hätte ihrem Herzen wehe gethan, aber jene Worte, die er eher mit Wehmuth, als mit Bitterkeit gesprochen hatte, gingen ihr noch tiefer. Einen solchen Schmerz hatte sie noch nie gefühlt, wie heute; sie hätte vergehen mögen vor Herzeleid, und ob sie auch in Thränen zerfloß, es wurde ihrem Herzen nicht leichter. Sie wollte ihrem Vater nachgehen und Alles gestehen, auch den Schwur in der Kapelle. Was wäre es gewesen? Sie hätte den ohnedies schon tiefbetrübten Vater noch tiefer ge-

beugt. Sie besann sich lange, ob sie es thun sollte — doch sie kam nicht dazu.

Seit jener Stunde, da es zu einem so schmerzlichen Auftritt gekommen war, verließ Adelheid nie mehr die Burg, sie wich nimmer von der Seite ihres Vaters. Luitgarde, die treue Freundin, welche sie in dieser Zeit auf dem Kappelberg heimsuchte, war die einzige, der sie anvertraute, was indessen geschehen war; durch sie ließ sie dem Mann ihrer ersten Liebe ein Lebewohl sagen. Ihr Mund sprach es, ob es aber auch aus dem Herzen kam? — Dennoch war es ihr ernster, fester Wille, dieser ihrer Liebe zu entsagen, die gegen den Willen des Vaters war. Wie leicht ist ein Entschluß gefaßt, aber wie schwer kommt er oft zur Ausführung! Von nun an war ein immerwährender Kampf im Herzen des Fräuleins: die Pflicht der Tochter kämpfte mit dem Gefühle der Liebe. Adelheid suchte zu verbergen, welcher Kampf in ihrem Innern vorging, aber es war nur zu sichtbar vor Aller Augen. Das zuvor lebensvolle heitere Fräulein wurde still und düster, das Roth ihrer Wangen verschwand — sie glich eher einer verblühten Jungfrau, als einem Fräulein von 16 Jahren — sie wandelte in den Gemächern der Burg, wie eine Nonne in den öden Gängen des Klosters, in das sie wider ihren Willen verschlossen worden. Mit Wehmuth sah es der Vater, aber, wenn er auch wußte, was die Veranlassung dieses traurigen Zustands seiner einzigen Tochter war, er konnte ihr keinen Trost geben; er konnte sein Wort nicht zurücknehmen, denn

das Gelübde, das er einst mit seiner seligen Hausfrau gethan hatte, konnte er nicht brechen.

Sonst hatte der Graf seine meiste Zeit auf seiner Burg zugebracht, der Umgang mit seinem Kinde war alle seine Freude — im höchsten Falle, daß er von Zeit zu Zeit einer Jagd beiwohnte — seit bei seiner Adelheid ein so gar düsterer Gemüthszustand eintrat, und sie mehr wie ein Geist als ein lebendes Wesen in seiner Nähe wandelte, war er unfroh in seiner Burg, und ritt manchmal hinüber zu seinem Bruder gen Wirtemberg, oder zu einem andern Herrn der Gegend, und suchte sich seine Zeit zu vertreiben. Einsmals, es war an einem Winterabend, weilte er länger bei einem seiner Nachbarn, als er gewohnt war. Es war schon späte Nacht, als er, von seinem alten Diener Leupold begleitet, nach Hause ritt; der Rückweg führte ihn über die Rems, die schon seit mehreren Tagen überfroren war. Nur ein schmales Brücklein führte über dieselbe, darum zog er es vor, über das Eis zu reiten. Er that es, trotz der Einrede von Seiten Leupold's, der, und zwar nicht mit Unrecht, vermuthete, daß das Eis noch schwach wäre. Aber, siehe da! Graf Conrad war noch nicht in der Mitte der Strömung, da brach das Eis, und das Pferd sank unter, so daß sein Reiter bis über den Unterleib einsank; Leupold ritt ihm nach und zog das Pferd am Zaume hinüber. Er kam mit ihm ans Ufer, aber Graf Conrad zitterte und bebte vor Frost. Er erreichte noch seine Burg, aber kaum war er abgestiegen,

so schüttelte es ihn im Fieberfrost. Schnell brachte man ihn zu Bette, um ihn zu erwärmen, denn er hatte sich im eiskalten Wasser eine Erkältung zugezogen. Adelheid kam nimmer vom Krankenlager des Vaters, und besorgte ihn ganz allein nach der Anweisung des heilkundigen Leupold's. Der wendete alle Mittel an, und bot seine ganze Kraft auf, aber dießmal war es umsonst. Die Krankheit nahm überhand, Graf Conrad fühlte bald, daß sein Stündlein kommen werde. Es war auch näher, als er es glaubte. Er fiel aus einem Fieber in das andere — oft redete er im Fiebertraume, während Adelheid an seinem Bette saß. Er nannte den Namen seiner seligen Hausfrau, und ein Lächeln verbreitete sich über sein Angesicht; er rief den Namen seiner Tochter, und ein schmerzliches Gefühl wurde in seinem Blicke sichtbar. Es war am Abend des dritten Tages, als er aus einem solchen Fiebertraume erwachte, der ihn über die Maßen geschwächt hatte. Adelheid! rief er, indem er sich rascher als je aufrichtete — Adelheid, meine einzige Tochter! Was wollt ihr, lieber Vater, sprach Adelheid schluchzend, denn sie sah an dem bleichen Antlitz, an dem trüben Blicke seiner Augen, daß sie ihren Vater nimmer lange besitzen werde. Gieb mir Deine Hand, liebes Kind, rief er, und versprich mir, meinen Willen zu erfüllen, wenn ich nicht mehr bin. Ich will's, erwiederte Adelheid, indem sie ihm ihre Hand reichte. So versprich mir, dem Manne Deiner ersten Liebe zu entsagen, denn er ist der Sohn eines Mannes, der mich einst bitter

beleidigte. Hab' ich es nicht gethan, lieber Vater, sagte Adelheid — ich habe ihn seit jener Stunde nimmer gesehen — aber warum soll er den Haß entgelten, den Ihr gegen seinen Vater traget? habt Ihr ihm nicht alle Liebe erzeigt, als er nach Hülfe bedürftig zu Euch gebracht wurde? Wohl, ich habe ihn nie gehaßt, sprach Graf Conrad, ob er gleich mir wehe gethan, daß er Deine Liebe mir gestohlen, und mit Undank meine Gastfreundschaft gelohnt hat. Ach mein Vater, schluchzte Adelheid, er hat die Liebe eurer Tochter nicht erschlichen, mein Herz hat sich selbst ihm zugewandt, weil ich ihn für einen edlen Mann erkannt habe. So, rief Graf Conrad, und man sah, daß er im Innersten bewegt war — er hat Deine Neigung nicht erschlichen, es ist Deine eigene Schwachheit gewesen? so kann ich ihn nicht hassen — doch kannst Du nie die Seine werden — gelob' es mir feierlich, meine Tochter, daß Du ihm auf immer entsagen willst — er faßte ihre Hand, indem er alle Kraft zusammennahm, und erhob sie in der seinigen — gelobe mir, rief er heftig, als Adelheid noch zauderte, gelobe mir, daß Du nie die Gattin eines Mannes werden wollest, denn ich und Deine Mutter haben Dich — Graf Conrad konnte seine Rede nimmer vollbringen; er sank auf sein Lager zurück und sprach nimmer. Weinend warf sich Adelheid über den Sterbenden: ich will es geloben, rief sie, ich will es geloben! — aber der Vater hörte nimmer den Schwur der Tochter, nur sein brechendes Auge war auf sie gerichtet. Ach! daß

Adelheid den Schwur nicht hielt, den sie so spät geschworen!

Nur wenige Wochen waren vorüber, nachdem Graf Conrad zu seinen Vätern versammelt war, so fand sich ein Gast auf der Burg ein, den Adelheid schon lange nimmer gesehen hatte. Er kam in Begleitung des Grafen Emicho und seiner beiden Söhne — es war der Junkherr vom Schwarzwald, der jetzt öffentlich und ungescheut um ihre Hand warb. So lange der Graf Conrad am Leben war, hatte er es nicht gewagt, auf die Burg zu kommen, zumal, nachdem Luitgarde ihm bedeutet hatte, wie mißfällig das Geständniß der Tochter von dem Vater aufgenommen worden war, ja er hatte seitdem nicht einmal mehr die Burg Wirtemberg heimgesucht. Wie nahm aber Adelheid die Werbung des jungen Ritters auf, der, seit sie ihn nicht mehr gesehen, noch männlich schöner geworden war? Sie sprach Anfangs Nein — und wies auf das schwarze Kleid, das sie noch trug in der Trauer um den geliebten Vater. Endlich gab sie dem Zureden des Oheims und ihren beiden Vettern nach und wollte es bedenken. Ihr Herz bedurfte keiner langen Bedenkzeit — der liebevolle Blick des treugebliebenen Geliebten hatte in ihrem Herzen die alte noch frühere Liebe wieder rege gemacht, welche nur zurückgedrängt war, aber nie ganz aufgehört hatte. Adelheid vergaß ihres Schwurs, den sie vor dem schon geschiedenen Vater gethan. Ehe der Junkherr vom Schwarzwald mit seinen Begleitern die Burg verließ,

erhielt er des Fräuleins Jawort, und als er nach zween Monaten wiederkehrte, wurde Adelheid von Beutelspach sein eheliches Gemahl.

Adelheid war eine glückliche Gattin, das Glück ihrer Ehe wurde erhöht, als sie ihrem Gemahl verkündete, daß sie sich Mutter fühle. Ach, daß dieses Glück nur kurze Zeit dauerte. Sie ging schon im achten Monate, da äußerte sie gegen ihren Gemahl den Wunsch, sie möchte ihre Verwandte Luitgarde auf Wirtemberg wiedersehen. Nie hatte er ihr einen Wunsch versagt, auch dießmal willfahrte er seiner Gemahlin. Er wollte sie selbst auf Burg Wirtemberg begleiten, und auf diesem Wege zugleich eine Besitzung besuchen, die ihm sein Vater erst in jüngster Zeit abgetreten hatte. Leupold, der alte Diener des Grafen Conrad, den Adelheid von der elterlichen Burg mit sich genommen hatte, war der einzige Begleiter des Ehepaars. Als sie nahe dem Ort ritten, den Adelheid mit ihrem Gatten zum ersten Mal besuchen wollte, rief Leupold: gnädiger Herr! das ist ja der Ort, ob dem sich zwischen meinem seligen Herrn und eurem Herrn Vater eine Feindschaft erhoben, daß sie nie mehr einander gut geworden, denn Jeder glaubte ein Recht darauf zu haben. Sie ritten weiter vorwärts, bis sie die erste Hütte des Hofs erblickten — der geschwätzige Alte fuhr fort in seiner Rede, indem er sich zu Frau Adelheid wandte: hieher ritt ich mit Eurem Vater selig, damals, als Ihr noch ein Kind todtkrank gewesen seyd, und dort an der Linde stieg er vom Pferde, streckte die Arme gen

Himmel, um Eure Genesung flehend, und da hat er vor meinen Ohren das Gelübde gethan, er wolle Euch dem Himmel weihen, aber — der Mensch denkt's und Gott lenkt's — wär' auch Schade gewesen, wenn Ihr eine Nonne geworden wäret. O Gott, rief Frau Adelheid, ehe noch Leupold ganz ausgesprochen, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Mit diesen Worten sank sie todtbleich ihrem Gemahl in die Arme, der dicht neben ihr ritt. Man war an der Linde angekommen: Leupold sprang vom Pferd und nahm die Todtschwache aus dem Arme seines Herrn, und legte sie sanft im Moos der Linde nieder. Lauf', was Du laufen kannst, rief der Ritter dem Alten zu, und hole Wasser aus jener Hütte. Der Alte trippelte von dannen, während Adelheid in des Gemahls Schooß lag — sich kreisend und wendend in Geburtswehen. Der Alte verzog, da sprach Adelheid mit schwacher Stimme: hol' Du mir einen Trunk Wasser, mein Lieber. Er ging, suchte ein Bächlein auf, füllte damit seine Jagdflasche und eilte der Gemahlin zu. Während er ein Bächlein aufsuchte, gebar Adelheid ohne Hülfe einer Wehmutter. Als der Gemahl den Labetrunk herbeibrachte, hielt sie ihm ein liebliches Mägdlein entgegen. Er nahm es freudig in seine Arme; es war das Ebenbild seiner Mutter. Gott lohn' Dir deine Treue! sagte Adelheid, und sie blickte liebevoll den Gemahl an, aber Todtenbläße überzog auf einmal ihr Angesicht — ich sterbe — ihre Stimme wurde immer schwächer — lebe wohl mein Geliebter — sie bot ihm die Hand mit schon brechen=

dem Auge — dort auf Wirtemberg mein Grab in der Ka —. Sie konnte das Wort nimmer aussprechen, neigte ihr Haupt an die Brust des Gemahls, der mit der Rechten sie umschlungen hielt, während er das Töchterlein mit dem linken Arm an sich drückte — und entschlief zu einem bessern Leben. Mutter und Kind in den Armen haltend, und im stummen Schmerz fand Leupold seinen Herrn. Mit ihm kamen die Bewohner der Hütte. Man brachte Alle, Vater, Mutter und Kind, in die Hütte. Erst dort erwachte der fast Leblose, und goß seinen heißen Schmerz in Thränen aus. Noch an demselben Tage wurde Adelheids Leiche auf die nicht ferne Burg Wirtemberg geführt. Luitgarde, die treue Freundin, die so lang nach der Geliebten sich gesehnt hatte, sah sie wieder, aber es war ein schmerzliches Wiedersehen. Am dritten Tage wurde Adelheid eingesenkt, wie es ihr letzter Wille gewesen — an dem Orte, da sie den Bund geschlossen, bei dem des Vaters Segen nicht gewesen.

XVIII.

Ruine Montfort (Langenargen)

am Bodensee.

Eine der schönsten Ruinen am herrlichen Bodensee ist Langenargen, das man sonst auch Schloß Montfort nennt nach seinem Erbauer, dem Grafen Wilhelm von Montfort. Die Schloßruine liegt äußerst malerisch auf einer Insel im See, genannt Argen, die jedoch längst durch einen Damm, welcher beim Abbruch des Schlosses durch den Schutt gebildet wurde, mit dem Orte Langenargen verbunden ist. Da das Land, vor dem die kleine Insel liegt, hier eine starke Ausbeugung in den See macht, und Langenargen fast in der Mitte am oberen See liegt, so bildet die Ruine einen Aussichtspunkt, der unstreitig den ersten Rang am Bodensee einnimmt. In seiner größten Breite dehnt sich der See vor dem Blicke aus, und kann von dem einen Ende bis zum andern überschaut werden, was auf dem Standpunkt Friedrichshafen weniger der Fall ist. In duftiger Ferne erblickt man bei heiterer Witterung jenseits die schönen Schweizerufer mit ihren herrlichen Städten und Dörfern, mit ihren Schlössern und Burgen, in ihrem Rücken erheben sich die grünen Vorberge von Appenzell und St. Gallen, hinter ihnen der hohe Säntis, und sofort die entfernteren Alpenketten mit ihren ewig beschneiten Häuptern. Wie durch seine rei-

zende Lage, so ist das Schloß auch durch seine Geschichte merkwürdig. Seine Ruinen führen den Beschauer mit Einem Blick von einem Zeitabschnitt in den andern zurück. Während mitten in den Ruinen und selbst als Ruine die Schale des in späterer Zeit erst erbauten Schlosses sich erhebt, weist ein andrer auf eine altdeutsche Burg und Veste des Mittelalters, ein dritter aber noch auf ein Römisches Bauwerk. Wie Bregenz, Lindau und Wasserburg, so war auch die Insel Argen einst einer der festen Punkte, auf welchen die Römer festen Fuß gefaßt haben, und es sollen hier lange noch zwei mächtige Thürme gestanden haben, die man für ein Römerwerk erkannte. Auf dem Grund dieser römischen Befestigung wurde später eine deutsche Burg gesetzt. Aber auch sie unterlag den Stürmen der Zeit. Es ist lange von keiner Burg Langenargen mehr die Rede, bis Graf Wilhelm von Montfort, welcher als Statthalter und Hauptmann Kaiser Ludwigs des Baiers in Mailand groß Gut in die Heimath gebracht hatte, auf den Grund der alten, fast zerstörten Burg in den Jahren 1332—1343 eine neue erbaute. Zu gleicher Zeit errichtete er nicht ferne davon einen Münzhof, in dem silberne und später sogar güldene Münzen geprägt wurden, denn die Grafen von Montfort hatten von alten Zeiten her das Münzrecht. — Noch im 30jährigen Krieg galt Schloß Langenargen für eine bedeutende Veste. Im Jahr 1647 rückten die Schweden unter General Wrangel vor dieselbe; der kaiserliche Commandant verließ sie feiger Weise, und wurde da-

für in Lindau enthauptet. Darauf besetzten die Schweden das Schloß, und hielten es inne bis zu dem Jahr 1649. Eine während dieser Zeit aufgeworfene Schanze, wo jetzt das Gärtlein angelegt ist, heißt noch die Schwedenschanze. Auch ein Hof Schwedi hat durch seinen Namen noch das Andenken an die Schweden erhalten. Im Jahr 1720 ließ Graf Anton von Monfort die Festungswerke abbrechen, das Schloß aber, so von dem tobenden See ziemlich übel zugerichtet und ruinirt worden, neu herstellen. Graf Ernst legte dem Schloß gegenüber einen prachtvollen Garten mit einer auserlesenen Orangerie an, that auch sonst Viel zur Verschönerung des Ortes, so daß unter ihm Langenargen sich zu einer der herrlichsten Grafensitze am See erhob, wo noch im Jahr 1744 die glänzendsten Feste gefeiert wurden. Auch ein Zeughaus mit den seltensten Rüstungen und Waffen war in dem Schlosse. — Im Jahr 1783 kam die Burg Argen mit Zugehör an Oesterreich; da wurde die reiche Rüstkammer ausgeleert und die seltenen Waffenstücke wurden nach Insbruck geführt, und von da wohl nach Ambras. Im Jahr 1805 fiel Langenargen an Baiern — da wurde sein Loos ein trauriges. Die bairische Regierung verkaufte das noch wohlerhaltene Schloß im Jahr 1809 an vier Bürger des Städtchens auf den Abbruch um die elende Summe von 2100 Gulden, und diese begannen das Werk der Zerstörung. Als jedoch im nächsten Jahr Langenargen an Würtemberg kam, mußte auf ausdrücklichen Befehl König Friedrichs der Abbruch des Schlosses eingestellt

werden. So wurden wenigstens die Ruinen des Schlosses als eine romantische Zierde der Gegend erhalten. — In neuester Zeit hat unser vielgeliebter König Wilhelm die Ruine Langenargen als Eigenthum erworben, und wir hegen die freudige Hoffnung, daß er die durch schöne Lage wie durch ihre Geschichte wichtige Ruine aus ihrem Schutte erwecken, und vermöge seines Kunstsinns zu etwas Schönem umgestalten werde, damit Langenargen und Friedrichshafen ebenbürtige Nachbarn werden.

Dem Geschlechte der alten Besitzer des Schlosses Langenargen gehörte jener ritterliche Graf von Montfort an, von dem uns der sagenkundige Thomas Lyrer von Raukwyl eine denkwürdige Mähre berichtet.

Der Graf von Montfort.

Zu derselbigen Zeit — wann? das gibt der alte treuherzige Chronist nie an bei allen seinen Geschichten — da ist gewesen ein mächtiger und edler Herr von Montfort, und ist ein ritterlicher, frommer und mannhafter Mann gewesen. Der ist um der Ehre willen und der Ritterschaft nach in ferne Lande ausgezogen, und kam an des großen Kaisers Hof, des Chans zu Cathay. Da hat er sich etwie viel Zeit gar ritterlich und wohl gehalten. Indem da hat sich eine Sache begeben, daß die Frau des ehgenannten Kaisers außer ihrem ehlichen Gemahl einen andern liebte und auserwählte, um Kurzweil mit ihm zu haben. Das wollte

einen Ritter am Hof gar sehr verdrießen, und die Königin war bei ihrem Gemahl verklagt. Nun ist dazumal an dem Hof und in dem Lande Sitte gewesen, daß eine jegliche in Unehren bezüchtigte Frau mit einem rittermäßigen Manne im Kampfe gegen den Bezüchter sich verantwörten und die Schuld von ihr bringen mußte. Das war also auch ihr von dem König auferlegt. Nun war die Königin in großem, schwerem Leid, und wußte Niemand an ihrem Hof, den sie darum ersuchen und auf den sie Treu und Glauben setzen möchte. Da kam sie an den Grafen von dem Rothenfahn mit hohem Ermahnen und Ersuchen in lieblichen schönen und guten Worten, auch mit Berühmen der deutschen Artigkeit im Frauendienst, und bat ihn zugleich um aller Frauen Zucht und Ehre willen: ob ihm je eine Güte oder Freundlichkeit von einer Frau geschehen wäre, oder ihm künftighin geschehen sollte, so möchte er ihre Ehre und guten Leumund gegen den bösartigen Ehrabschneider, ihren Widerpart, im Kampf in Schutz nehmen. Der fromm ritterlich Graf bewies sein Mannheit und sein adelich Geschlecht und gewährte der Königin ihre Bitte; dadurch ließ sie all ihr Trauern schwinden, ihr Herz erhob sich zu großen Freuden, und sie nahm mit großer Dankbarkeit und in Gnaden sein edles Anerbieten auf. Doch verlangte er von ihr bei ihrer königlichen Treue, ihm die Wahrheit zu sagen, so er eine Frage an sie thäte. Da fragte er sie: ob sie der That, die man sie zeihe, schuldig wäre, oder nicht? da sagte sie ihm: ja, sie wäre derselben schuldig. Da sagte er ihr zu: nicht

desto minder wolle er denn auch um ihrer Ehre und seiner Zusage willen kämpfen.

Solcher Kampf ward durch den König fürgenommen und angeschlagen. Der fromm ritterlich Graf sammelte sein Gemüth, und bat den allmächtigen Gott und seine liebe Mutter, sie möchten um alle Frommen Ehr willen Hülf und Beistand thun; dann besann er sich schnell, zum Kampf gegen den Feind der Königin in den Kreis zu treten. Als er nun in den Kreis kam, um sich im Kampf gegen den Ritter der Königin wegen zu wehren, da gedachte er des Geständnisses und war erschrocken; er wich zurück und floh eine Zeit lang vor dem Gegner. Das verdroß den Ritter ihm gegenüber, er wandte sich mit Scheltworten an ihn und schrie: ei du Bösewicht, du fleuchst? Das ging dem Grafen zu Herzen, er rechtfertigte sich gegen ihn und sprach: du lügst und bist an dir selber; ob Gott will, so will ich heute mein Ehre und Frömmigkeit an dir kund machen und dich mit der Hilfe Gottes zu Tod schlagen! Da gewann er den Sieg, schlug den Ritter zu Tod und rettete also der Königin ihre Ehre. Das kam der Königin zu großem Gut, also, daß es nicht unbillig war, wenn sie sich gar erbot, nach ihrem Vermögen ihm zu vergelten, und ihm viel Haab und Gut zu geben. Dessen weigerte er sich und begehrte keine zeitliche Haabe dafür, denn er hatte Alles um unsrer lieben Frau und aller Frauen Ehre willen gethan. Nun aber hatte die Königin ein Tuch, das war, als unser Herr Christ vom Stamme des h. Kreuzes gestorben ab-

genommen ward, unter und über ihn gelegt worden. Um das bat er ihr königliche Gnade, es ihm zu geben und Nichts Anderes. Da gab es ihm die Königin mit großen Ehren und hohem Erbieten, seine gnädige Frau bleiben zu wollen. Also kam er hinweg, und nahm das Tuch mit ihm und kam an das Herzogen von Savoyen Hof, da ist er geblieben. Seine ritterliche That an der Königin Hof aber ward ihm und allen seinen Nachkommen zu Lob und Preis immer und ewig angeschrieben. Dessen sich ein jeder rittermäßiger Mann wohl freuen mag; auch daß man schönen Frauen desto eifriger dienen möge, um den Lohn zu empfahen, den sie zu geben haben.

XIX.

Hohen-Neufen.

Der Bergkegel, welcher auf seiner Spitze mit kühnen Felsen und den noch kühneren und großartigen Ruinen von Hohen-Neufen gekrönt ist, steigt vom Neufener Thal auf, und hat an seinem Fuße Weinberge, Aecker, etwas höher Waiden und Wälder. Das obere Drittheil des Berges ist, mit Ausnahme einer neuen kleineren Tannencultur, vom Walde frei und zeigt weithin durch Schwaben den großen Umfang der ehemaligen

Festungswerke. Der höchste Punkt der Burg liegt über der Stadt, 1292 Fuß über dem Meere, 2555 (2298 Pariser Fuß). Von der eigentlichen Alb ist der Bergkegel durch eine künstlich vertiefte Einsattelung getrennt. Die Landzunge, welche die Alb südlich mit dem Hohen-Neufen verbindet, ist in der Nähe der Burg ziemlich schmal, und zeigt an einer Stelle einen noch schmaleren, über Felsen künstlich angelegten Uebergang. Hat der Besucher die Landzunge hinter sich, so befindet er sich an der Stelle eines Glacis, hinter welchem sich Vorwerke terassenförmig erheben. Zur rechten Seite führt der Weg zur Burg. Derselbe hatte an verschiedenen noch jetzt erkennbaren Stellen Zugbrücken. Zur linken Seite dieses Weges sind die Eingänge zu drei Vorwerken. Im einen Graben dieser Festungstheile befindet sich eine merkwürdige, auf dieser Höhe nie versiegende Quelle. Diese Vorwerke, in welchen sich Gewölbe und ein Thurm befinden, trugen einst den Namen würtembergischer Fürsten. Unter einer großen Bastion, zu welcher und aus welcher Zugbrücken führen, geht ein gewölbter Gang durch, welcher den Weg weiter führt. Nach Ueberschreitung dieser Parthie kommt man, links sich haltend, um einen gewaltigen runden Eckthurm, dessen Basis in Felsen gehauen ist. Ueber die Stellen, wo früher eine steinerne Brücke führte, geht jetzt ein Weg mit Schranken, der auf die Höhe eines andern gewaltigen Eckthurms führt. An derjenigen Stelle, wo über diesem Weg an den Ruinen ein neues Mauerstück eingesetzt ist, überragte die Wohnung der Offiziere die

Brücke. Von dem Rondell des letztgenannten Thurmes aus führt eine Pforte in das Innere der Festung. Ueber und zu beiden Seiten der Pforte befand sich die Kaserne für die Besatzung. Diese Kaserne ließ in diesem Raume nur einen kleinen Hof übrig. Am östlichen Ende der Kaserne war die Kirche, deren Glocken in dem benachbarten Weiler Tischardt, und deren Orgel auf dem Rathhause in Neufen sich befinden. Die Gewölbe, welche man in diesen Räumen sieht, waren unmittelbar unter der Kaserne. Verläßt man diesen Raum und steigt nach rechts weiter empor, so gelangt man in den obern sehr geräumigen Schloßhof. Ueber dem Eingang und weiter nach rechts (in einem rechten Winkel) war die Wohnung des Commandanten. Neben dieser Localität und gegen Westen, da wo sich in den Ruinen noch die hohen Gibel befinden, war das Zeughaus, unter welchem ein noch gut erhaltener Keller sich befindet. Außer den zum Schutze nöthigen Waffen enthielt dieses Zeughaus eine Sammlung interessanter Waffen. An das Zeughaus reihen sich links und etwas höher gelegen zwei Burgverließe an. Das Volk bezeichnet eines davon als dasjenige, in welchem Süß Oppenheimer gesessen sey. Die von der Mauer freie westliche Seite des obern Schloßhofes bildet eine Terrasse; dieselbe gewährt von einer Art Erker aus eine prachtvolle Fernsicht. — Eine kleine Brücke, welche noch steht, führte vom östlichen Theil des Schloßhofes in den Garten des Commandanten. Rechts von dieser Brücke, innerhalb des obern Hofes und neben der

Wohnung des Commandanten, befand sich das Staatsgefängniß. An dieses reihten sich im Halbkreise Magazine, Werkstätten und Stallungen an. Der vordere Theil des ziemlich großen Gartens des Commandanten bietet als höchster Theil der Festung eine herrliche Rundschau. Die weiteren Räumlichkeiten, Thürme, Gänge, Umfangsmauern dienten zu Kriegszwecken und erklären sich leicht von selbst. Vor Erfindung des Schießpulvers nahm die Burg wohl nur denjenigen Raum ein, welchen das Felsenplateau darbietet. Der Eingang in diese alte Burg fand wahrscheinlich von Süden aus über eine Zugbrücke statt, welche in den südöstlichen Thurm führte. Dieser zeigt noch heute in ziemlicher Höhe, einer Felsenerhöhung gegenüber, ein nun zugemauertes Thor. Im übrigen stammen die Werke von den Herzogen Ulrich, Christoph und Carl Alexander. — Die Aussicht auf den ebengenannten Punkten ist von einer in Württemberg kaum anderswo gekannten Schönheit, und läßt sich eher bewundern als beschreiben. Rechts erhebt sich die Teck und etwas ferner ragt der Hohenstaufen herüber. Die Kapelle der Stammburg Württemberg glänzt von dem rebenbekränzten Neckarthale herauf. Die Schlösser Asberg, Hohenheim, Solitude und eine Anzahl Dörfer und Städte liegen vor dem Beschauer in einem gewaltigen Halbkreis, der im fernen Westen vom Schwarzwald eingerahmt wird. Links schaut der Thurm der Achalm herüber, hinter ihr birgt sich die Gegend des Lichtenstein und der Nebelhöhle, und noch westlicher der durch Vorberge verdeckte Zol-

lern. In der Richtung nach Süden wollen einige schon die Alpen gesehen haben. Wenn dieses aber auch nicht wahrscheinlich ist, so schließt ein Blick auf die Alb ein Panorama, welches selten seines Gleichen hat. Besonders herrlich ist die Aussicht auf Hohenneufen, wenn man in der Zeit vor Sonnenaufgang die Veste besteigt, und mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Nähe und Ferne betrachtet, die wunderbar verherrlicht vom goldenen Lichte vor unsern Augen liegt.

Von der schönen Natur wenden wir uns zur Geschichte der Burg, die so oft und trefflich beschrieben worden, daß wir wenig hier Neues mehr geben können. — Schon G. Schwab erwähnt der Sage, daß die Veste Neufen römischen Ursprungs sey, scheint aber wenig Gewicht darauf zu legen; dagegen hat ein scharfsinniger und geschichtskundiger Gelehrter neuester Zeit, Dr. A. Moll zu Neufen, in seinem mit Recht als trefflich anerkannten Büchlein (Hohenneufen und Hohenurach mit ihren Umgebungen. Urach 1859), aus dem wir die vorangehende Schilderung des Bergs und der Ruine wörtlich entlehnt, diese Sage wieder aufgenommen, und sie einigermaßen historisch begründet. Die Landzunge, welche die Veste mit der Alb verbindet, führt auf ein Gebirgs-Plateau, welches wegen seines steilen Abfalls nach drei Seiten für die Römer als strategischer Anhaltspunkt gelten konnte. Wälle und Gräben, welche die wenigen geschützten Punkte deckten, sind noch heute bei Erkenbrechtsweiler, Burrenhof und Grabenstetten sichtbar, und wurden längst für heidnisches Werk an-

gesehen. Vom Neckar aus führten römische Straßen zu dieser Alb-Befestigung, und Hohenneufen, das weithin die Gegend überragt, war eines der Vorwerke, eine Warte oder Castell, wie wir sie häufig auf den Gebirgsvorsprüngen des alten Zehentlandes von Allemannien finden. Römische Münzen, Celten- oder Germanengräber, die in der Nähe von Neufen aufgefunden werden, möchten wir für weniger triftige Beweise eines römischen Ursprungs von Hohenneufen halten. Die ersten urkundlichen Besitzer und wohl Erbauer der Burg Neufen stammen aus einem in Oberschwaben hochansehnlichen Geschlecht, den Grafen von Sulmetingen, deren Stammburg noch jetzt in dem freundlichen Rißthal im Dorfe Obersulmetingen zu finden ist. Dort, auf der alten Burg Sulmeningen, saß schon im 10. Jahrhundert ein schwäbischer Graf, Namens Peiere, der drei Söhne hatte. Reginbald † 955, Adelbero, Coadjutor des h. Ulrichs in Augsburg, Manegold. Letzterer ist ohne Zweifel der älteste Stammherr der Dynasten von Neufen. Er vermählte sich mit Mechtild, der Tochter des Grafen Egino von Urach, und der mag ihn wohl bestimmt haben, sich in der Nähe seiner Anverwandten einen Stammsitz zu gründen. Seine Kinder waren: Ulrich, Mönch im Kloster Zwiefalten, Mechtilde, Nonne in demselben Kloster, und Egino, so benannt nach seinem Großvater, der aber den Namen eines Grafen von Sulmetingen noch fortführte. Wann die Grafen von Sulmetingen auf Neufen ansäßig geworden, ist nicht genau überliefert, aber zuverläßig be-

reits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ob Graf Manegold den Grund und Boden von Neufen durch seine Gemahlin ererbt oder erkauft, ist nicht überliefert. — Nun folgt die ununterbrochene Reihe der Herren von Neufen, die sich nicht mehr von Sulmetingen, sondern von Riefen, und zwar nur Herren von Riefen nennen. Wenn Egino, Mangolds Sohn, Graf von Rifen, im Jahr 1190 als Zeuge genannt wird, so kann er wohl Vater Bertholds I. von Neufen gewesen seyn, der vom Jahr 1198—1219 vorkommt. Er war, wie Alle seines Namens nach ihm, ein unzertrennlicher Freund und Kriegsgefährte der Kaiser vom Hause Staufen. Durch seine Verbindung mit einer reichen Erbin, der Tochter Graf Adalberts von Achalm, wurde er Besitzer der Grafschaft Achalm. Fast gleichzeitig mit ihm erscheint Heinrich von Rifen, der mit Anselm von Justingen von Reichs wegen nach Italien fuhr, und den jugendlichen Prinzen Friedrich von Staufen zur Königswürde berief (im Jahr 1211.) Auch kommt um dieselbe Zeit ein Berthold von Rifen vor, der im Jahr 1212 Kanzler Kaiser Friedrichs II. gewesen, und im Jahr 1222 als Bischof von Brixen gestorben. Söhne Bertholds I. waren Heinrich II. und Albert; sie waren meistens im Hoflager K. Friedrichs, waren ihm zur Seite bei allen seinen Unternehmungen in Italien und begleiteten ihn, den Bannfluch mit ihm tragend, nach Palästina, wo sich Friedrich selbst die Kaiserkrone aufsetzte. Noch häufiger kommen sie vor bei Friedrichs Sohn K. Heinrichs VII., besonders wurde

Heinrich von Rifen viel von letzterem gebraucht. Dieser Heinrich II. von Rifen muß zu seiner Zeit ein wichtiger Mann gewesen seyn, denn der gleichzeitige Chronist Albertus Bohemus sagt von ihm im Jahr 1240, er sey einer von den Mächtigeren und Edleren des Landes, er verstehe die Grammatik und sehr gut das Französische. In einer Urkunde vom Jahr 1241 nennt er sich Heinrich, von Gottes Gnaden Grave von Rifen. Seine Söhne waren Heinrich III. und Gottfried. Beide lagen in Fehde mit Bischof Heinrich von Constanz; im Jahr 1255 am S. Albanstage kam es im Schwiggerthale (unterhalb Metzingen) zu einem Kampfe, in dem der geistliche Krieger über die ritterlichen Herren Sieger wurde. Die beiden Brüder nebst 40 andern Rittern und Edelknechte wurden gefangen. Zum Dank gegen Gott ob des verliehenen Siegs, beschenkte der Bischof noch im Feldlager die Marienkapelle zu Reutlingen, welche dem Kloster Marchthal gehörte, mit allerlei Rechten. Später finden wir die beiden Gebrüder von Rifen abermals in einer Fehde mit dem Bischof von Speier, und mitthätig bei Verwüstung des Stifts Backnang. Gottfried ist der durch seine Lieder berühmte Minnesänger und erscheint in Urkunden von 1234—1254. Sein reifes Alter fällt genau in die Periode des Mittagsglanzes der Dichtkunst in der Zeit der Staufer. Seine Lieder, die ein ganzes Bändchen füllen, sind ausgezeichnet durch Anmuth der Form, durch Künstlichkeit und Zierlichkeit der Reimspiele, bewegen sich im engen Kreise der Gedanken und Ausdrücke. Der

schöne Wald, des Frühlings Pracht, der grüne Anger, die Blumen der Wiese, der Vögelein süßes Singen, der rothe Mund der Geliebten, der an Glanz und Frische mit der thauigen Rose wetteifert — das ist der Gegenstand seiner Minnelieder. Mit Recht feiert der edle Sänger die schöne Natur, denn sah er sie nicht von seiner Burg in so heiterem Glanze vor sich liegen? Noch heute heißt im kühlen Thale, in das er mit seinen Windhunden hinabritt, die Umgebung seines Guts „das Frauenhardt." In der pergamentnen Handschrift der Minnesänger zu Paris ist Gottfried von Nifen dargestellt auf offenem grünem Feld, jugendlich, mit güldnem Kranz auf den Locken, in grünem goldgesäumtem Rocke und rothem, pelzgefüttertem Ueberkleid; er bietet die Rolle seiner Lieder einer Frau dar, welche ihm den Rücken wendet. Aber im blauen Felde hängen drei silberne Jagdhörner mit rothem Band über einander — das angeborne Wappen des Geschlechts. — Erst im Jahr 1253 scheint Gottfried die Frau seines Herzens gefunden zu haben; sie hieß Mechtild und zeigte sich mit ihm wohlthätig gegen das Kloster Maulbronn durch eine Spende von Wein und Weizen für die dortigen Mönche. Gottfried zeugte mit Mechtild einen Sohn, der die alte Linie des Geschlechts zu Hohenneufen fortsetzte. Gleichzeitig mit ihnen erscheint ein Berthold III., mit dem eine neue Linie des Hauses beginnt. Dieser heirathete Jutta, die einzige Tochter und Erbin Gottfrieds, des Grafen von Marstetten. Damit erhielt Berthold die Würde und den Namen eines Grafen von Marstetten, welche seinen

Nachkommen verblieben, die später im Jahr 1326 auch die Grafschaft Graispach (links der Donau unterhalb Donauwörd) noch erhielten. Berthold, der sich von nun an immer Graf von Marstetten nennt, hatte zwei Söhne, Albert II. und Berthold IV. Berthold III. und sein Sohn Albert begleiteten den unglücklichen Conradin von Schwaben nach Italien, um ihm das Erbe der Väter erobern zu helfen. Wahrscheinlich nahm Berthold, Graf von Marstetten, seinen Wohnsitz auf der Burg Marstetten an der Iller, deren bedeutende Trümmer noch ihre ehmalige Größe verkündigen, seine Söhne aber blieben vielleicht auf der alten Stammburg Niefen, von der sie sich immer noch nennen. Nach ihnen tritt Rudolf, der Sohn Gottfrieds des Minnesängers, auf, der die alten Stammgüter, als Neufen, Nürtingen, Winnenden, Blankenhorn und Güglingen im Zabergau, im Besitz hat. Dieser zeugte einen Sohn Berthold und eine Tochter Luitgarde, welche letztere sich mit Herrn Conrad von Weinsberg vermählte. Da Berthold keine Nachkommen hatte, so wurde sein Schwager Erbe der Herrschaft, die er aber schon im Jahr 1301 an Graf Eberhard den Erlauchten von Wirtemberg verkaufte. Die jüngere Linie Neufen-Marstetten blühte bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Berthold VII., der Träger dieser Linie, stand bei Kaiser Ludwig dem Baier in großem Ansehen; er wurde sein erster Rathgeber und Hauptmann in Baiern, als welcher er Vollmacht hatte, an Ludwigs Stelle zu schalten und zu walten. Im Jahr 1323 übertrug er ihm die Statthalterschaft

in Italien. Der Kaiser ließ seine Treue auch nicht unbelohnt, denn er beschenkte ihn reich mit Geld und Ländereien. Berthold vermählte sich mit Agnes, Schwester des Burggrafen Johann von Zollern-Nürnberg; aber diese gebar ihm nur drei Töchter: Zwei von diesen gingen ins Kloster, eine aber, Anna genannt, war so hoch geehrt, daß Friedrich von Bayern, Sohn Herzog Stephans, sie zur Hausfrau erkoren. Durch sie erhielt Haus Wittelspach das reiche Erbe von Neufen. Anna von Neufen zählen wir somit unter die Ahnfrauen des bairischen Königshauses.

Nun noch Einiges über die Schicksale der Veste Hohenneufen. Der erste, der sie im Jahr 1311 aus Auftrag des Kaisers berannte, war jener Conrad von Weinsberg, der sie noch im Jahr 1301 als eigen besessen hatte. Nur die Stadt Neufen, aber nicht die Veste, konnte Conrad erobern. — Als die Grafen von Wirtemberg im Jahr 1361 das Land theilten, da erhielt der ritterliche Eberhard der Rauschebart die Burg Hohenneufen zu einer Residenz, auf der er freilich nicht lange Ruhe hatte. Bei einer späteren Theilung, die aber Eberhard im Bart wieder aufgehoben, hatte Neufen die Bestimmung, seinen Namen einer Hälfte des Landes zu geben, denn es zerfiel in Wirtemberg-Neufen (Stuttgart) und in Wirtemberg-Urach. Unter Herzog Eberhard II. wurde Neufen zum ersten Mal der Verwahrungsort eines Staatsgefangnen. Holzinger, des Herzogs schlimmer Rathgeber und Kanzler, wurde auf Neufen in Haft gelegt; ihm folgte bald (im Jahr 1512)

ein geistlicher Würdeträger, Abt Georg Piscator (Fischer) von Zwiefalten. Herzog Ulrich ließ ihn auf Neufen setzen. Der Vogt und Forstmeister Belz, ein Schwager des berüchtigten wirttemberg. Kanzlers Lamparter, starb im Thurm auf Neufen, weil der Herzog ihn im Verdacht hatte, er sey in den Händeln wegen des ermordeten Hans Hutten gegen ihn gewesen. Conrad Breuning, Vogt zu Tübingen, saß gleichfalls im Kerker zu Hohenneufen; er mußte dort die Folter überstehen, und ward in Stuttgart enthauptet. Nach der Vertreibung Herzog Ulrichs wurde auch Neufen mit andern Vesten vom schwäbischen Bund eingenommen. Ulrichs Gemahlin Sabine wählte im Jahr 1520 ihren Sitz auf Hohenneufen und fand während den Schrecken des Baurenkriegs hinter den Mauren der noch gewaltigen Veste Schutz und Sicherheit. Als Ulrich nach der Schlacht bei Laufen im Jahr 1534 das Land seiner Väter wieder eroberte, übergab der Burgvogt Berthold von Schilling die Veste ihrem rechtmäßigen Herrn. Gerade feierte Berthold die Geburt seines ersten Söhnleins und war im Begriff, ihn zur Taufe zu tragen. Als der Herzog mit seinen Rittern und Reisigen die Burg hinaufritt, fand er die Brücken herabgelassen und das Thor offen. Vor dem Thore stand Berthold der Burgvogt, reichte demüthig dem Herzog den Schlüssel der Burg, und erbat sich eine Gnade, die der Herzog ihm gewährte: er trug das Söhnlein seines Dieners als Pathe in eigner Person zur Taufe. Im Jahr 1609 kam wieder ein wichtiger Gefangner auf Hohen-

neufen, es war Matthäus Enzlin, der wirtemberg'sche Kanzler; von Neufen kam er nach Hohen=Urach, wo bald darauf sein Haupt unter dem Schwert fiel.

Im 30jährigen Kriege bewährte Hohenneufen den Ruhm seiner Festigkeit. Der Hauptmann Schnurm vertheidigte die Veste gegen den kaiserlichen General Gallas mit ungeheurer Ausdauer und Tapferkeit. Doch im Jahr 1635 wurde sie durch Aushungern eine Beute der Feinde, aber im westphälischen Frieden wurde Hohen=Neufen wieder an Wirtemberg zurückgegeben. Nach dem 30jährigen Kriege hatte Hohen=Neufen keinen feindlichen Stoß mehr auszuhalten. Doch wurde sie im Jahr 1733 von Herzog Carl Alexander von Wirtemberg, dem auch die Bergveste Hohentwiel seine Befestigung zu verdanken hat, aufs Neue befestigt. Die Werke, welche die Veste gegen die Alb hin vertheidigen sollen, sind hauptsächlich aus dieser Zeit. Er war in eigner Person auf der Veste im Jahr 1734. Drei Jahre darauf mußte sein unredlicher Minister Jud Süß Oppenheimer in den Kerker nach Neufen wandern. Seine Haft auf Neufen dauerte aber nur einige Wochen, von da kam er nach Asperg, und dann nach Stuttgart an den Galgen. Im Jahr 1795, in der Zeit der französischen Revolution, hatte die Veste noch Dach und Fach, bot aber keinen drohenden, sondern vielmehr armseligen Anblick dar, denn nur 9 Invaliden bildeten die ganze Besatzung. Als um jene Zeit der Gouverneur dem Herzog Ludwig Eugen die feierliche Meldung that: auf der Vestung Neufen ist Nichts Neues vor=

gefallen! — da erhielt er vom lächelnden Herzog zur Antwort: O, ich bin froh, wenn nichts Altes eingefallen ist! Doch wurde auf Antrag der Stände — bei den obschwebenden schweren und ernsten Zeitläuften — die Schleifung der Veste beschlossen. Sie wurde sofort im Anfang dieses Jahrhunderts abgetragen, denn die Zeit ihrer Bedeutsamkeit war vorüber. Es mag der Umgegend, besonders der Stadt Neufen, kein Leid gewesen seyn, als die Mauern ihrer früheren Beschützerin fielen: sie hatte mit dem dazu gehörigen Amt bisher die sehr beschwerlichen Festungsfuhren zu versehen. — Das sogenannte Wahrzeichen der Veste Neufen war ein Eselsfuß, der neben der zweiten Wache aufgehängt war. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wassertragen gehalten, weil die Festung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel litt. Da fütterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlangefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Stadt gehofft hatten, dieß sahen, schloßen sie daraus, daß die Besatzung noch vollauf zu leben hätte, und zogen ab. Dem Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt. Einst hatte ein gutes Weib von Linsenhofen mit einem dieser Wasserträger Mitleiden und sprach: „Du armer Esel, hast du auch zu fressen?“ und als sie krank wurde, vermachte sie dem Esel eine Wiese, welche

auch nachmals, als kein Esel mehr gehalten wurde, der Commandant jährlich mähen und einheimsen ließ. Dieß geschah noch bis ins Jahr 1802, und die Wiese führte den Namen Eselswiese.

Hier noch die romantische Geschichte von der Vererbung der Grafschaft Marstetten an die Herren von Neufen, wie sie ein altdeutsches Lied aus dem 15. Jahrhundert enthält, das unser edler Ludwig Uhland in seiner trefflichen Sammlung „Althochdeutscher Volkslieder" vom Jahr 1845 B. II. S. 773—783 gegeben.

Die Sage

von dem edlen Moringer und dem Herrn von Neufen.

Im schönen Schwabenland, am Ufer der Iller, lebte in alten Zeiten auf der Burg Marstetten ein reicher Graf, Gottfried von Marstetten, den man den edlen Moringer nannte. Er war reich an Tugenden und erfahren in aller Ritterschaft. Er hatte viele Lande durchzogen, und manch Abenteuer erfahren, nur ein Land hatte er noch nicht erschaut, das so man nennet St. Thomasland. Das zu schauen, darnach stand schon lang seine ganze Sehnsucht. Eines Morgens um den Hahnenschrei rief er seiner Frau, und sprach zu ihr: Herzliebe Frau, höre, mich verlangt in St. Thomasland zu ziehen, das hab' ich längst mir ge-

lobt, und nun will ich einmal mein Gelübd erfüllen, denn Tag und Nacht hab' ich keine Ruhe, bis ich demselben Genüge gethan. Darum, holde Frau, gib mir Urlaub, daß ich ziehen mag, und harre meiner sieben Jahre. Da sprach die Frau gar trauriglich: saget mir, mein lieber Herr und Gemahl, wenn ihr von dannen ziehet, wer ist es, dem ihr euer Land und Gut anvertrauet? und wenn auch das treu und gut verwaltet wäre, wer soll, lieber Herr, mein treuer Pfleger seyn, und wer soll Jutta, unser zartes Töchterlein, in seine Huth nehmen, bis daß ihr wiederkehret von eurer Fahrt? Der edle Moringer tröstete sein holdes Ehegemahl und sprach: o traure nicht so sehr, du Liebe und Theure, daß ich von dannen ziehen will. Ich habe so manchen Ritter und Dienstmann, die von uns Gut und Ehre haben: die werden dir im Treuen unterthan seyn und dich in ihre Obhut nehmen. Das zarte Töchterlein werden uns die frommen Klosterfrauen aufnehmen und erziehen; ich will ihr dermaleins den Schleier selbst vom Haupte nehmen, und sie als stolze Braut zum Altar begleiten. Auf dich aber traue ich, daß du deine Ehre wohl bewahren wirst, wie Alle, die deinem Geschlecht entsprossen sind, und wie du bis auf diese Stunde mir stets kund gethan. Nun gib mir Urlaub, zarte Frau, ich will vollbringen meine Fahrt, denn mein Gelübde mag ich nicht brechen. Gedenke meiner mit Treue in deinem frommen Gebet, wenn ich von hinnen bin. Lebe wohl; Gott segne dich, und habe uns Alle in seiner Huth. Auch

möge St. Thomas, der fromme Heidenbote, uns seine Hülfe angedeihen lassen. Unter süßen Küssen verließ der edle Herr die weinende Frau.

Nun verließ der edle Herr sein Bette und trat aus der Kammer. Da stand der Kämmerer vor der Thüre, in den Händen des Herrn Gewand. Als er ihn angekleidet hatte, brachte er ihm das silberne Becken dar; der edle Herr goß sich das Wasser über die Hände und wusch sein lichtes Auge klar. Dann sprach er zu seinem Kämmerer: mein allerliebster Diener, mein Sinn steht mir nach St. Thomasland, dahin will ich ziehen und mein Gelübde erfüllen. Dir, du getreuer Knecht, der in meinem Dienst grau worden und schon so viele Treu erzeiget hat, will ich meine Frau übergeben, auf daß du ihrer pflegest. Sieben Jahre will ich auswärts bleiben, und dann, wenn ich wiederkehre, und du mir Treu erzeiget hast, will ich dir's vergelten mit reichem Lohne. Da sprach der Kämmerer tugendlich: edler Herr, es däucht mir viel klüger gethan, wenn ihr daheim bliebet in eurem Lande, wo ihr Alles habt, was ihr nur begehren möget: die Frauen tragen lange Haare und haben kurzen Muth. Das merket wohl, wenn ich euch rathen darf — nicht möcht ich eure Frau, so gut und edel sie auch ist, länger hüten denn sieben Tag. Drum folget eurem treuem Knecht, und bleibet, wo ihr seyd. Diese Rede seines Kämmerers däuchte fremd und sonderbar dem edlen Moringer; sie ging ihm tief ins Herz, und mit traurigem Muthe trat er hinaus. Vor dem Hause fand er einen Junk-

herrn, der war ihm wohl bekannt: es war Berthold von Neufen, ein blonder und schöner Rittersmann, seiner Vasallen der besten einer. Der edle Moringer sah ihn freundlich an, dann sprach er liebevoll: mein allerliebster Diener von Neufen, junger Herr, ich will jetzt ziehen gen Thomasland, aber wem befehle ich alsdann meine Frau? wem anders, als euch, dessen Treue und Rittersinn ich schon oft erkannt habe; darum seid ihr Hüter und Pfleger sieben Jahre, so lange ich abwesend seyn will. Wißt ihr, wie einst der Herr vom Kreuze zu seinem liebsten Jünger sprach? „Diese ist deine Mutter!" Also spreche ich auch zu euch, und befehle eurer Treue und Tugend mein viel liebes Ehegemahl, daß ihr derselben pfleget als ein lieber Sohn. Da neigte sich der junge Herr von Neufen gar tugendlich und sprach: Herr, ziehet hinaus, wohin ihr wollt, und habt getrosten Muth, und wäret ihr wohl dreißig Jahr in St. Thomasland, fürwahr, ihr dürftet ohne Sorgen seyn, denn wie ein Sohn will ich warten und pflegen meiner edeln Frauen, also daß ihr euch freuen werdet, wenn ihr wiederkehret. Deß freute sich der edle Moringer, als er solche Rede von dem jungen Grafen von Neufen vernahm, und auf einmal war von seinem Herzen alle Schwere genommen, die das Wort des treuen Kämmerers auf sein Herz gelegt hatte. Er gab dem Herrn von Neufen die Hand mit lieben Blicken, und zog von hinnen im Pilgergewand.

Sieben volle Jahre war der edle Moringer in St.

Thomasland, nachdem er die liebe Heimath, auch Weib und Kind verlassen, — und manch ein Abenteuer hatte der theure Gottesstreiter unter den Heiden überstanden, da der Herr ihm treulich aus aller Gefahr geholfen. Eines Tages lag er müde in einem Gartenhag, um auszuruhen, und war in tiefen Schlaf versunken. Und wie er dalag, das Antlitz gen Himmel gerichtet und die Hände fromm gefaltet, da ward sein Geist von einem bösen Traum beschwert. Ein Engel vom Himmel stand ihm zur Seite und sprach also zu ihm: „erwache Moringer, es ist Zeit — kommst du nicht nach Hause eben am heutigen Tage, so nimmt der Junkherr von Neusen dein Ehegemahl zum Weibe.“ Da wachte der edle Herr auf, und raufte sich vor Jammer und Leid seinen grauen Bart. Weh mir! rief er schmerzvoll aus, wie reut mich meine Frau! weh mir, mein Land und meine Leute! weh mir, daß mich diejenige, die ich zu hoher Ehre und Würdigkeit erhoben, jetzt schänden will an meiner eigenen Ehre. Und daß ich so weit muß geschieden seyn von meiner Heimath, um dahin zu gelangen! So weit ich schau', ein fremdes Land, Gebirg an Gebirg, hoch wie die Wolken — und könnt ich fliegen, schnell wie ein Aar, nicht käm' ich zur Stätte noch zeitig, um das Unrecht zu verhüten, das mein Gemahl an mir begehen will. Mög's Gott verhüten! und du St. Thomas, mögest mir betrübtem Manne helfen. Du hast in diesem Lande der Wunder schon so viele geübt, wenn du mir Gottes Hülfe schickst, so komm' ich wohl zur Stätte. Als

der edle Moringer so klagte und seufzte, und zu Gott und St. Thomas flehte, da fühlte er auf einmal Trost in seinem Herzen. Schnell wollte er sich erheben, doch war sein Leib so bang und schwer von Leid und Kummer, daß er vor Müdigkeit wieder zurücksank, und in einen tiefen Schlummer fiel.

Und es geschah, als der Ritter vom Schlaf erwachte, und seine Augen noch kaum geöffnet waren, da hörte er das Wasser rauschen; es war ein so wohlbekannter Laut, und als sein Blick sich erhellte, da sah er vor sich die Iller mit den blauen Wogen. Und neben ihm da rauschte das Rad von seines Schlosses Mühle, das oft vor seinem Ohr gerauscht hatte, wenn er in schönern Tagen von seiner Burg hernieder sah. Hoch oben auf der Höhe erglänzte seine Burg im letzten Abendstrahl. Da sprang er auf und hub die Hände voll Andacht empor zum Himmel, er betete: nun dank ich Maria und ihrem Kinde, auch St. Thomas den heiligen zwölf Boten, daß sie mir hieher so wunderbar geholfen haben und ich wieder bei meiner Mühle stehe, auch meine Burg und Alles wieder erblicke nach meines Herzens Begehren. Doch war er bald wieder ein trauriger Mann, denn, als er eintrat in die Mühle, da mochte Niemand den heimgekommenen Herrn, den edlen Moringer, mehr kennen, also war seine Gestalt unkenntlich und Bart und Haupthaar weiß und grau geworden. Als er den Müller fand, rief er ihn an und sprach: o Müller, du mein trauter Diener, weißt du keine neue Mähre aus der Burg dort oben? Ueb

an mir Freundschaft, lieber Mann, denn ich bin ein fremder Pilger, und thu' mir Bescheid auf meine Frage. Der Müller sah seinen Herrn, den auch er nicht kannte, verwundert an und sprach: kommt ihr aus also fernem Land, daß ihr nicht wissen soll't, was sich in dieser Zeit begeben? Ja wohl weiß ich der abenteuerlichen Mähren viele, doch eine ist vor allen andern neu, die ist, daß des edlen Moringers Frau den Junkherrn von Neufen heute zur Stunde zum Ehegemahl nehmen will: man spricht, der edle Moringer sey längst in fremden Landen gestorben; — das ist mir leid und macht mir schwer. Gott wolle ihm helfen aus aller Noth; ja Gott sey gnädig meinem liebsten Herrn! von ihm hab' ich groß Gut und alle meine Ehre. Gott tröste seine Seele! ach! daß er nur immer bei uns wäre! Dieß Wort von seinem treuen Diener ging dem Ritter tief ins Herz, er sprach bei sich: o weh! die Frau und der Vasall vergaßen ihre Pflicht, doch meines Dieners Treu blieb mir ganz. Zum Müller sagte er: ich wünsch' dir einen guten Tag! merk aber — wenn deine Worte wahr sind, — hast du zu Haus ein holdes Weib, so geh' nicht fort von ihr auf sieben Jahr. Auch traue keinem Gesellen, der noch von Alter zart ist, und dir von Herzen fromm und unschuldsvoll däucht, denn mit der Zeit kommt böse Lust, und mit den Jahren wächst der Bart.

Als der Moringer also sprach, wollte der Müller die Rede nicht versteh'n, und wandte sich von ihm. Der Ritter ging den Burgpfad hinauf, den er vor

sieben Jahren so oft gegangen war. Ach Gott! so seufzte er, während er aufwärts stieg, steh mir jetzt bei, und rathe mir, wie ich in meine Burg hineinkomme, ohne daß mir es das Hofgesinde wehret, so mir zuvor unterthan gewesen. Jetzt stand er vor dem Thor seiner eigenen Burg. Mit schwerem Herzen und zitternder Hand klopfte er an das Thor. Da rief der Thorwart: wer ist davor? Der Moringer antwortete: o Freund, sag' deiner Frau, es ist hienieden vor der Burg ein armer Pilgersmann. Nun komme ich heute schon von ferne her, daß ich gerade müde worden bin. So öffne mir um Gotteswillen, und säume dich nicht lang, denn es drängt mich, einzutreten in die Burg. Nur um ein klein Almosen bitt ich deine Frau, um Gottes und St. Thomas willen, und um des edlen Moringers Seele. Der Thorwart that nach seinem Gebot, ging ins Gemach zur edlen Burgfrau und sprach: edle Frau, hienieden vor der Burg da steht ein armer Pilgersmann, und fleht gar sehr um ein kleines Almosen um Gottes und St. Thomas willen, und um des edlen Moringers Seele. Als die Burgfrau diese Worte hörte, rief sie: schleuß auf, schleuß auf die Pforte und laß den Pilger schnell zu mir herein! nicht soll er lang vor der Burg warten um St. Thomas und Gotteswillen; ja gib dem armen Pilgersmann recht reichlich und satt zu essen. Alsbald war der edle Moringer von dem Burgwart in die Burg eingelassen. Indem er eintrat, sprach er: ich danke dir Herr Jesus Christus! deiner Milde und

deiner Güte hab' ich's zu danken, daß mir meine Burg geöffnet ist. Doch, als er in dem Hofe stand, ward ihm auf's Neue leid und schwer, denn weder Diener noch Knabe kam ihm entgegen, um ihn zu empfahen. Da setzte er sich nieder auf die Bank, denn, obwohl er kaum hundert Schritte gethan hatte, däuchte er sich doch gar müd und schwach. Er schaute hinauf zum Saal der Burg, der war erleuchtet wie zu jener Zeit, da er seine tugendsame Braut zum Altar führte. Auch ging es droben laut und lustig her; denn Pfeifer und Harfenspieler ließen sich hören, daß es hell hinab in den Hof klang. Wie anders schlug dem müden Herrn das Herz zu all dem lauten Schall! die Weile wurde ihm gar zu lang, und doch wagte er es nicht, hinauf zu gehen in den Saal, ob er gleich des Schlosses einziger rechter Herr war.

Indessen saßen droben im Saale Braut und Bräutigam, der von Neufen und des edlen Moringers Ehegemahl. Die Lampen brannten helle, und immer lauter klangen die Pfeifen, Lauten und Harfen. Die beiden pflegten wohl des Mahls, das reichlich und köstlich aufgetragen war, und mit ihnen Herren und Frauen, die an langen Tischen im Saale saßen. Als nun die Abendstunde kam, daß der Bräutigam mit der Braut in die Kammer eingehen sollte, da stand ein alter treuer Dienstmann auf und sprach: so lang mein Herr, der edle Moringer, in dieser Burg noch waltete, da ist es je seine Sitte gewesen, daß kein Gast auf seiner Burg entschlief, er hätte denn zuvor ein Lied gesungen; ein

solcher sitzt drunten in dem Hof auf harter Bank, ein fremder wegemüder Pilgersmann. Das Wort vernahm Herr Berthold von Neufen, der Bräutigam — wie bald rief er voll Freudigkeit: es soll in alten Rechten stehen! holt nur herauf den Pilgersmann! Ihr Pfeifer hört zu spielen auf, ihr Lauten schweigt — viel lieblicher ein helles Lied, das aus der Menschen Kehle klingt. Da rief man den Pilger in den Saal; er trat ein durch die hohe Thüre, den Blick gesenkt zur Erde, als blendete ihn der Schein, der aus dem Saale strahlte. Er legte zur Seite seinen Stab, den er nicht gebraucht, und setzte sich ganz unten, wo das Gesinde seinen Sitz hatte. Kaum hatte der von Neufen ihn erblickt, so sprach er: mein Gast, sing mir ein Liedlein fein, und gefällt es meinen Gästen wohl, ich geb' dir hier mein Ritterwort, du sollst eine reiche Gabe dafür von mir empfahen. Da reichte man dem Pilger eine Harfe dar, er stand auf, faßte sie mit gewandter Hand, schlug ihre Saiten und sang voll Ernst und Bedeutung ein Lied von der Frauen Wankelmuth. Als der edle Moringer sang, war große Stille im ganzen Saal, daß man das Mühlrad im Thale rauschen hörte. Alle hörten voll Aufmerksamkeit dem Liede des Pilgers zu, aber Eine vor allen, das war die Braut, des edlen Moringers Ehgemahl. Die Worte sanken ihr tief ins Herz, und ihre zuvor klaren Augen trübten sich; sie mocht' wohl gedacht haben des edlen Gemahls, dessen sie vergessen. Sie nahm einen goldenen Becher vom Tisch und winkte ihrem Mundschenk; der schenkte ihn

voll mit klarem Wein, und sie reichte ihn dem Pilger dar. Der Pilger nahm ihn aus der Hand der edlen Burgfrau, verneigte sich, und that daraus einen kräftigen Zug. Dann zog er ab seiner Hand einen Ring von lauterem rothen Gold, den ihm einst seine allerliebste Frau am Vermählungstag angesteckt hatte, und warf ihn, so daß man es kaum merken konnte, in des Bechers Grund. Er sprach bei sich: du treuer Ring, o wende meinen Schmerz, und vermähle mich zum zweiten Male mit meiner allerliebsten Frau. Dann wandte er sich zu dem Mundschenk, indem er wieder den Becher nahm, und sprach: mein trauter Geselle, du allerliebster Diener mein, willst du thun nach meinem Willen, so bring' den Becher deiner Frau; ich gelobe dir's, daß ich es dir vergelten will. Ja, sprach der Mundschenk, mein lieber Pilgersmann, es soll zur Stunde geschehen. Er nahm den Becher, gab ihn der Burgfrau in die Hand und sprach: ach liebste Frau, verschmäht den Becher nicht, und nehmt ihn, der Pilger sendet ihn. Während die Burgfrau den Becher aus der Hand des Mundschenken nahm, faßte der Pilger die Harfe wieder, und sang noch ein Lied. Als die Burgfrau den Becher in der Hand hielt und in seinen Grund schaute, siehe, da blickte ihr ein Ringlein von rothem Gold entgegen; es war ihr wohlbekannt noch aus frühen Tagen. Da ward sie bald bleich, bald roth, und rief: Ihr Herren, der Moringer, mein Herr und Gemahl, ist hie! Zur Stunde stand sie auf vom Hochzeitmahl, und fiel demüthiglich auf

ihre Knie vor dem fremden Pilgersmann; sie sprach: seyd mir willkommen, mein lieber Herr, wo bleibt ihr doch so lange? ob ihr reich an Leid gewesen, nun darf euch nimmer bange seyn. Lasset schwinden all euer Trauern, entschlagt euch alles Leids: ich habe meine Ehre noch; die hab' ich immer fest gehalten, edler Herr, drum danket Gott im Himmelreich mit mir. Doch hab' ich Unrecht gegen euch gethan, daß mein Mund das eheliche Gelübde gebrochen, so lasset strenge Strafe über mich ergeh'n, und mauert nur mich ein, ich will es mit Geduld ertragen. Als nun der Junkherr von Neufen Solches alles sah und hörte, da trat auch er herzu, fiel dem edlen Moringer zu Füßen; und flehend sprach er: mein liebster Herr, ich hab' gegen euch gebrochen Treu und Eid, und euer Weib von euch gewandt, drum schlaget mir ab das Haupt, denn wohl hab ich's verdient durch mein Unrecht. Da sprach der edle Moringer, mein junger Herr, das soll nicht geschehen. Meint ihr, ich komme nur aus der Fremde her, um Rache zu üben? mit Nichten, das wäre gar Unrecht. Gott hielt uns alle in seiner Huth, er hat es wohl gelenkt. Wenn er so große Gnade mir erzeigt, und mich gesund und wohl hieher geführet hat, wie sollt ich Zorn und Ungnade üben gegen die, so gegen mich der Pflicht vergessen? Nein, euch und meinem Ehegemahl will ich verzeihen zur Stunde, damit an jenem großen Tage des Gerichts Gott auch mir möge gnädig und barmherzig seyn. So stehet Beide auf, euch sey verziehen von Herzen gern. Doch

sagt, sprach der edle Herr zu seinem Ehegemahl — wo ist mein Töchterlein Jutta? damit ich froh ihr Antlitz schau, und sie sich freue meiner Wiederkehr. Herr, entgegnete die Burgfrau, eben heute ist sie aus dem Kloster gekommen. Als ihr von dannen zoget, sprachet ihr, daß ihr selbst ihr den Schleier lüften wollt; schaut, lieber Herr, sie trägt ihn noch. Da trat aus ihrem Kämmerlein hervor eine Jungfrau gar schmuck und schlank, also, daß der edle Moringer in ihr sein Töchterlein nicht mehr erkannte, das er verlassen hatte, so sehr hatte sie ihre Gestalt verändert, und war groß und stattlich geworden. Nun, rief der Vater, indem er die Tochter voll Verwunderung anschaute, wohl gediehen ist sie doch! St. Thomas habe Dank. Dann trat er vor die Jungfrau, und nahm ihr den Schleier vom Gesicht, und ein minniglich Frauenbild mit holden und verschämten Wangen, mit Aeugelein, die wie zwei Sterne strahlten, und einem Mündlein purpurroth, so recht bereit, den ersten Liebeskuß zu empfahen, blickte den Umstehenden entgegen. Ei schauet, junger Herr von Neufen, rief der edle Moringer freudenreich — gleicht diese nicht der Mutter, und ist sie nicht ihr Ebenbild? ja wohl, so war sie auch in jungen Jahren, als ich sie zum Altar geführt, und dieser alte Bart noch nicht grau war. Das sey die einzige Buße, die ich zur Stunde euch auferlege, Herr von Neufen: werbt auf der Stelle um dieses holde Fräulein, eh' daß ein Anderer kommt, der sie von hinnen führt. Nehmt hin mit ihr als Mitgift,

die Hälfte von Allem, was ich habe, von Feld und Wald, und allem Gut, was reich gehäuft in meinen Scheunen liegt. Euch ziemt viel besser dieß mein schmuckes Töchterlein zum Ehgemahl, und laßt mir die alte Braut. Nicht zweimal ließ sich der von Neufen rathen, einzugeh'n den schönen Tausch, denn es wollt' ihm zur Stunde bedünken, daß die junge Maid viel minniglicher blickte, als die alte Braut. Er ging auf sie zu und mahnte sie des Worts, das so eben der Vater gesprochen. Das Jungfräulein lieh ihm gar bald ihr Ohr, denn schön und schlank von stolzem Blick war der, der sie um Liebe bat. Indeß der edle Moringer sein reuig Weib emporhob und den ersten Kuß nach langer Zeit wieder auf ihre Lippen drückte, umschloß auch der von Neufen seine junge Braut, und bat den Vater und Mutter um ihren Segen. Nach kurzen Stunden führte er die süße Braut zu Gottes heiligem Altar, und schloß jetzt einen schönern Bund, als der zuvor geschlossen war. Jetzt erst ging recht die Hochzeit an — von Neuem spielten auf die Pfeifer, und Harf und Laute klang, daß es ins Thal erscholl, und weithin über den ganzen Gau. Acht Tage lang währte die Hochzeit mit Tanz und Spiel, also, daß die Freude und Wonne nimmer enden wollte. Die Hochzeit ward beschlossen mit einem festlichen Turnier, in dem der edle Moringer mit dem jungen Schwiegersohn eine Lanze brach, und der Alte ward Sieger über den Jungen. Noch lange lebte der edle Moringer mit seinem Ehegemahl und wiegte holde Enkeln auf seinem

Schooße. Als er zu seinen Vätern versammelt war und man ihn mit umgekehrtem Helm und Schild in die Grube senkte, da kam Herr Berthold von Neufen, und nahm die ganze Grafschaft ein. Das war das reichste Erbe im ganzen Illergau. Seitdem wohnte er mit seinem holden Ehgemahl auf der Burg Marstetten bis an sein selig Ende.

XX.

Hohenkarpfen.

Im Südwesten Wirtembergs liegt eine Landschaft oder vielmehr großer Gau, der theils von der Alp, theils von Ausläufern des Schwarzwaldes begränzt wird, und den Namen Baar trägt. Die Landschaft ist ziemlich gebirgig, nicht sehr bevölkert, trägt zwar gute Frucht, allein weder Obst noch Wein. — Als noch unser deutsches Vaterland in Gaue, größere oder kleinere Bezirke, eingetheilt war, die von einem Gaugrafen verwaltet wurden, war einer der größten Gaue die sogenannte Berchtoldsbaar, manchmal auch einfach Bara genannt, die sich über einen großen Theil der badischen Bezirksämter Villingen, Hüfingen, Möhringen, und der wirtemberg'schen Oberämter Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Balingen, Oberndorf, Sulz, Freudenstadt, Horb, so wie über die sigmaringen'sche Herrschaft Haiger-

loch und das Fürstenthum Hechingen ausdehnte. Ihre Nordgränze bildet der Neckar, die Westgränze zog sich auf den Höhen des Schwarzwalds von Freudenstadt aus bis in die Gegend der Donauquellen hin; gegen Osten bildete die Gegend des Lauchart- und Steinlachthals die Abmarkung. Somit bestand der Haupttheil der Baar aus Bezirken des Schwarzwalds. Ihrem ganzen Umfange nach bildete dieselbe in den ältesten Zeiten ein kleines Herzogthum. Der in der Mitte des 8. Jahrhunderts vorkommende Graf Birchtilo (Berchtold), Urenkel des allemannischen Herzog Gotefrieds, gab ihr den Namen Berchtoldisbara, der schon im Jahr 775 in einer Urkunde vorkommt. — Jetzt verstehen wir unter der wirtembergischen Baar hauptsächlich die Gegend von Tuttlingen bis an die Neckar- und Donau-Quelle bei Schwenningen und Donaueschingen. Ueber die Entstehung des Namens Baar herrschen verschiedene Ansichten. Einige meinen, von einem Dorf Bara, in der Nähe der Brigachquelle, komme der Name Baar her, Andere leiten das Wort von Para ab, was soviel als Gericht bedeute, und somit wäre damit bezeichnet worden, daß Graf Berthold in diesem Bezirke einst Gericht übte. Wie sich der Name dieses Gau's seit mehr als 1000 Jahren erhalten hat, während die Namen so vieler Gaue des Landes ganz und gar verschwunden sind, so hat sich auch bei den Bewohnern der Baar, die durchschnittlich einen kräftigen Menschenschlag bilden, eine schöne kleidsame, ja malerische Volkstracht bei den Frauen erhalten, an welcher besonders die

rothen wollenen Strümpfe am Sonntag wie Werktag sich auszeichnen, so wie die von Flittergold prangenden Kappen (Schapeln im Mittelalter), welche die Jungfrauen nur am Sonntag tragen.

Die Landschaft Baar beherrschen zwei in geringer Entfernung von einander liegende Bergkegel, der Lupfenberg und der Hohenkarpfen; der erstere ist mit einem Tannenwald bedeckt, und gleicht einem auf der Bahre ruhenden Sarge, woher die Baar den Namen haben soll, der andere ganz baumlos und steil ist, in seiner Form dem Hohenstaufen merkwürdig ähnlich. In alten Zeiten trugen beide Berge gewaltige Burgen. Die Burg auf Lupfen ist schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Ruine gewesen und jetzt sind nur noch Wälle und Gräben von der uralten Bergveste vorhanden, Hohenkarpfen zeigt noch stattliche Ueberreste von einer gewaltigen Burg, die einst ein hochedles Geschlecht bewohnte. Die Burg Lupfen wird später Gegenstand unserer Darstellung werden — wir wenden uns vorerst der Ruine Hohenkarpfen zu, auf der die, welche die Höhe ersteigen, reichlich für ihre Mühe belohnt werden, denn man genießt hier oben eine Aussicht, besonders gegen Süden auf die Berge mit ewigem Schnee, die nur von der Aussicht auf der Tuttlinger Höhe übertroffen wird. Auch hier auf Hohenkarpfen will man, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, wie auf dem Nachbarberg Lupfen, die Trümmer einer ursprünglich römischen Bergveste finden, denn einmal scheint das noch vorhandene uralte Gemäuer

römischen Ursprungs zu seyn, und dann sind im Umfang des Berges schon häufig römische Münzen gefunden worden, welches letztere freilich kein so gar stichhaltiger Beweisgrund ist. Wunderbar ist über die früheste Geschichte der Burg Hohenkarpfen, so wie über ein Geschlecht, das sie in den ältesten Zeiten bewohnte, nicht das Geringste überliefert. Die Geschichte jeder Burg, und wenn sie auch von der geringsten Bedeutung gewesen wäre, geht doch immerhin bis in das 14. Jahrhundert zurück, und wir kennen die Namen des Geschlechts, das sie bewohnte, wenn es nur einige waren, aber diese gewaltige und durch ihre Lage wichtige Burg kann nur einen Besitzer aus ältester Zeit aufweisen, der ihren Namen geführt, das ist Egilwart von Karpfen, der im J. 1050 lebte. Die ältesten Herren von Hohenkarpfen müssen demnach schon in der frühesten Zeit ausgestorben seyn, und die Burg kam in verschiedene Hände. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Burg in den Händen eines Stephans von Emershoven. Derselbe hatte auch Wildberg und Bulach von Wirtemberg zu Lehen, und gehörte jenem edlen Geschlecht an, das sofort häufig in der Geschichte des wirtemberg'schen Fürstenhauses erscheint. Ein Gerwig von Emershoven bediente sich bei seiner Unterschrift gewöhnlich dieses Namens:

Gerwig von Emershoven das edel Blut,
Das Wenig hat und Viel verthut.

Im Jahr 1444 kaufte Graf Ludwig von Wirtemberg von Stephan von Emershoven das Schloß und den

Berg Karpfen mit seinem Inbegriff und Zugehörde, die Dörfer Hausen ob Verena, Unter- und Oberaldingen, den halben Kirchensatz von gedachtem Hausen, die Gerechtigkeit und Gülten von dem Hof zu Günnrigen, den halben Zehenten zu Aixheim, die Vogtei zu Tellingen bei Aldingen, und etliche Gülten daselbst, Rietheim, Trossingen, Bäsenheim mit Steuern, Diensten, Vogtrechten, Gerichten und Zugehörden. Im Jahr 1453 belehnte Kaiser Friedrich III. in eigener Person zu Neuenstadt den Grafen Ludwig mit dem Schloß Karpfen sammt seinen Zugehörden, Herrlichkeiten, Würden, Ehren, Rechten, Mannschaften, hohen und niedern Gerichten, Wildpännen, Münzen, Zöllen, Glaiten, Landen und Leuten. Wir können aus diesem Kauf des Schlosses und der Herrschaft Karpfen annehmen, daß um jene Zeit schon das Geschlecht, welches sich von der Burg nannte, ausgegangen war, obgleich M. Crusius und nach ihm J. A. Steinhofer behaupten, daß die Edelleute von Karpfen, welche einst auch Gundelspach und Großheppach an der Rems besaßen, erst im Jahr 1480 ausgestorben seyen. Im Jahr 1491 gründete Graf Eberhard der ältere von Wirtemberg ein neues Geschlecht der Herren von Karpfen, denn er übergab im genannten Jahr seinem natürlichen Sohn Hans Wirtemberger das Schloß Karpfen mit dem Berg und zugehörigen Gütern, einen Theil des Zehenten zu Oberaldingen, das Dorf Hausen ob Verena (unterhalb des Bergs), das Burgstal Rietheim, das Jagen am Lugenhart und an dem Liemberg

nebst 34 Pfund Heller, welche das Amt Tuttlingen bisher einem Burgvogt zu Karpfen für die Burghut gegeben, als ein rechtes Mannlehen. Doch behielt er sich dabei bevor das Oeffnungsrecht und verordnete, „daß diejenigen, welche in das Schloß eingelassen würden, dem Hansen oder seinem Burgvogt zuvor geloben und schwören sollten, keinen Schaden zu thun; so oft es auch zur Oeffnung gebraucht würde, soll Graf Eberhard allezeit einen frommen Reisigen und zween ehrbare Knecht auf eigene Kosten in dem Schloß haben. Weil aber das Schloß baufällig war, so wurde dem Inhaber erlaubt, 1000 fl. darein zu verbauen, doch, daß solcher Kosten bei seinem Abgang ohne männliche Erben und Heimfallung des Lehens seinen Erben ersetzt würde." — Von nun an nannte sich Hans Wirtemberger Herr von Karpfen, aber doch hat er bis an seinen Tod den wirtembergischen Schild mit den drei Hirschhörnern und zwei Fischen, mit einem überzwerchen Balken kreuzweiß durchzogen, behalten und geführt. Noch im Jahr 1498 erscheint Hans von Karpfen als Vogt zu Balingen; er starb im Jahr 1504 zu Stuttgart, wo sein Grabstein mit dem wirtemberg'schen Wappen und der Inschrift: „Der ehrbar Mann Hans Wirtemberger, dem Gott gnad Amen." Wohl Söhne von ihm waren Eberhard und Ludwig von Karpfen, deren Namen freilich nicht mit Ruhm genannt werden, denn sie sind auf der noch im Schlosse zu Tübingen befindlichen schwarzen Tafel zu lesen, wo jene 64 Ritter mit goldener Schrift verzeichnet sind,

welche im Jahr 1519 ohne Noth das Schloß Tübingen übergeben, und sich nicht als Helden und treue Diener ihres unglücklichen Herrn, Herzog Ulrichs, erzeigten. Der Stamm der jüngeren Herren von Karpfen blühte bis in das 17. Jahrhundert; da ging er aus bis auf eine einzige Erbtochter Anna Sabina von Karpfen, Tochter des Junkers Hans Dietrich von Karpfen. Johann Georg Widerhold, ein Urenkel Heinrich Widerholds, Bruders des Großvaters von unserem vielgefeierten Conrad Widerhold, auf welchen das Commando der unbezwingbaren Felsenveste Hohentwiel im Jahr 1650 übergangen war, vermählte sich mit genannter Anna Sabine von Karpfen, pfropfte ein neues Reis auf den seinem Abgang nahen edlen Stamm, und übernahm mit ihr eine schöne Herrschaft als Erbe. Johann Georg Widerhold erzeugte mit Anna Sabina zwei Söhne, Johann Conrad und Johann Dietrich; von ihnen wurde der ältere, Johann Dietrich, Nachfolger seines Vaters im Commando auf Hohentwiel, und Stammherr der noch jetzt in einem ritterlichen Sprossen, dem königl. würt. General, Freiherr Cuno von Widerhold, blühenden edlen Familie. Derselbe ist Besitzer des vormaligen reichsritterschaftlichen Guts Rietheim, wo ein adelicher Wohnsitz sich befindet, und des nunmehrigen Hofguts Hohenkarpfen, welches mit Rietheim in fideicommissarischem Verbande steht. In dem Dorfe Hausen ob Verena befinden sich in der Ortskirche noch Grabmale, Wappen und Gemälde der Edlen von Hohenkarpfen und Rietheim, welche Eigenthum der Familie von Widerhold sind.

Eine wunderbare Sage knüpft sich an die Geschichte des älteren Geschlechts von Hohenkarpfen, die wir nun folgen lassen.

Die Sage vom Roßsprung.

Vor mehr als 600 Jahren wohnte auf der Burg Hohenkarpfen ein junger Ritter, Hugo von Hohenkarpfen, ein Herr von ganz eigenthümlichem Wesen und Charakter. Seine früh verstorbenen Eltern hatten ihm der Glücksgüter viele und mancherlei hinterlassen: die schönsten Heerden trieben auf seinen großen üppigen Waiden, die fruchtbarsten Aecker und wildreichsten Wälder bedeckten seine weitläufigen Besitzungen, und daheim in den wohlverschlossenen Gewölben lag Goldes und Silbers die Fülle. Dabei war Hugo ein Mann von hübscher Körpergestalt und trug ein edles Herz in seinem Busen.

Dennoch ward der reich Begabte dieses vielfachen Segens nicht froh, denn stets umdüsterte ihn der Geist der Schwermuth und Langweile. Sein einziger Genuß bestand darin, im Morgen- oder Abendrothe die Gipfel der Berge zu erklimmen, um von dort unverwandt in die dunkle, stille Ferne hinauszusehen. Da war dem Traurigen oft, als ob ihm aus dem wunderbaren Dufte, der den Blick seines Auges begränzte, das lange vermißte und lange ersehnte Glück entgegentreten sollte. Und wenn dieß Sehnen sich dann nicht erfüllte, wenn die Nebelstreifen, zu keiner freundlichen Gestalt sich bil-

dend, an ihm vorüberzogen, so brach ihm das stürmisch bewegte Herz und er vergoß nicht selten einen Strom von Thränen. Ward ihm auch hie und da eine frohe Stunde zu Theil, so widmete er sich dem ritterlichen Waidmannsgeschäfte; allein oft warf er mitten in diesem Schwert und Wurfspieß von sich und legte sich unter einen Baum, um sich dem unbekannten Quälgeiste hinzugeben, der ihn unaufhörlich bedrängte.

Einst hatte er, spät Abends, als schon die Sonne sich hinter die bewaldeten Anhöhen hinabsenkte, sein Jagdgeräthe ergriffen und eilte, nur von einem einzigen Knechte begleitet, hinaus in die düstern Wälder. Sie hatten noch nicht lange gejagt, als ein plötzlich aufsteigendes Gewitter den Forst mit tiefer Nacht bedeckte. Der Regen goß in Strömen herab und zahllose Blitze setzten die ganze Umgegend in ein augenblickliches Feuer. Herr und Diener hatten sich bei diesem Toben der Elemente unwillkürlich getrennt, jeder suchte den Heimweg nach eigenem Gutdünken, und geblendet von dem Flammenspiel der Blitze hatte Ritter Hugo eine ganz entgegengesetzte Richtung gewonnen.

Endlich brach die Wuth des Unwetters und die Sichel des Mondes zeigte sich wieder an dem klarer gewordenen Firmament. Allein, wo der junge Ritter sein Auge hinwandte, traten ihm überall wildfremde, noch nie gesehene Gegenstände entgegen. Er war ganz vom rechten Wege abgekommen, auch versagte ihm sein ermüdetes Roß den Dienst und der Entkräftete beschloß

daher, unter dichtem Buschwerke gelagert, den Morgen zu erwarten.

So in dem Labyrinthe seines unruhvollen Herzens verloren, erschütterte ihn mit einem Male ein dumpfes Getöse, wie das Rollen eines unterirdischen Donners, das von Sekunde zu Sekunde zunahm, dazwischen war es, als murmelten tiefe, mißtönende Geisterstimmen. Der Ritter richtete sich langsam auf, faßte mit der Rechten sein gutes Schwerdt, mit der Linken den Wurfspieß und starrte lautlos und kaum athmend in die Ferne.

Da borst, nicht hundert Schritte von dem Lauschenden entfernt, der Boden auseinander und ein Licht schlug aus dem weiten Riß empor. Die dumpfen Stimmen klangen vernehmlicher, allein Hugo vermochte keine Silbe zu verstehen. Unverwandt war sein Blick nach der Spalte gerichtet, da gewahrte er mit einem Male einen Zug häßlicher, schwarzer Zwerge aus dem blendenden Lichte emporsteigend. Endlich schwebte auch eine holde, jungfräuliche Gestalt empor, deren Anblick das Herz des jungen Ritters im Innersten erschütterte und sein Gemüth wunderbar ergriff.

Nach einer kleinen Weile setzte sich der Zug in Bewegung und nahm seine Richtung nicht ferne von Hugo. Da rief Einer aus der mißgestalteten, graulichen Schaar in widerlich bellendem Tone: „Nun, übermüthiges Kind, wie steht deine Hoffnung auf die Hilfe der himmlischen Götter? Siehe, nur drei Schritte von dir entfernt gähnt dein Grab und ruhig stehen und wandeln die verhaßten

Gestirne, auch eilt kein zweibeiniges Menschenthier zu deiner Rettung herbei."

Die Jungfrau rang auf diese furchtbare Anrede schmerzlich die Hände und vergoß einen reichen Strom von Thränen.

„Es würde ihr auch wenig helfen," — heulte gar widerlich ein zweiter — „habt Ihr denn die Bedingung schon vergessen? Er muß ein Vater- und Muttermörder seyn, und doch unschuldig; er muß reich, tugendhaft, voll frischen jugendlichen Lebens seyn, und sich doch unglücklich fühlen; wer vermag solche Widersprüche zu vereinigen?"

Da fiel es wie ein Schleier von des Ritters Augen. Mit hohem Muthe und geschwungenem Schwerdte, sprang er vor den grauenvollen Zug und rief: „Euer Gericht hat ein Ende, ihr Unholde! ich bin es, der alle diese Widersprüche zu vereinigen vermag! Meine Geburt nahm meiner Mutter das Leben und ihr Verlust stürzte meinen Vater in Wahnsinn und Tod. Euer räthselhafter Höllenmund hat Euch betrogen. Ich bin reich, voll kräftigen jugendlichen Lebens, und Gott sey Zeuge zwischen mir und Euch, daß nicht der leiseste Vorwurf auf meinem Herzen lastet; dennoch fühle ich mich nicht glücklich seit dem ersten Tage meines Bewußtseins, und meine Tage fließen in Trauer und Schwermuth dahin. Darum hinweg, Ihr häßliches Gesindel und laßt mir die holde, weinende Jungfrau frei, oder ich will Euch vertilgen von der Oberfläche der Erde, daß fürder keine Spur mehr von Euch

zu sehen sein soll!" Hierauf schwang der junge, muthige Ritter sein Schwerdt und im Nu war die nächtliche Brut verschwunden.

Die Jungfrau hatte sich indessen, wie in süßer Betäubung an einen Baum gelehnt, durch dessen dichtes Gezweige nur wenige Mondstrahlen ihr wunderbar verklärtes Gesicht beleuchteten. Der Ritter nahte sich ihr auf das Ehrerbietigste, neigte sich bescheiden und sprach: „Schönstes Mädchen, irgend ein guter Geist, der Euer süßes, zartes Leben bewacht, hat mich zur rechten Stunde hieher an diesen Ort geführt. Sagt mir, wer seid Ihr, und wo ist das Haus Eurer Lieben, damit ich Euch dorthin geleiten kann?"

Da neigte das holde Mägdlein sittsam ihr Haupt, sank auf ihre Kniee, faßte küssend Hugos Hand und brach in lautes Weinen aus.

„Um Gottes willen!" — rief bestürzt der junge Held — „was beginnt Ihr, meine Theuerste? Bei den schönen Gestirnen dieses nächtlichen Himmels! ich habe nicht mehr gethan, als was mir Ritterpflicht gebot. Ein Blick aus diesen holden Augen ist Dankes genug, und mir, nicht Euch, geziemt es, das Knie zu beugen."

Die Jungfrau drückte ihre gefalteten Hände an die hochwallende Brust und hob die von Thränen feuchten, blauen Augen zu ihrem Retter auf. „Sprecht, holdseliges Kind" — fuhr Hugo fört, und suchte die Knieende emporzurichten — „sei Eure Heimath auch noch so fern, ich will nicht eher ruhen, bis ich Euch den schützenden Armen der Eurigen übergeben habe."

— Das Mägdlein aber legte die zarte, weiße Hand auf den roſigen Mund und zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Dürft Ihr nicht ſprechen?“ — rief der Ritter erſtaunt und entrüſtet — „und fürchtet Ihr noch immer die ſchwarzen nächtlichen Mißgeburten da unten?“ — Sie ſchüttelte verneinend das lockige Haupt und ſah demüthig und ſchweigend zur Erde. „Nun, bei den Göttern, das iſt höchſt ſonderbar“ — ſprach Hugo gemäßigter — „ſollte die Natur, die Euch ſo gütig, ja verſchwenderiſch bedacht hat, Euch einzig die Gabe der herzbewegenden Rede verſagt haben?“ — Sie lächelte bei dieſen Worten und drückte beide Hände mit einem heißen, brennenden Blicke an ihr Herz.

Darauf ſagte der Ritter: „Hier können wir nun einmal nicht bleiben, meine Holdſelige. Wollt Ihr auf meine Burg mit mir ziehen, und dort ſo lange verweilen, bis Euer mir unbekannter Zauber gelöst iſt, ſo kommt.“

Das Mädchen nickte, freudig zuſammenſchauernd und mit wunderſüßem Lächeln. Hierauf erhob ſie ſich und gab dem in ihren Anblick ganz verſunkenen Jüngling die Hand. Dieſer ſchwang ſich mit der ſanft Erröthenden auf ſein Roß, und in wenigen Stunden waren ſie auf Hohenkarpfen angekommen.

Die alte, gute Frau Margarethe, Hugo's geweſene Amme und nunmehrige Hausverwalterin, wunderte ſich nicht wenig, als ihr junger Herr mit ſeiner neuen, über Alles ſchönen Burginſaßin ankam. Er übergab ſie alſogleich in ihre Hände und empfahl ſie ihrer

Obsorge, was das Mädchen auch ganz willig und vergnügt aufnahm. Ihm selbst aber, dem sonst so unmuthigen Jünglinge, war es nicht anders, als ob über sein bisher so düsteres Gemüth ein helles, wunderbares Licht aufgegangen wäre. Eine süße, freundliche Ahnung regte sich mit zarten Tönen in seinem nun weit fröhlicher schlagenden Herzen; verschwunden war der Trauerflor vor seiner Seele, und sie trat leuchtend und lächelnd aus sich selbst hervor, sich freuend des süßen Lebens und der wunderherrlichen Schöpfung. Dahingeschwunden war die dunkle Nacht, die ihn sonst so wehmüthig umfangen, und es begann, wie an einem heitern Maimorgen, um ihn zu tagen, um ihn zu blühen und zu grünen, duftige Blumen und köstliche Früchte zu treiben. Denn, obgleich stumm und wortlos, so sprach das holde Mädchen doch mit Blicken voll Liebe, mit holdlächelnden Engelsmienen, mit zarten halblauten Seufzern zu dem Ritter, so daß Frau Margarethe darüber gar oft, jedoch lächelnder Weise, den Kopf schüttelte.

Eines Abends, als die Sonne sank, Blumen und Blüthen rings auf dem Gefilde dufteten, die Sänger in Feld und Wald laut wurden, unzählige glänzende Thautropfen auf dem frischen Grün hingen, lustwandelte Hugo mit der schönen, stummen Jungfrau und Frau Margarethe in dem herrlichen Gehölze, das die Burg Hohenkarpfen umgab. Die alte, redselige Frau sprach von den schönen Tagen ihrer längst entschwundenen Jugend; der Ritter und seine Holde aber schwelgten

im Genusse der Gegenwart und drückten sich mit feuchten Augen an die Brust ihrer guten Pflegerin.

Jetzt schollen Huftritte durch die grüne Waldesnacht und ein heißeres Schreien und Rufen ertönte durch die stillen Abendlüfte. Während die drei Wandler sich noch verwundert ansahen, brach ein schönes, weißes Roß mit gar lustigem Wiehern durch die im Abendrothe funkelnden Gebüsche. Auf ihm saß ein kleines, höckeriges Ungethüm, gleich einem von denen, welchen der junge Ritter seine süße Beute abgejagt hatte, und das abscheuliche, ungestaltete Ungeheuer that sehr ängstlich, hielt sich mit beiden Händen an der wallenden Mähne des Thieres, und schien nicht anders, als ob es augenblicklich in einen Abgrund zu stürzen fürchtete. Sobald es aber den Ritter und das stumme Mädchen erblickte, da plumpte es ungeschickt herab und kollerte in die Gebüsche. Das Rößlein aber lief zu der freudig lächelnden Unbekannten und kniete demüthig vor ihr nieder. Sie umhalste gar freundlich das sanfte Thier und bezeigte sich überaus erfreut und bewegt.

Der junge Ritter und die alte Frau verwunderten sich nicht wenig über die seltsame Erscheinung, die sich so eben in ihrer Gegenwart zugetragen hatte; das stumme Mägdlein aber hatte sich indessen auf das lustig scharrende Roß geschwungen und leitete es mit zarter Hand rückwärts nach der Burg, wohin auch die Andern willig folgten. „Wahrhaftig" — sagte Frau Margarethe zu Hugo — „wir beherbergen einen lieben, aber auch wunderseltsamen Gast!" — „So ist

es" — erwiederte der junge Ritter; — „allein, wie ich ihr Bild, das mich ganz beherrscht, in meinem Herzen trage, so soll sie die freiwaltende Herrin in dieser meiner Väter Burg werden und bleiben!"

Wie Hugo die fröhliche Jungfrau so sanft und leicht die zarten Glieder auf dem schlanken Thier wiegen sah, und wie sie mit den runden, wunderschönen Händen den glänzenden Hals des Freudigspringenden streichelte, da ging ihm das volle Herz über; er verließ die alte, bedächtige Freundin und eilte der Heißgeliebten nach. Bald hatte er sie ereilt und sprach zu ihr, die so gar holdselig zu ihm herabsah: „Wie mag es doch kommen, daß du schönes, sprachloses Wesen mein unruhiges, widerspenstiges Herz so schnell in deine süße Haft gefangen nahmst? Es lehren mich meine Lieder, es lehrt mich mein junges Leben, was ein treuliches Wort über des Menschen Gemüth vermag. Und du hast mich doch nicht anders angesprochen, als mit deinen süßen Blicken, mit dem holden Lächeln, das dir um Mund und Wange spielt und ich finde mich schon ganz und gar dein eigen."

Kaum hatte Hugo dieß gesagt, da lächelte die zärtlich Begrüßte gar hold zu ihm herab und reichte ihm die, wie aus Rosen und Lilien gewobene Hand, auch that in demselben Augenblicke das Rößlein einen so raschen Satz, daß die entsattelte Jungfrau in des Ritters Arme herabsank, worauf er sie alsogleich umschloß und die Erschrockene an seinen Busen drückte.

„Nun hab' ich dich!" — lispelte kosend der Ent-

zückte — „nun hab' ich dich, und wenn dein allerinnerstes Wesen mir nicht widerstrebt und sonst auf Gunst und Liebe eines irdischen Menschen achtet, so magst du mir für immer bleiben. Was ich warm und laut schlagend an meinem Herzen gewahre, ist wahrhaftig des Sterblichen schönster Antheil. Und bist du auch ein Wesen aus der höhern Welt, so hast du dein schönes, himmlisches Leben doch in einen so reizenden Körper gebaut, daß du mir nicht zürnen kannst, wenn ich dich ganz zu besitzen wünsche."

Da sah der in ihren süßen Blicken Verlorene eine glänzende Thräne unter den langen Augenwimpern schimmern, und es war ihm, als wenn das seligste „Ja!" von ihren Lippen erschollen wäre. Er sog den zarten Verräther, der die auf der Jungfrau Wangen aufsteigende holde Scham vergebens Lügen zu strafen suchte, langsam mit den brennenden Lippen auf, und das Rößlein hätte leicht davonlaufen können, denn, Arm in Arm verschlungen, war Himmel und Erde für die beiden Glücklichen verschwunden.

„So willst du mein treues Weib werden und bleiben?" — schmeichelte noch ferner der Entzückte. Das Mägdlein antwortete nur mit süßen Küssen und stillen Seufzern und schmiegte sich innig und anmuthig an den vor Liebe Glühenden. Frau Margarethe, die von ferne das entzückende Schauspiel gewahrte, war gar sehr darüber erfreut, denn sie erinnerte sich aus den Tagen ihrer Jugend noch recht wohl, wie sehr treue Liebe das Herz des Menschen beglücke.

Still, ohne Prunk und lärmende Festlichkeiten, feierte der entzückte Hugo seine Vermählung, seine „Hochzeit" im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn eine hohe Zeit ist sie für Jeden, der das Höchste im Menschenleben zu begreifen weiß.

Als nun am andern Morgen die Sonne mit goldenen Strahlen das Lager der beiden Glücklichen begrüßte, da überraschte die holde, junge Gattin den schmeichelnden Gemahl mit folgender süßen Anrede: „Nun, da ich ganz dein eigen bin, ist mein Mund entsiegelt; in dem Himmel deiner Liebe erreicht mich die Gewalt der finstern Erdengeister nicht mehr, und ich darf in wohl lautenden Tönen dir des Herzens Allerinnerstes eröffnen. So wisse denn, mein süßes Leben, mein geliebter Gemahl, ich bin Jutta, die Tochter des Fürsten der Erdgeister, und von diesem mit der geraubten Nichte des Herzogs von Alemannien auf Twiel erzeugt."

„Dem unbegreiflichen Willen des Schicksals gemäß, folgen die Töchter aus einer solchen Verbindung immer der Natur der Mutter, die Söhne aber gestalten sich ganz nach dem Ebenbild des unterirdischen Vaters. Was soll ich dir erzählen von den Tagen meines aufblühenden Lebens, von den glücklichen Jahren der Kindheit! Gleichförmig, wie eines sanft wellenden Flusses Wogen, flossen diese Stunden dahin, da starb meine Mutter, und ich stand nun allein, mit menschlich fühlender Brust, unter den wilden, unheimlichen Zwerggestalten, deren häßliches Grinsen, deren gespenster-

haftes Necken mir immer das Herz erzittern machte."

„Da warf, als ich immer mehr emporblühte, mein Vater sein lüsternes Auge auf mich, und begehrte mich Unglückliche zu seinem Weibe; denn wisse, mein theuerster Hugo, daß jene fromme, heilige Scheu, die unter euch menschlichen Wesen waltet und den Vater von der Tochter, den Bruder von der Schwester scheidet, jenen finsteren Ungeheuern gänzlich abgeht. Toll leben sie unter einander, wie das sie umkriechende Gewürme — und nun magst du dir, mein Geliebter, den Jammer und das Elend vorstellen, die ich in dieser Umgebung stündlich zu erdulden hatte."

„Vergebens rang ich mit kindlichen Bitten, mit Thränen und Klagen gegen den eisernen Entschluß meines Vaters, und als ich endlich ein ganzes Jahr lange mit muthiger Standhaftigkeit gekämpft hatte, ließ er mir nur die Wahl zwischen dem Tod und seinem Willen. Ohne Bedenken wählte ich den erstern."

„Mein Vater ließ mich nun von seinen schadenfrohen Erdgeistern greifen und befahl, mich an das Licht der Sonne zu bringen und dort zu tödten. Doch, wie im Vorgefühle einer glücklichen Zukunft, die meiner noch warten sollte, sprach er einen Zauberbann über mich aus, den du, mein trautes Herzgespiel, in seinem ganzen Umfange gelöst hast. Stumm sollte ich nämlich bleiben, bis sich ein Retter in meinen Todesnöthen fände, der Vater- und Muttermörder und dennoch unschuldig, der reich, tugendhaft, voll frischen jugendlichen Lebens seyn und sich dennoch unglücklich fühlen

müsse. Stumm bis er die Sprachlose, dem unbeschadet, zu seiner Gattin gemacht hätte. Der ersten Bedingung hast du mit deinem Schwerdte entsprochen" — fuhr Jutta fort, und verbarg das erröthende Antlitz an des freundlich lächelnden Gatten Brust — „und der zweiten mit deiner mich beglückenden Liebe. Ganz bin ich nun dem schönen Lichte wiedergegeben, und die finsteren Erdgeister haben fürder keine Macht mehr über mich. Das schöne, weiße Roß aber, das an jenem herrlichen Tage, wo du mich zu deinem lieben Weibe begehrtest, zu uns kam, ist mein gutes Leibroß, das mich öfter durch die langen, glimmenden Erdgänge trug, und es wohnen ihm gar wundersame, zauberische Eigenschaften bei."

Vier Jahre lang hatte Hugo an der Seite seiner geliebten Gemahlin die süßesten Freuden der Liebe gekostet. Frau Jutta trug einen zarten Knaben auf ihren Armen; ihre sanfte Herzensglut hatte sich nicht vermindert, obgleich sie ihren Reichthum an Liebe jetzt zwischen Vater und Sohn theilen sollte, denn ein unerschöpflicher Zauberschatz von Liebe lag in ihrer schönen Brust. Nicht so der weltlustige Rittersmann, in dessen Innerem jetzt manche Stimme erklang, die früher geschwiegen hatte. Zwar hing er noch immer mit warmem Herzen an der reizenden, liebevollen Gattin, allein in der Ferne, jenseits der Berge, schien das fremde Leben nach ihm zu verlangen, und vorzüglich war es das Treiben in der Hofburg des mächtigen Landgrafen von Fürstenberg, dessen Lehensmann

er war, was ihm manchen heimlichen Wunsch entlockte.

Obgleich an zeitlichen Gütern überflüssig gesegnet, wollte Hugo, um es den Ersten seines Standes gleich zu thun, ebenfalls die Bergesadern in seinem Gebiete öffnen, und die blendende Beute aus dem Schooße der Erde für sich gewinnen. Davor aber rieth ihm Frau Jutta, der er seinen Plan entdeckt hatte, aus allen Kräften ab. „Weißt du wohl" — sagte sie, — „wer diese von Euch so gepriesenen Schätze bewacht? Es sind die düstern, tückischen Erdgeister, denen du mich ritterlich abgewonnen hast, und die da unten in ihrer schauerlichen Nacht auf unsere böse Stunde lauern. Gibst du ihnen Luft und Licht auf deinen Gründen, so ist es um dich und um mich und um unser holdseliges Kind geschehen. Auch kommt der göttliche Segen nur von oben, und nicht aus den tiefen, grauenvollen Schachten. Ich sage dir, es thut nimmer gut, die Alten da unten aufzufordern zur Gemeinschaft mit den Kindern des Lichts."

Diese freundliche Warnung nahm Hugo folgsam in seinem Herzen auf, denn Jutta's weissagende Seele hatte die Dinge, die da kommen würden, gar wohl errathen. Niemand wollte mehr dem segenbringenden Ackerbau obliegen, Alles nur in den funkelnden Erdenschoos hinabsteigen. So mußte es kommen, daß oft Groß und Klein inmitten seines Goldes und Silbers darbte, ja, daß selbst der schmerzliche Hungertod nicht Wenige aus dem Volke wegraffte. Rings um unseres Ritters Besitzungen herrschte die blinde Begierde nach

Schätzen; nur seine Seele wußte die holde Gattin davor zu bewahren.

Von den Burgen der Ritter von Honberg und Conzenberg, und von den Besitzungen des Landgrafen selbst erstreckten sich die ergiebigen unterirdischen Gänge bis in Hugo's Gebiet, und man wußte sich an dessen Gränzmarken so Mancherlei von dem boshaften Spucke der Berggeister zu erzählen. In der Morgen- und Abenddämmerung wagte sich kein Arbeiter mehr auf den Acker, wenn derselbe nahe an den Gränzen lag; da wandelten in fürchterlichen, abentheuerlichen Gestalten die finsteren Gnomen, und schreckten den fleißigen Landmann nicht selten bis auf den Tod.

Der Jammer des Landes und das Unwesen der bösen Gespenster traf das Herz des Ritters von Hohenkarpfen recht schwer. Da sprach er eines Tages zu seiner Hausfrau: „Ich kann das stets wachsende Landeselend nicht mehr länger mit ansehen, darum will ich hinüberziehen nach dem Hoflager meines gnädigen Herrn, des Langrafen Egon, und ihm die Augen öffnen."

„Ach" — antwortete ihm Frau Jutta — „du bist da im Begriffe, eine böse, undankbare Sache zu unternehmen, und wenn du von deinem Vorhaben nicht abstehst, wirst du uns Alle sicherlich zu Grunde richten." — „Welch ein ängstliches Gefühl ergreift dich mit einem Male?" — fragte Hugo ganz verwundert — „will ich doch nicht die Fahne des Aufruhrs gegen meinen Lehensherrn erheben, sondern ihm, als treuer

Vasall, nur des Landes Noth und Gefahr an das Herz legen." — „Ach, du stellst dich den Gewaltigsten im ganzen Lande entgegen" — sprach Frau Jutta — „wenn du des armen Volkes Partei ergreifst. Der Durst nach Gold hat sie Alle entzündet und jeder Widerstand dagegen wird dir nur den Untergang bereiten." — „Du thust meinem Herzen Unrecht" — erwiederte Hugo — „es liegt gar ein guter Kern in dem Landgrafen, und seines Volkes Wohl geht ihm über alles Gold und Silber der Erde." — „Wollten die Götter, daß es so wäre" — seufzte Frau Jutta — „allein eine innere, Unglück verkündende Stimme sagt mir das Gegentheil. Wofern du aber, trotz meiner Warnung, dennoch auf deinem Vorhaben beharrst, so nimm wenigstens mein treues Leibroß mit dir, und besteige es im Augenblicke der dringendsten Gefahr zu deiner Rettung."

Hugo that, wie seine schöne und besorgte Gemahlin ihm geboten und zog zur Stunde mit dem trefflichen Rosse nach dem Hoflager des Landgrafen auf Burg Fürstenberg.

Das Rößlein, das sonst so munter und fröhlich mit seinem Reiter davonjagte, schien den Unmuth seiner Gebieterin zu theilen, es geberdete sich heute ganz ungehorsam und widerspenstig, und Zunge und Sporen des Ritters vermochten kaum es fortzutreiben. So hatte sich denn Hugo verspätet und ihn die Nacht überfallen, ehe er auf Fürstenberg angekommen war. Zugleich thürmte sich ein schweres Gewitter über seinem

Haupte auf, und bald sah er sich genöthigt, wie in jener schauerlichen Nacht, wo er seine geliebte Jutta aus der Gewalt der häßlichen Erdgeister befreite, unter einem dichten Gebüsche seine Zuflucht gegen die herabstürzenden Regenströme zu suchen.

Es mochte beinahe Mitternacht seyn. Ritter Hugo gedachte bald seines Weibes und Kindes zu Hause, bald des morgenden Tages, wo er vor den Landgrafen treten würde, um ein gut gemeintes Wort für das Beste des Volkes zu sprechen, allein Nichts vermochte die räthselhafte Unruhe zu bannen, von der er sich befangen fühlte.

Ein helles Prasseln und Knistern, nicht anders, als wenn ausgedörrte Holzwände bersten, erscholl mit einem Male in der ganzen Gegend, und von Zeit zu Zeit klang ein gellender Pfiff dazwischen, den ein dumpfes, entferntes, nur noch hörbares Geheul zu beantworten schien. Der Ritter starrte lange hinaus in die finstere Nacht, ohne das Mindeste zu bemerken. Endlich schien sich die nördliche Seite des Waldes in einen bläulichen Brand zu setzen, der bald verlosch, bald sich wieder von Neuem entzündete. Das ungewisse Feuer bewegte sich langsam vorwärts, und wie es dem Staunenden näher rückte, schien es immer mehr an Umfang zu gewinnen. Aehnliches begab sich auch bald von der andern Seite des Forstes, und so weit das Auge des Ritters reichte, schienen die Thäler, die Wälder und die Gebüsche in einem düstern Feuer zu brennen.

Endlich entwirrte sich das Verworrene vor des Staunenden Auge, und er sah mit Entsetzen, daß es feurige Bergmännlein waren, die schaarenweise von allen Seiten heranzogen und gerade nach dem Orte ihre Richtung nahmen, wo sich Hugo mit seinem Rosse gelagert hatte. Nicht ferne von ihm hielten sie still, schlossen einen dichten Feuerkreis und tanzten unter seltsamen Gesten einen furchtbaren Reigen. Nach Beendigung desselben trat der Ansehnlichste, der eine flammende Krone auf dem Haupte trug, hervor und sprach mit heiserer, widerlicher Stimme: „Endlich, nach langem Hoffen und Harren, ist die Stunde der Rache gekommen. Ihr wißt es, getreue Unterthanen meines Reiches, wie empfindlich mich jenes sterbliche Ungeheuer verwundete, indem es die falsche, undankbare Tochter meiner gerechten Bestrafung und dem wohlverdienten Tode entrissen hat, und jetzt stellt er sich auch noch der Ausbreitung unseres Reiches mit allen Kräften entgegen, indem er nach dem Hoflager des Landgrafen zu ziehen Willens ist, um ihn gegen den Bergbau auf Gold und Silber einzunehmen und so unserer Macht über die Erdensöhne eine tödtliche Wunde zu versetzen. Laßt uns daher den zwiefachen Verbrecher, der zu meinem und Euerem Verderben lebt und arbeitet, verurtheilen, und nach unseren unwandelbaren Gesetzen mit ihm verfahren.“

Ein düsteres Gemurmel flog bei diesen Worten durch die leuchtenden Schaaren; es schien, als ob die ungestalteten Zwerge sich berathschlagten; endlich trat Einer

aus ihrer Mitte hervor, warf sich vor dem Fürsten, dessen Krone immer dunkler brannte, nieder und sprach: „Herr und Gebieter der mächtigen Geister, welche die geheimnißvollen Tiefen der Erde bewohnen! Dein Wille ist uns stets gerecht; was Du über den Verräther verhängst, das werde auf der Stelle an ihm vollzogen.“

Da leuchtete lustiger die Krone auf dem Haupte des Erdkönigs, und mit siegreich schmetternder Stimme rief er: „Nun wohlan denn, so ist der Stab über ihn gebrochen! Sterben hat die Menschenbrut längst schon gelernt; der kurze Todesschmerz wäre eine allzu gelinde Strafe für den heimtückischen Verräther. Er soll leben, aber ein banges Leben voll Ungemach und Elend; ihn quäle die Erinnerung an die schöne, dahingeschiedene Vergangenheit, und der verzweiflungsvolle Gedanke an eine lange, langsam marternde Zukunft; an seinem Herzen nage zudem eine matte, kernlose Gegenwart und der seelentödtende Lebensekel. Das goldene Schlößlein, das wir mit kunstfertigen Händen in unseren Erdhöhlen erbaut haben, soll er scheuern und rein erhalten, damit es inmitten der feuchten Erddämpfe immer helle und glänzend sich spiegele. Wehe ihm, wenn ein einziger Fleck, nur so groß wie ein Stäubchen, daran haften bleibt!“

Nach dieser Rede brach die ganze gräuliche Menge in ein lärmendes, gellendes Beifalljauchzen aus; Hugo sah, wie sich augenblicklich der weite, feurige Kreis zu verengen begann, um ihn rettungslos einzufangen. Da blitzten auf einmal Frau Jutta's letzte Worte durch

seine Seele und schnell schwang er sich auf sein Roß, das lustig aufwieherte, als es die Last seines Herrn verspürte, und wie ein Pfeil mit ihm davonsprengte. In demselben Augenblicke verloschen die düstern, bläulichen Feuer der Bergmännlein, der ganze Spuck verschwand, und der Mond trat aus den gerissenen Wolken und beleuchtete eine schöne, anmuthige Gegend. Der Ritter aber küßte sein rettendes Rößlein auf die milchweiße Stirne und setzte wohlgemuth seine Reise fort.

Ein lichter, lauer Maimorgen begrüßte die Erde, und noch nicht lange war Hugo, nachdenklich über die kaum überstandene Gefahr, seines Weges dahingeritten, als ihm schon die Thürme der stolzen Burg Fürstenberg von der gewaltigen Anhöhe herab im Strahle der Morgensonne entgegenleuchteten. Etwas Unmuthiges empfand er doch in seinem Innern, als er über die herabgelassene Zugbrücke durch die hohe Burgpforte einritt; auch sein treues Roß schnob, als ob es die Sachen hier nicht geheuer fände; allein der Empfang, der ihm von Seiten des Landgrafen zu Theil wurde, schien alle trüben Ahnungen Lügen zu strafen. Er umarmte den jungen Rittersmann, den er schon so lange nicht mehr an seinem Hoflager beherbergt hatte, und erwies sich überhaupt so zutraulich, daß Hugo über die Besorgnisse seiner Gattin daheim, sowie über seine eigenen Zweifel lächeln mußte. Er hielt darum auch nicht lange mit seinem Anliegen hinter dem Berge,

sondern trug dasselbe in wenigen, schlichten, aber klaren und bestimmten Worten vor.

Da antwortete Landgraf Egon, ihn gütig bei der Hand fassend: „Wahrlich, Ihr erfreut mich ausserordentlich, junger Ritter, mit Eurer überaus wohl gelungenen Vorstellung. Ihr seid noch so jung und schon so erfahren, so arm an Jahren und so reich am Verstande. Wisset, mein lieber, junger Freund, daß ich ebenfalls das Gift in dem sonst so frischen Blute meines Landes gefunden habe, und daß ich entschlossen bin, mit Gottes Hilfe dem um sich greifenden Unheil zu wehren; allein mich bedrängt für den Augenblick von einer andern Seite her eine weit größere Gefahr. Von Norden her bedrohte mich der Herzog von Urslingen und der mächtige Graf von Zollern, und von Mittag der Graf von Habsburg mit blutiger Fehde, sie sammeln bereits ihre Kämpfer, und jeden Tag muß ich eines feindliches Angriffes gewärtig seyn. Erst muß dieser Gefahr begegnet werden, ehe ich an die übrigen Landesangelegenheiten die bildende Hand legen kann. Leihet mir deßhalb vor Allem Euern Arm und Euer Schwerdt für diesen Kriegszug und nachher werde ich Euch, als Euer Lehensherr, reich dafür belohnen."

Der freudige Kriegsmuth, der, von dem süßen Kosen der Liebe eingewiegt, bisher in Hugo's Herzen nur geschlummert hatte, erwachte auf des Landgrafen Mahnung nicht anders, als wie ein junger Löwe, den eine leichte Verwundung zum blutigen Kampfe gereizt hat. Unseres Ritters ganze Seele loderte auf in Lust und

Begierde, dem Frieden des Landes und seines Herrn auf dem Schlachtfelde zu begegnen, und schon am andern Tage zog er an der Spitze einer muthigen Reiterschaar gegen den Herzog von Urslingen. Ueberall, wo er mit seinem guten Rosse erschien, durchbrach er die Schlachtordnung und jagte Haufen um Haufen in schmähliche Flucht. Das Rößlein selbst that dem Feinde mehr Schaden, als viele einzelne Reitersknechte, denn wie es in die feindlichen Reihen kam, so biß und schlug es wie wüthend um sich und verwundete Viele bis auf den Tod.

Bald war der Kriegszug beendet und das landgräfliche Heer zog mit Ruhm und Beute, jeder in seine Heimath. Herr Egon empfing den tapfern Hugo auf das freundlichste, beschenkte ihn mit einer goldenen Ehrenkette und fügte die Worte bei: „Ihr habt Euch untadelig betragen, junger Held, und durch meinen Mund dankt Euch das Vaterland. Allein Tage der Arbeit erfordern auch Tage der Ruhe, darum ziehet heim zu Euerer geliebten Gemahlin und Euerem zarten Söhnchen und genießet die Segnungen eines Friedens, den Ihr so rühmlich erkämpfen halfet. Bei mir aber sind Eure Worte auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, sie werden keimen und reifen und dem Lande köstliche Früchte tragen."

Hierauf nahm der Ritter freundlichen Urlaub, und zog, wiewohl nicht ganz befriedigt, nach Hause, wo er aber nicht Alles in den besten Umständen fand. Zwar waren Frau und Kind gesund und wohl, allein die

Nachbarn hatten sich gar feindselig bewiesen, ja, sie wagten es sogar, ihren goldhungerigen Bergbau bis auf des Ritters von Hohenkarpfen Grund und Boden zu treiben. Daraus erwuchsen diesem allerlei Beschwerlichkeiten, und es liefen Klagen auf Klagen von seinen Unterthanen ein. Die feindseligen Bergmännlein neckten nicht blos Morgens und Abends die Arbeitsleute auf den Feldern, sondern auch am Tage, wo ihnen das Sonnenlicht gebot, in ihrer kalten Erdennacht zu bleiben; auch stiegen oft schwere Steinhagel aus den tiefen Schachten empor und verwundeten manchen fleißigen Landmann.

Darüber ergrimmte Hugo im innersten Herzen, nahm seine reisigen Knechte und verjagte Alles, was innerhalb seiner Gränzen nach Gold und Silber grub; hierauf verschüttete er alle Gänge und begab sich dann wieder an des Landgrafen Hoflager, um diesem von dem Geschehenen Rechenschaft abzulegen.

Weit weniger freundlich, als das erste Mal, empfing ihn Egon von Fürstenberg, ja, er gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, wie er sich mit seinen fortwährenden Klagen und Beschwerden höchst überflüssig mache, und daß man selbst recht gut wisse, was zu des Landes Bestem erforderlich sey. Ritter Hugo hingegen, der sich seiner guten Sache bewußt war, nahm die frostige Zurechtweisung auf das beleidigendste auf und kehrte, mit bitterem Unmuth gegen den Landgrafen im Herzen, auf seine heimathliche Burg zurück. Er beschloß, nun und nimmermehr zu klagen, sondern

sich, nach ächter Ritterart, selbst Recht zu verschaffen.

Zu Hause angekommen, fand er Alles in großer Bestürzung und Verwirrung. Die benachbarten Grundherren, namentlich der von Conzenberg, hatten sich der von Hugo's Besitzungen Vertriebenen angenommen, während des Letztern Abwesenheit seine Aecker verwüstet, seine Höfe verbrannt, und Alles, was sich widersetzte, niedergemacht. Frau Jutta selbst hielt sich nur mit Noth in der Burg gegen den wüthenden Anfall, und erst wenige Stunden vor ihres Gemahls Heimkehr waren die Feinde abgezogen. Da erwachte der heißeste Grimm in Hugo's Innerem, er weinte vor Zorn und that einen hohen Schwur, diese Unbill schwer und blutig zu rächen. Flugs sammelte er seine Knechte und zahlte seinen Widersachern mit Wucher. Die Röthe ihrer brennenden Burgen und Höfe leuchtete weit in das Land hinein, so daß der Landgraf in nicht geringer Besorgniß war, es seien fremde Feinde eingefallen. Alle Schachten und Gruben wurden zerstört, und was mit den Waffen in der Hand getroffen wurde, mußte ohne Gnade den Tod erleiden.

Des folgenden Tages aber zogen die Geschlagenen an das Hoflager des Landgrafen, und weil sie sich schon früher durch reiche Geschenke seiner Gnade versichert hatten, so fanden sie hier auch schnell Recht. Ritter Hugo von Hohenkarpfen wurde als Landesverderber angeklagt und unverzüglich vor seines Lehensherrn Richterstuhl geladen.

Frau Jutta erschrack nicht wenig, als sie diese Nach-

richt erfuhr, weinte bitterlich und fiel dem geliebten Gemahl um den Hals mit den Worten: „Ach, hättest du doch den Grimm des Wolfes nimmermehr gereizt, so wäre er nicht in deine Heerde gefallen; nun werden aber deine unschuldigen Lämmer bluten, und du selbst, der kühne Hirte, wirst diese Wagniß vielleicht mit deinem Herzblute bezahlen müssen." — „Fasse Muth" — entgegnete ihr Hugo — „hab' ich ja doch nichts Böses verbrochen, sondern nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Der Landgraf wird auch mich hören, und meine Feinde werden beschämt abtreten." — „Ach, das Gold ist weit mächtiger, als die Wahrheit und das Recht" — versetzte Frau Jutta — „mich befällt eine gar böse Ahnung. Sollte dir aber irgend etwas Gefährliches widerfahren, so vergiß nicht deines guten Leibrosses." — Mit diesen Worten umarmte sie den geliebten Gemahl, und dieser zog mit seinem treuen Thier nach der Burg des Landgrafen.

Wie es die fromme Seele der besorgten Gattin geahnet hatte, so geschah es auch. Bestochene Richter saßen zu Gerichte, und der Landgraf selbst war voll des grimmigsten Zornes. Der ritterliche Stolz, mit dem sich Hugo vertheidigte, verschlimmerte seine Sache noch mehr, und ihm wurde, als überwiesenem Landesverderber, das Todesurtheil gesprochen.

Da warf er sein gutes Schwerdt vor des Landgrafen Füße und sprach voll edeln Unmuths: „Nehmt hin meine wackere Waffe, die ich für Euch so treu und ehrlich geführt, und mit ihr mein Leben. Weiß

ich doch, wie Ihr einen gehorsamen Lehensmann zu belohnen pfleget. Noch aber waltet ein Gott über uns, und ihm übergebe ich meine Sache!" — Der Landgraf wandte sich erröthend von dem Verurtheilten, und dieser wurde ohne Verweilen in den untersten Kerker der Burg abgeführt, wohin kein Strahl der Sonne dringen konnte.

Wie nun der arme Ritter so ohne alle Hoffnung gefangen saß, da erinnerte er sich der letzten Worte seiner geliebten Gemahlin, und ein neuer, freundlicher Trost ging in seiner Seele auf. Als daher der Kerkermeister erschien, um ihm seine kümmerliche Nahrung zu bringen, sprach er zu diesem: „Lieber Freund, als mir noch mein Glücksstern strahlte, habe ich Euch, wie Ihr Euch gewiß noch erinnert, manches Liebe und Gute erwiesen. Nicht, als ob ich Euch jetzt überreden wollte, einen Treubruch an Euerem Gebieter zu begehen, um mein bischen Leben dem Beile des Henkers zu entziehen; da sey Gott vor! Vielmehr ermahne ich Euch selbst, standhaft gegen alle Versuchung zu bleiben, denn Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Aber einen Wunsch helfet mir erfüllen. Wenn ich noch einmal des Landgrafen Antlitz schauen könnte, so wäre mir der bittere Gang zum Tode gar sehr erleichtert. War er doch immer mein Freund und hatte es gut mit mir vor, ich aber habe in meinem verirrten Sinne gegen mich selbst gewüthet. Seid doch so gut, und bringet es durch Euere Vermittelung dahin, daß mir

der Landgraf, mein gnädiger Herr, diese letzte Bitte gewährt."

Kurt, der Kerkermeister, fühlte Mitleid mit dem unglücklichen Ritter und seiner hoffnungslosen Jugend, und ging hin zu dem Landgrafen, um die letzte Gnade für den Verurtheilten von ihm zu erbitten. Herr Egon, eingedenk der früher geleisteten Dienste Hugo's, gewährte dieselbe, und als er in aller Pracht seiner Würde, umgeben von seinen Dienstmannen und Knappen, in dem hohen Ahnensaale des Schlosses Fürstenberg saß, wurde der Ritter von Hohenkarpfen aus dem Dunkel seines Kerkers in die glänzende Versammlung geholt.

„Edler Herr und Gebieter" — sprach der Verurtheilte — „ich danke Euch für die hohe Gnade, Euer erhabenes Antlitz noch einmal schauen zu dürfen, und Gott mag dafür die Jahre, die ich früher in das Reich der Schatten hinabsteigen muß, Euerem herrlichen Leben zurechnen. Meine Richter haben mich verurtheilt, zu sterben, ich murre nicht, auch mag ich meinen Tod verdient haben; allein mein letztes, unbedeutendes Gesuch — bedenket, hoher Herr, es spricht ein dem Tode Geweihter zu Euch — werdet Ihr mir gewiß nicht verweigern. Ich will nicht um mein Leben bitten, das verwirkt ist, nicht um meine Freiheit, die ich, wie meine Richter sagen, mißbraucht habe. Laßt mich nur als einen ritterlichen Mann von dieser Welt Abschied nehmen, und verleiht mir die Gunst, nur eine kleine Weile noch mein wackeres Streitroß herumtummeln zu dürfen."

Der Landgraf lächelte ob der sonderbaren Bitte, und befahl, alle Zugänge zu der Burg sorgfältig zu versperren, die Wachen zu verdoppeln und sodann das Begehrte zu gewähren.

Das Rößlein wieherte freudig auf, als es herbeigeführt wurde und seinen wohlbekannten Herrn erblickte, und sprang wie toll umher, so daß es die Knappen kaum zu halten vermochten. Der Ritter aber trat hinzu, streichelte freundlich den schneeweißen Nacken des lieben Thieres, und wie dieses ihn mit seinen großen frommen Augen wieder ansah, da konnte Hugo sich nicht enthalten, es zu umhalsen und auf die schöne, glänzende Stirne zu küssen. „Wirst mir nun wohl zum letzten Male dienen" — sprach er und lehnte sich traulich an das schlanke Rößlein. — „Hast mich zu mancher süßen Lust, zu manchem freudigen Kampfe getragen, magst mich nun auch zu meinem letzten, bittern Gange geleiten."

Das Rößlein wieherte abermals lustig und hell auf, nicht anders, als ob es seinem betrübten Herrn eine fröhliche Antwort geben wollte; auch schlug es in demselben Augenblicke nach einem der Knechte, der den Ritter hohnlachend mahnte, nicht so lange mit dem letzten Ritte zu zögern, so daß der ungeschickte Bursche kopfüber zu Boden purzelte.

Nun schwang sich Hugo auf das scharrende Rößlein, gab ihm kosend die Zügel und ganz leise und linde den Schenkel. Mit schnaubenden Nüstern und fliegender Mähne kreiste es in dem geräumigen Burg-

hofe, bald langsam, bald fröhlich tanzend, und der Landgraf und seine Umgebung sahen mit Freuden die stolze Zierlichkeit des Thieres, und wie es so mit Liebe seinen schönen Ritter zu tragen schien. Als es nun so fröhlich herumtobend an des Hofes nördliche Seite gekommen war, wo sich der Berg, auf welchem die landgräfliche Burg emporragte, steil hinabsenkt in das Thal, durch welches die kaum erst ihren Quellen entsprungene Donau sich hinschlängelt, da wieherte es dreimal hinter einander, daß die hohen Mauern und Wälle wiederhallten, und setzte, wie auf eines Vogels Fittigen, mit einem Sprunge über Wall und Graben, und mit einem zweiten den Berg hinab in's Freie und Weite. Da erst errieth Ritter Hugo den Sinn seines lieben Weibes, als sie ihm empfahl, in der äußersten Gefahr seines Lebens sich dem treuen Rosse anzuvertrauen.

Nun jagte das rettende Thier mit seiner theuern Last nicht anders, als wie von Fittigen des Windes getragen, dahin, und bald waren beide in der dichten Waldesnacht den Augen der Nachstaunenden entschwunden.

Frau Jutta stand an der Pforte der heimathlichen Burg, ihr holdes Knäblein auf den Armen, als der Gerettete mit verhängtem Zügel dahergesprengt kam. Athemlos sank er in die Arme der ihn zärtlich Umfangenden, diese aber sprach mit leisen Liebestönen zu ihm: „Hab' ich es doch immer gesagt, mein Theuerster, daß dieses ferne, fremde Hofleben nicht für dich tauge,

daß die Luft dort die Herzen schwer niederdrücke, und daß du nur in deinen frischen Berglüften frei und froh zu athmen vermögest. Sieh hier dein Söhnlein, das durch dich bald seinen Vater verloren hätte; sieh mich, die wieder Glückliche, die durch dich zur Unglücklichsten geworden wäre, und laß die wilden Wünsche, die dich hinweglocken aus meinen Armen, für immer ersterben."

Hugo aber umarmte die weinende Gattin und sagte: „Wohl wäre mir manches Unheil erspart worden, wenn ich deiner Bitte gleich von Anfang willfahrt hätte; laß das Vergangene warnend für mich dahingegangen seyn, ich will mir von nun an eine heitere, glückliche Zukunft bereiten. Hier aber, mein süßes Weib! hier haben wir die längste Zeit gehaust; ich muß die heimathliche Erde verlassen, denn mit dem Landgrafen habe ich für immer gebrochen, auch wird er es mir nie verzeihen, daß ich mich seinem Gewahrsam und seinem Gerichte entzog. Ich will meine Burg in Flammen setzen, damit keiner meiner Feinde sich darin nähre und sich mit seinem Siege über mich brüste. Wir ziehen in eine fremde Gegend, hinab an den schönen Neckarstrom, zu den Pfalzgrafen von Tübingen, oder den mächtigen Herzogen von Teck, wo ich der süßen Ruhe froh genießen kann; dort will ich mir einen neuen Heerd gründen!"

Frau Jutta lächelte gar anmuthig durch ihre Thränen hindurch und sprach: „Was der gewaltige Trotz des Mannes sich zu erreichen nicht getraut, das wird vielleicht des Weibes duldender, bittender Sanftmuth

gelingen. Laß mich deinen Friedensboten an den Landgrafen auf Fürstenberg seyn; ich hoffe zu Gott, sein Herz zu rühren und dich auf dem altheimischen Boden festzuhalten. Ich will zu ihm hinziehen mit diesem unserem Sohne auf den Armen, und nur von einem einzigen reisigen Knechte begleitet. Wir Frauen, mein geliebter Gemahl, führen Waffen, denen kein menschlich fühlendes Herz zu widerstehen vermag, und so hoffe auch ich meine Sendung auf das Beste auszurichten."

Hugo, dessen früher so widerspenstiges Herz die Gefahr des nahen Todes bezähmt hatte, willigte in die Bitte seiner holden Gattin, und die Gnaden-Wallfahrt wurde für den kommenden Morgen beschlossen. Kaum war dieser angebrochen, so that Frau Jutta, wie sie es verheißen, nahm den Knaben auf den Arm, setzte sich auf das kluggetreue Roß, und zog, im Geleite nur eines einzigen Dieners, hinauf gen Fürstenberg. Schon unterwegs, nicht weit von da, wo jetzt das freundliche Städtchen Geisingen an der Donau liegt, traf sie auf den Landgrafen, der bereits an der Spitze eines Trupps Gewappneter ausgezogen war, um die Burg des entflohenen Ritters von Hohenkarpfen zu brechen. — Wer hat noch je dem Flehen einer holden, tugendreichen Frau widerstanden? Auch Landgraf Egon von Fürstenberg vergab und vergaß, und fortan lebte Ritter Hugo ruhig auf seiner Burg, ohne die Gunst des Hofes ferner zu versuchen.

XXI.

Friedrichshafen

und das

ehemalige Kloſter Hofen.

Beide, das Schloß und die Stadt, liegen dicht am See, jeder Theil auf einem ausſpringenden Bogen (Horn) des Geſtades. Die Lage iſt eine der ſchönſten und großartigſten am ſchwäbiſchen Meere, denn hier liegt der Bodenſee in ſeiner größten Breite vor dem Blicke. Friedrichshafen beſteht aus drei verſchiedenen Theilen, der ehemaligen Reichsſtadt Buchhorn, dem vormaligen Kloſter (Priorat) Hofen, und der ſogenannten Neuſtadt, einer von Tag zu Tag wachſenden Reihe Häuſer, welche ſich von der Altſtadt gegen das Schloß und den Bahnhof hinziehen.

Stadt und Schloß Friedrichshafen haben eine beinahe tauſendjährige Geſchichte. Schon im Jahr 837 kommt Buchhorn, der alte Name der Stadt, als Buachihorn, Puhihorn, Buochihorn vor, welchen Namen ſie wohl von ihrer Lage am See, wie Romanshorn, Argenhorn und andere Orte, erhielt. Vielleicht reichte ein Buchenwald bis an den See, wo nun Schloß und Stadt ſtehen, und im gelichteten Walde wurde die erſte Villa oder Burg gegründet. Daß der Name von Buche herzuleiten, dieſe Anſicht möchte dadurch unter-

stützt werden, daß das alte Wappen der Stadt eine grüne, ausgerissene Buche im goldenen Felde zeigt, während die linke Seite des Schilds ein schwarzes Jagdhorn mit güldenem Beschläge und Bande im rothen Feld darstellt. — Aus alten Urkunden, die Buchhorn erwähnen, ergibt sich, daß es schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein nicht unbedeutender Ort (locus) gewesen, an dem öffentliche Verhandlungen vorgenommen wurden. Buchhorn war eine sogenannte Thingstätte (Gerichtsstatt) und ein Sitz der alten Grafen von Linzgau, der wohl in einem wohlbefestigten Wasserhaus bestand, das von den Fluthen des Sees beschützt war. Der Linzgau gränzte westlich an den Höhgau bis hinauf nach Pfullendorf, östlich an den Argen- und Schussengau, bis hinüber an die Stadt Tettnang und begriff gegen Norden noch die Orte Ober- und Untertheuringen in sich. Als Grafen des Linzgau's werden genannt: Warin im Jahr 746, Ruodbert im Jahr 773—787, Adalrich 805, Ulrich und Ratpert 807 und 815, Ruochar 828, Chuonrad 844, Welfo fast zu gleicher Zeit, Ulrich 860—883, Ulrich dessen Sohn im Jahr 886—909. Dieser Ulrich, der sich zuerst von seinem Hauptwohnsitze Graf von Buchhorn nannte und den Beinamen der „Buchhorner" führte, war mit Karl dem Großen und dem uralten Hause der Welfen verstippt, und pflanzte mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrich I. durch ihre Mutter Hedewig, den Stamm der Grafen von

Buchhorn fort. Seine drei Söhne waren Adelhard, Ulrich und Burkhard. Der letztere wurde Abt zu St. Gallen, die beiden anderen Brüder theilten nach dem Tode des Vaters das väterliche Erbe. Ulrich erhielt Bregenz und die Besitzungen der Familie in Rhätien, Adelhard aber Buchhorn und die dazu gehörigen Güter. Adelhard, Graf in Buchhorn, der sich durch Schenkung um das Kloster Petershausen verdient machte, hatte einen Sohn Richar, der als Kämmerer von St. Gallen erscheint. Von diesem stammte Otto I., Linzgaugraf, im Jahr 1058. Otto vermählte sich mit Bertha, einer Tochter Welfs des Aelteren, Herzogs von Baiern. In seinen Tagen verbreitete sich der verderbliche Streit Kaiser Heinrichs IV. mit seinem Gegner, Herzog Rudolf von Schwaben, bis an das Gelände des See's. Bischof Otto von Constanz hielt zu Heinrichs Parthei. Als nun der Gegenkönig Rudolf an den See nach Reichenau und Constanz kam, da flüchtete sich Bischof Otto vor ihm in die benachbarte Burg des Grafen von Buchhorn, und von da, als er sich nicht mehr sicher glaubte, nach Zürich. Diese Burg war wohl keine andere, als das befestigte Buchhorn. Otto von Buchhorn stiftete mit seiner Gemahlin noch vor dem Jahre 1089 das Kloster Hofen; er starb im Jahr 1101 und liegt mit seiner Gemahlin in diesem Kloster begraben. Noch in späteren Zeiten wurde am 31. Januar Bertha's Jahrstag gefeiert. — Mit seinem Sohn Otto endete der Stamm der Grafen von Buchhorn. Otto machte

sich vor seinen Zeitgenossen eines großen Verbrechens schuldig, denn er raubte einem Graf Ludwig von Pfullendorf seine Gemahlin und ließ sich mit ihr trauen. Da verkündete Bischof Gebhard den Bann über ihn, und er wurde, in Folge göttlichen Strafgerichts, von den Dienstmannen des Grafen Ludwig auf die schrecklichste Weise ermordet im Jahr 1089 Graf Otto, das Opfer einer schnöden Leidenschaft, wurde von den Seinigen im Kloster Hofen begraben, aber der Bischof Gebhard gönnte ihm keine Ruhe in der geweihten Erde; auf seinen Befehl wurde er wieder ausgegraben und auf den Schindanger geworfen. Also endete eines der edelsten und mächtigsten Grafenhäuser am Ufer des Bodensee's. Otto's Hab und Gut wurde von seinen Mördern geplündert. Da er kinderlos starb, so wurden seine Güter von den Welfen in Besitz genommen, obgleich die Grafen von Bregenz, als Blutsverwandte, nähere Ansprüche darauf hatten. Auch Buchhorn fiel an die Welfen und war schon längst ein wohlbefestigter Ort, denn wir lesen, daß lange vorher (im Jahr 925) eine bis nach St. Gallen streifende Ungarnhorde einen Angriff auf Buchhorn machte, jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Unter den Herzogen und Königen aus dem Hause der Staufen bahnte sich Buchhorn den Weg zur Freiheit, und ging aus den Wirren des Zwischenreiches schon als unabhängige Stadt hervor. Ihre Freiheiten wurden von Kaiser Rudolph I. im Jahre 1275 und von Kaiser Adolph im Jahre 1291 be-

stätigt. Kaiser Albrecht verlieh ihr im Jahre 1299 das Recht, daß keine Ritter oder Mönche erbliche Güter in der Stadt erwerben oder besitzen können. Auch die freie Wahl eines Stadtammanns erlangte Buchhorn, und zahlte dafür an die Reichslandvogtei zu Altdorf jährlich zehn Pfund und zwei Schilling Pfennige. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwarb sie sich noch ein kleines Gebiet durch Ankauf der Orte Baumgarten und Erichskirch. — Buchhorn hatte auch eine Münze, und stand schon im Jahre 1404 in einem Münzverband mit Württemberg und mehreren schwäbischen Städten. — Die Verfassung war democratisch. Das Regiment bestand aus einem kleinen und einem großen Rath, mit zwei Burgermeistern, die je auf zwei Jahre gewählt wurden, und abwechslungsweise über eine Bürgerschaft regierten, die kaum zahlreicher war, als die eines mittelmäßigen Dorfes. — Ueber die früheren Schicksale Buchhorns haben die Chronisten wenig aufgezeichnet. Im Jahre 1292, als der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, nebst seinem Bundesgenossen, dem Bischof Rudolph von Constanz, gegen König Albrecht am See in Fehde lag, mußte auch Buchhorn es entgelten, daß es gegen den Bischof von Constanz gewesen war. „Am Martinstag," so erzählt der glaubwürdige St. Galler Chronist Kuchimeister, fuhr der Bischof von Constanz zu und ihr Theil (seine Bundesgenossen) und stürmten zu Schiff und zu Fuß an Buchhorn und gewannen es mit Gewalt." Im Jahre 1363 brannte

die Stadt fast ganz ab. Im dreißigjährigen Krieg war Buchhorn bald in der Hand der Schweden, bald in der der Kaiserlichen. Beide Theile hinterließen kein freundliches Andenken daselbst. Im Jahr 1643 wurde es von den Weimaranern und im Jahre 1645 von Widerhold geplündert. — Mit dem Jahre 1802 hörte Buchhorn auf, eine Reichsstadt zu seyn, denn es kam an Baiern, und im Jahr 1810 an Würtemberg.

Wir gehen zur Geschichte des Klosters Hofen über, die mit der der Stadt in der innigsten Beziehung steht. Kloster Hofen gehörte in frühester Zeit nebst dem Dörflein dieses Namens ebenfalls zu dem Grund und Boden der Stadt, denn gewöhnlich hieß das Kloster die Zelle von Buchhorn. Dort stand auch im Jahr 919 die dem h. Andreas geweihte Pfarrkirche des Orts, und gab vielleicht die erste Veranlassung zur Gründung des Klosters, was wir oben erzählt. Das Kloster zu Hofen wurde zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria und des heiligen Pantaleon und Stephanus geweiht, und war zuerst mit Nonnen besetzt, die meistens adeligen Geschlechts waren. Schirmvögte des Klosters waren die Grafen von Buchhorn. Als nach dem Erlöschen dieser Grafen die Güter derselben an die Welfen fielen, da übergab Herzog Welf IV. das Kloster Buchhorn und die Pfarrkirche im Hof (quæ est in atrio monasterii, im Vorhof des Klosters) sammt deren Zehenten zu Welnhausen, Argen, Meckenbeuren, Feldkirch u. a., was Alles zur Zeit der Stiftung und bald nachher durch edle

Geber, unter andern durch Rupert von Otterswang, Cuno von Sigebrandesberg und Bernhard von Ategedorf an das Klösterlein gekommen war, an die Abtei Weingarten. Im Jahr 1130 wurde auf Betreiben des Abtes Cuno zu Weingarten der Vertrag erneuert, und es heißt darin ausdrücklich: „Abt und Convent sollen darauf bedacht seyn, daß die Nonnen zu Hofen einen tauglichen Prior erhalten, der des Klosters Angelegenheiten verwalte, und die Seelsorge übernehme, zugleich aber sollen Abt und Convent darauf sehen, daß keiner seiner Nachfolger oder Erben, welche nach dem Erbrecht Vögte des Klosters Weingarten sind, die Vogtei über das genannte Klösterlein veräußere oder einen Andern damit belehne." Der Abt von Weingarten schickte sofort einen Bruder als Probst dahin, der zugleich die Pfarrkirche versehen mußte. Diese Kirche muß damals auch als Klosterkirche gedient haben. Im Anfang des 13. Jahrhunderts wurde eine eigene Kirche für das Kloster erbaut, die baufällige Andreaskirche aber wieder erneuert, denn im Jahr 1215 weihte der Bischof von Constanz die Pfarrkirche und am folgenden Tage auch die Klosterkirche mit dem Kloster zu Ehren ihrer alten Schutzheiligen. Unter den Meisterinnen des Klosters werden genannt: Frau Catharina von Morel, Frau Agnes von Bergen, Frau Agnes von Anwil, und Frau Ursula von Hoiwar. Die letztere Meisterin hatte viel zu kämpfen mit ihren Schwestern, die keinen gar keuschen Lebenswandel führten, und auch widerspenstig

gegen die Herrschaft zu Weingarten sich erzeigten. Da machte Abt Johann Blaurer zu Weingarten mit Genehmigung des Bischofs Otto III. von Constanz und des Johannes Truchseß von Waldburg, Reichsvogt in Ober- und Niederschwaben, eine Aenderung mit dem Kloster zu Hofen. Das Klostergut wurde von nun an unter dem Namen Probstei Hofen von dem jeweiligen Probst aus Weingarten allein verwaltet. Der Probst hatte zu Hofen seinen ständigen Sitz und schaltete und waltete nach Belieben. Die noch übrigen Nonnen ließ man nach und nach absterben, und es wurde keine mehr aufgenommen. Im Jahr 1430 starb der von Weingarten verordnete Probst, und die Probstei blieb vakant bis 1434. Zu jener Zeit hatte Buchhorn zwei Pfarrer, welche in der Stadt wohnten, einen Namens Hürnler und einen Namens Reate. Dem ersteren übertrug der Abt zu Weingarten die Probstei und die Pfarrkirche, eigentlich Nicolauskapelle zu Buchhorn. Nach seinem Tod drängte sich der Dominikaner Reate mit bischöflicher Begünstigung und mit Unterstützung der Buchhorner als Pfarrer in die Kirche zu Hofen ein, obgleich Weingarten bereits einen Probst ernannt hatte. Nach langem Streit ward im Jahr 1440 ein Vergleich geschlossen, in Folge dessen dem Reate die Fortsetzung pfarrlicher Verrichtungen in der Kirche zu Buchhorn gestattet wurde. Im Jahr 1456 war Jodokus Dietheimer aus Ulm Probst zu Hofen bis zum Jahr 1482. Sein Nachfolger war Johannes Lantz aus Weingarten, er starb im Jahr

1499. Ihm folgt Jodokus Neukhum aus Lindau, der 16 Jahre der Probstei vorstand. Johann von Ramsperg, aus edlem Geschlecht, wurde im Jahr 1515 an seiner Statt gewählt. Zu seiner Zeit fanden sich noch viele Urkunden und Briefe in der Registratur der Probstei, welche der gelehrte Caspar Bruschius, der Chronist der Klöster, noch gesehen. Johann von Ramsperg war Probst bis 1550. Im Jahr 1591 wurde die Probstei aufgehoben, und die Verwaltung von einem Klosterhofmeister, genannt Vogt, geführt, die Pfarrei aber einem Weltgeistlichen übertragen. In demselben Jahr wurden zum ersten Mal die zwei Pfarrer zu Hofen und zu Buchhorn investirt, und seit dieser Zeit laufen zwei Pfarreien neben einander. Dennoch blieb die Buchhorner Kirche Filialkirche von Hofen. Erst, als letzteres im Jahr 1634 völlig abgebrannt war, wurde die Pfarrstelle von Hofen mit der von Buchhorn der Art vereinigt, daß die Pfarrer in Buchhorn auch die Pfarrei Hofen versahen. Da es aber an einer Kirche daselbst fehlte, so wurde die Gemeinde an die Pfarrkirche zu Buchhorn gewiesen. Im Jahr 1695 beschloß Abt Willibald von Weingarten, ein Priorat zu Hofen einzurichten, und erbaute ein neues Kloster und eine neue Kirche, wie sie jetzt ist. Im Jahr 1701 wurde Kloster und Kirche dem h. Pantaleon, Andreas und andern Heiligen gewidmet. In demselben Jahr wurden zwölf Klostergeistliche nebst zwei Brüdern, so wie ein Prior von Weingarten nach Hofen versetzt, und an die Stelle der ehemaligen Probstei

trat nun das Priorat Hofen. Im Jahr 1803 kam das Priorat Hofen sammt Weingarten an Nassau-Oranien, durch den Vertrag von 1804 an Oesterreich, und durch den Preßburger Frieden im Jahr 1805 an Wirtemberg. Der weise König Friedrich, welcher den Werth dieser Erwerbung in Beziehung auf Handel und Schifffahrt erkannte, ließ alsbald zur Wiederherstellung des alten zerfallenen Hafen von Hofen schreiten. Als im Jahr 1810 auch die Stadt Buchhorn an Wirtemberg kam, wurden Buchhorn und Hofen unter dem Namen „Stadt und Schloß Friedrichshafen" zu Einer Gemeinde vereinigt, und eine Schöpfung trat ins Leben, die König Friedrichs Namen im Segen verewigt. Dennoch konnte sich das neue Friedrichshafen noch keines großen Aufschwungs erfreuen, bis Friedrichs edler Nachfolger Wilhelm dieser schön gelegenen Besitzung seine Aufmerksamkeit zuwendete, und das frühere Probsteigebäude zu einer jeweiligen Sommerresidenz einrichten ließ. Zu gleicher Zeit wurden Schifffahrt und Handel, durch die Erbauung des Dampfboots Wilhelm, des ersten auf dem Bodensee, mehr als je gehoben.

Der herrlichen Schöpfung unseres geliebten Königs, dem schönen Schlosse, wenden wir unsre Schritte zu, und finden in ihm das Merkwürdigste, was Friedrichshafen bietet.

Ein schöner, von einer majestätischen Linde beschatteter Eingang führt in einen großen, zum Theil mit Blumenbeeten geschmückten Hofraum. Rechts stehen

die Wirthschafts- und Dienstgebäude mit dem ehemaligen Pfarrhause, weiter links das Schloßgebäude und die an dasselbe sich anschließende Kirche. Vorwärts und zur Seite breiten sich herrliche Gartenanlagen aus. Das Ganze ist rundum mit einer Mauer umgeben, welche einen Flächenraum von $13\,^1/_8$ Morgen einschließt. Das Schloß ist hoch und geräumig und bildet mit der Kirche ein Viereck, in dessen Mitte sich ein Hof, ehemals Conventhof, befindet. Ein auf Bögen ruhender Gang, an dessen einem Ende ein Thürmchen steht, verbindet das Schloß mit den Oekonomiegebäuden, und vermehrt den Zauber des Ganzen. Das Innere des Schlosses ist geschmackvoll und sinnig eingerichtet, ganz in Uebereinstimmung mit der schönen Natur, die man hier vor Augen hat. Wir treten im ersten Stock durch ein Vorgemach mit Pferdestücken in das blaue, in Form eines Zeltes drapirte Arbeitszimmer des Königs, wo uns das Bild der unvergeßlichen Königin Catharina begrüßt. Von da kommen wir in ein weißes Ankleidezimmer, an das sich ein grünes Schlafgemach anschließt. In letzterem machen wir besonders auf die schwäbischen Bauernscenen, Kirchweihe u. dgl., sowie die Studentenversammlungen vom Biberacher Maler Pflug aufmerksam. Durch die Garderobe gelangen wir in ein Gelaß mit Abbildungen russischen Militärs. Im Billardzimmer schöne Viehstücke, Landschaften und Seebilder, im Speisesaal Chloris und Daphne von Gegenbauer, sowie Scenen aus deutschen Dichtern, z. B. Göthes Erlkönig, Für-

gers Leonore, der wilde Jäger, — sodann zwei vaterländische Landschaften, Burg Lichtenstein, Nebelhöhle, Feste Hohentwiel — letzteres als düsteres Nachtstück. — Im zweiten Stock sind die Gemächer der königlichen Prinzessinnen mit drei Ansichten Neapels und zwei des feuerspeienden Vesuvs. Durch Schlaf- und Garderobezimmer treten wir in den Salon, von dessen offener Säulengallerie man eine der herrlichsten Aussichten am ganzen See genießt. Man befindet sich eigentlich im Mittelpunkt der ganzen Seelänge, erschaut hier auf einer Seite die Thürme von Constanz, auf der andern über Langenargen hin, die lange Erdzunge, aus welcher der Rhein in den See tritt — und zwischen diesen beiden Punkten liegt der Obstgarten St. Gallens und des Thurgaus mit unzähligen Ortschaften, Burgen, Höfen und Landhäusern, und die im Hintergrund derselben aufsteigende Kette grüner Hügel mit den kahlen Felsenwänden des Säntis. — Nun folgen die Zimmer Ihrer Majestät der Königin Pauline, die besonders diese schöne Residenz am Bodensee zu einem lieben Aufenthalt in der freundlichen Jahreszeit erkoren; das Arbeitszimmer mit einer Sammlung von Miniaturbildern der königlichen Familie, das Gesellschaftszimmer mit zwei Genrebildern von Heß, sowie einer Ansicht von Friedrichshafen mit dem Dampfschiff Wilhelm. — Im dritten Stock befinden sich die Gastzimmer mit dem Portrait der Königin, von Steinkopf, mit Schweizerprospecten, Rheingegenden u. s. w. und mehreren sehr schönen Wasserfarben-Zeichnungen, Scenen aus dem

russischen Feldzuge, von dem genialen Dilettanten Fabre-Dufaure, württembergischen Artillerie-Obersten, welcher Augenzeuge dieser Handlungen war. — In zwei Gängen des Schlosses machen wir noch auf zwei Fenster mit Glasgemälden aufmerksam, die bei günstiger Beleuchtung ein wunderbares Licht entgegenstrahlen. — Von den Gemächern des Schlosses gelangt man in die Kirche, jetzt evangelische Pfarrkirche. Sie ist ein majestätisches, aus Rorschacher Quadern im neuromanischen Styl aufgeführtes Gebäude, und hat zwei hohe, mit Kuppeln versehene Thürme. Ihr Inneres ist reich an Stukkaturarbeit, und hat einen schönen, mit Figuren gezierten Hochaltar. Schade, daß auch hier, wie in den meisten Kirchen dieses Styls, so viel Ueberladung herrscht, was dem an die einfach schöne Ornamentik des byzantinischen oder gothischen Styls gewöhnten Auge so wenig wohl thut.

Hier in dieser Kirche wurde am 17. Juli 1851 die Vermählung der jüngsten Tochter des Königs, Auguste, mit dem ritterlichen Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar gefeiert. Es ward aufs Neue kund bei dieser feierlichen Veranlassung, wie lieb und theuer der schöne Wohnsitz der ganzen hohen Königsfamilie geworden — und mit welch inniger Liebe und Verehrung die Bewohner der Stadt und Gegend an der königlichen Familie hängen, davon sah man die rührendsten Beweise.

Einen besondern Besuch verdienen auch die schönen und geschmackvollen Anlagen um Kirche und Schloß-

gebäude. Jeder Morgen und Abend bietet hier neue Naturscenen dar, indem nach der Jahres- und Tageszeit die Beleuchtung beständig wechselt und der See, sowie die Hochgebirge, durch den Einfluß der Witterung sich bald in Klarheit und Ruhe, bald wolkenumhüllt und aufgeregt zeigen. Schloß Friedrichshafen und Umgebung ist fürwahr ein Feensitz zu nennen, besonders in jenen Tagen, wo die allgeliebte Königin Pauline in den Gemächern des Schlosses waltet, und eine zweite fromm und segensreich wirkende Wendilgard von Buchhorn für Einheimische und Fremde wird.

1. Die treue Wendilgard.

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte Graf Ulrich von Linz- und Argengau zu Buchhorn mit seiner Gemahlin, der edlen Frau Wendilgard.

Als ums Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Male in Deutschland einfielen und verheerend durch das Baierland hereinrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche

sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allen auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heil. Wiborade eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein zerlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestümm seine Gabe verlange, doch reichte sie das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß.“ Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück, und rief: „O ver-

schont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten, und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freuden. Ulrich trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand, und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem Schlafe und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bist mir willkommen, bist mir willkommen, mein Süßester!" Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an, und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an, und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich Dich von Stund an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt."

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen,

sondern voll Freude für den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig daran Antheil. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischof zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahinaus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden, und wurde dann in einem warmen Bauch eines frischgeschlachteten Schweins zur Reife gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er

Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

2. Des Lebens Schuld und Sühne.

An den reizenden Ufern des Bodensee's lag die stolze Burg der Grafen vom Linzgau. In Mitte lieblicher Anlagen erhob sie sich mit fürstlicher Pracht, und wenn die Morgensonne die Thürme und Zinnen vergoldete und sich in den hohen Fensterscheiben spiegelte, bot sie einen prächtigen Anblick. Drüben, am gegenüber liegenden Ufer der hohe Säntis und die ganze Kette der Schweizergebirge, vollendete ein Bild paradiesischer Schönheit.

Die Grafen von Linzgau waren ein altes, edles Geschlecht, das bedeutende Namen unter seinen Gliedern zählte. Zur Zeit unserer Erzählung war Otto III., Graf von Linzgau, Herr und Besitzer der schönen Herrschaft. Er war ein Enkel der frommen Wendilgarde, deren hohe Tugenden und gottseliges Leben ihr

den Ruf der Heiligkeit erworben hatten. Aber des jungen Grafen Sinn beschäftigte sich nicht gleich dem Geiste seiner edlen Ahnfrau mit hohen Dingen, ihm lachte die Welt und junges, leidenschaftliches Blut rollte in seinen Adern. Jagden und Turniere, Feste und Trinkgelage folgten sich in bunter Abwechslung, und das vergnügenssüchtige Herz des Schloßherrn eilte unbefriedigt von einem zum andern.

Ein herrlicher Sommertag neigte sich zu seinem Ende, als Graf Otto befahl, ihm sein Leibroß zu satteln; er hatte sich längst vorgenommen, seinen ehemaligen Waffengenossen, den Grafen Ludwig von Pfullendorf, zu besuchen und einige Tage auf dessen Burg zu verleben. Graf Ludwig war seit ein paar Jahren verheirathet und die geschwätzige Fama wußte viel von der hohen Schönheit seiner Gemahlin zu erzählen. Otto von Linzgau war längst begierig gewesen, seines alten Freundes Hausfrau zu sehen, aber Vergnügen und Besuche hatten ihn immer aufgehalten. Während er nun müßig an einem Fenster seiner Burg lehnte und dem Spiele der dunkeln Wellen zusah, kam ihm plötzlich der Gedanke, auf Schloß Pfullendorf einzusprechen; dem Entschlusse folgte die rasche That, und eine halbe Stunde später trabte Graf Otto über die Zugbrücke.

Die Nacht war bereits vorgeschritten, als der Graf, von einem einzigen Diener begleitet, an dem Burgthore des Pfullendorfers Einlaß begehrte. Klirrend fiel die Brücke nieder und mit den schuldigen Ehrenbezeugungen

wurde der werthe Gast empfangen. Graf Ludwig ließ sich's nicht nehmen, noch einen Becher zum Willkomm mit dem Freunde zu leeren, er bedauerte nur, daß seine Gemahlin sich schon zur Ruhe begeben hatte, und er ihn bitten müsse, sich bis morgen zu gedulden, um den Gruß der Hausfrau zu empfangen. Ein Stündchen mochte in traulichem Geplauder verflossen seyn, als die beiden Grafen sich derb die Hände schüttelten und in ihren Gemächern die Ruhe suchten. Der Graf von Linzgau befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung; ihm war's, als sollte eine neue Lebensepoche beginnen und doch begriff er nicht, welch Ereigniß diese Gemüthsbewegung begründete! Wie oft beschleichen uns düstere Ahnungen kommenden Unheils und der Menschen Blindheit begreift die warnende Stimme nicht!

Der Morgen des folgenden Tages erglänzte in all der Pracht des Sommers. Die Gärten und Anlagen des Schlosses prangten in tausend Reizen, und Thauperlen funkelten gleich Diamanten in den süßen Blüthenkelchen.

Graf Otto begab sich frühe in das Gemach, in welchem der Morgenimbiß genommen werden sollte. Mit herzlichem Gruße trat ihm Graf Ludwig entgegen, und bald verkündete das Rauschen eines seidenen Gewandes das Nahen der Hausfrau. Gräfin Isabella trat ein und begrüßte mit holdem Lächeln den Freund des Gatten, welcher sprachlos vor ihr stand, wie geblendet von dem Zauber ihrer Erscheinung.

Die Kunde ihrer Schönheit war nicht übertrieben, sie konnte im Gegentheile diesem Leibreiz nicht genügen. Isabella war eine hohe, schlanke Gestalt, reiches dunkelbraunes Haar umgab in glänzenden Locken ein Madonnenantlitz, dessen dunkle, glühende Augen jedoch im seltsamen Widerspruch mit dem frommen Ausdrucke standen, welche ihre Züge annahmen, sobald die langen Wimpern ihren funkelnden Blick verschleierten. Südliche Leidenschaft und zarte Weiblichkeit schienen sich hier im seltenen Vereine zu begegnen und brachten den verschiedensten Eindruck hervor.

Ein schwarzes Seidenkleid umschloß in reichen Falten die reizende Gestalt, und so stand sie vor dem erstaunten Grafen mit der Hohheit und Anmuth einer Fürstin. „Ihr seht, Isabella, mein trautes Gemahl, daß mein edler Freund Euern Reizen huldigt, obwohl er keine Worte für seine Bewunderung finden kann" sprach Graf Ludwig lachend zu seiner Gattin. „Wir wollen ihm den Gruß verzeihen, so er uns künftig seiner Aufmerksamkeit würdigen will" sprach die Gräfin mit milder Stimme und reichte dem Grafen, der unwillkührlich sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen hatte, die Hand zum Kusse. Otto blickte auf, ihre Augen trafen sich und dieser Eine Blick hatte sein Loos entschieden!

Liebe erwacht oft bei einem ersten Zusammentreffen, sie ist ein geheimnißvolles Band zwischen zwei sich erst fremden Wesen, welches sie unwiderstehlich zusammen zieht!

Bisher war des Grafen von Linzgau's Herz der süßen Leidenschaft fremd geblieben; unter männlichen Vergnügen und Uebungen floß ihm die Zeit, und noch keinem Weibe war es gelungen, in seine Seele den verzehrenden Funken zu werfen: jetzt aber liebte er zum ersten Male mit der ganzen Glut seines Wesens — liebte — die Gattin seines Freundes.

Wilde Kämpfe folgten sich in seiner Seele, — er wollte nicht ehrlos handeln, nicht den ihm vertrauenden Freund um sein ganzes Glück betrügen, nicht dem Weibe seines Herzens den innern Frieden rauben: — aber unbesiegbar tobte die Leidenschaft in seinen Adern! Immer wieder verzögerte er seine Abreise, gleich als hielten ihn unsichtbare Mächte an den Ort seiner Lust und Qual gefesselt.

Isabella hatte wohl längst, mit dem jeder Frau eigenen Scharfblick, des Grafen Liebe errathen. Sie war kein pflichtvergessenes Weib, wenn sie auch ihrem Gatten die Hand nicht aus Liebe gereicht hatte, so wollte sie doch das Gelübde der Treue nicht verletzen und der süßen Lockung widerstehen. Wohl schmeichelte des Grafen Huldigung ihrer Eitelkeit, aber sie glaubte sich stark genug, jede Herzensregung zu überwachen. Bald jedoch flößten seine glühenden Blicke das süße Gift auch ihrer Seele ein; sie versäumte es, die keimende Leidenschaft zu zügeln, und als sie es wollte, war es zu spät! — Graf Ludwig von Pfullendorf hatte nicht viel Sinn für die Freuden der Häuslichkeit, eine Bärenjagd hatte für ihn mehr Reiz, als das

zarte Kosen der Liebe. Erst wollte er den Gast auch mit in seine Wälder nehmen, da dieser aber keine besondere Lust bezeugte, zog er allein unter fröhlichem Hörnerklang und Hundegebell seines Weges. Er liebte sein Weib und vertraute ihr unbedingt — glückliche Blindheit!

Eine Zeit voll Wonne und Weh war nun über Isabella gekommen. Die Leidenschaft war in ihrem Herzen zum Orkane gewachsen, und ihrer Seele half ihr Kämpfen nichts. Otto hatte ihr seine Liebe gestanden, hatte in dem Zittern der Hand, in dem verrätherischen Glanze des Auges Gegenliebe errathen, und süße Stunden flogen an Beiden vorüber, wenn sie in innigem Geplauder nur ihrer Liebe dachten.

Oft aber, wenn die Gräfin Abends allein in ihrem stillen Gemache saß, krallten sich ihr die Furien der Reue ins Herz. Sie flehte auf den Knien um Erbarmen zum Himmel, faßte die heiligsten Vorsätze, vergoß heiße Thränen, — doch sie sah Ihn am nächsten Morgen wieder — und liebte ihn rasender als zuvor! Auch Graf Otto von Linzgau litt unter der Glut seiner Leidenschaft und den Pflichten seiner Ehre. Tropfenweise hatte sich das brennende Gift in die Herzen der Beiden gegossen, hatte es erfüllt mit der Göttergabe des Abgrundes — der verbotenen Liebe! diesem wahnsinnigen Gefühle, zusammengesetzt aus der Seligkeit des Himmels und den Martern der Hölle — einem Wahnsinn, in welchem der Kranke bald in den höchsten Wonnen schwelgt, bald auf der Folterbank

der Qualen ächzt. Isabella's Tugend versuchte einen letzten Kampf. Sie hatte viel gethan, was sie zu bereuen hatte, nichts, was die Reue abschnitte. Sie bat den Grafen Otto, um seiner Liebe willen, ihr Haus zu verlassen, ihre Ruhe zu schonen, und er gehorchte ihrer Bitte, und schied mit blutendem Herzen von dem Schauplatze seiner Lust und Qual.

Das Herz kann den Bruch einer schuldlosen, erlaubten Neigung überleben, die Narbe bleibt, aber die Wunde heilt: die Liebe jedoch, welche ein Kind der Schuld ist, gräbt sich mit unauslöschlichen Zügen in's Herz ein.

Isabella gab sich redliche Mühe, den Schmerz der Trennung von Otto zu bewältigen, ihre Pflichten treu zu erfüllen, ihrem Gatten ein liebes Weib zu seyn; Niemand ahnte, was sie litt, und sie erschien wenigstens äußerlich ruhig und gefaßt, obwohl die Sehnsucht nach dem Geliebten, der Schmerz um ein unerreichbar Glück, ihr wie ein Krebsschaden an der Seele nagte.

Einige Monate waren vergangen. Der Graf von Linzgau hatte vergebens jede Zerstreuung gesucht; seine alten lärmenden Freunde und deren Zechgelage sprachen ihn nicht mehr an, Jagd und Waffenspiel hatte jeden Reiz verloren, und in trübem Sinnen versenkt, verlebte er traurige Tage. Isabella's Bild thronte auf dem Altare seines Herzens, und wie all das, was unerreichbar ist, in unsern Augen auch unschätzbar wird, so umgab er sie mit einer unverdienten Glorie.

Otto hatte längst die Stimme des Gewissens ein-

geschläfert; er sehnte sich nach dem Besitze der Geliebten und war entschlossen, kein Opfer zu scheuen, das ihn zu diesem Ziele führen konnte.

Eines Tages wurde ihm die Kunde, der Graf von Pfullendorf sey auf längere Zeit von Hause abwesend, und Otto beschloß, die Frist zu nützen. Er wollte zu Isabella eilen, sie zur Flucht bereden, zur Beruhigung ihrer Zweifel, sich von dem Burgkaplan, welcher sein Werkzeug war, mit ihr trauen lassen und dann in ihren Armen ein glücklich Leben führen. Mit der Ungeduld der Leidenschaft flog er nach Pfullendorf und ließ sich der Gräfin melden. Mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen trat Isabella ihm entgegen. Er sank vor ihr nieder, flüsterte mit all der Beredtsamkeit der Leidenschaft ihr seine Liebe zu, malte ihr das Glück, das sie erwarte, und bat sie, sich ihm anzuvertrauen. Er verstand es so gut, sie zu beruhigen, hatte er doch in ihrem Herzen seinen eifrigsten Verbündeten. Mit einem Male schien ihre Angst zu schwinden, es war ihr, als könnte sie nie zagen, so lange sie an diesem Herzen ruhte, und während sie auf seine glühenden Worte lauschte und ihr Auge in jenem zu lesen suchte, das sie so zärtlich anblickte, ging in ihrer Seele eine neue Sonne auf; sie fühlte keine Reue, keinen Zweifel mehr, der wilde Sturm im Innern hatte sich gelegt, — was kümmerte sie die Zukunft, wenn die Gegenwart so unaussprechlich schön war!

In der folgenden Nacht entführte der Graf von

Linzgau seines Freundes Weib. Dem Hausgeistlichen hatte er nicht gesagt, daß seine Braut die angetraute Gattin eines Andern sey, und dieser segnete in finsterer Mitternacht bei mattem Kerzenschein die unselige Verbindung. Isabella's Seele schien in narkotischer Betäubung zu liegen: kein Gewissensvorwurf stachelte sie: — sie ruhte am Herzen des geliebten Mannes, und dort wähnte sie im Abgrunde der Hölle noch glücklich zu seyn!

Aber die ewige Gerechtigkeit läßt keine Uebertretung ihrer Gebote ungestraft, und das Glück der Sünder ist von kurzer Dauer.

Während die pflichtvergessene Gattin in den Armen Otto's ruhte, kehrte der Graf von Pfullendorf in die Heimath zurück und erfuhr dort seines Weibes Flucht. Voll edlem Zorne wandte er sich an den frommen Bischof Gebhard von Constanz und bat ihn um Beistand in seinem herben Weh. Der Name des Verführers konnte dem Pfullendorfer kein Geheimniß bleiben, und er gelobte sich blutige Rache.

Der Kirchenfürst ließ den Grafen von Linzgau auffordern, die Entführte ihrem rechtmäßigen Gatten zurückzugeben und für die schwere Sünde Buße zu wirken. Otto verweigerte den Gehorsam, und nun ward mit ergreifender Feierlichkeit der Kirchenbann über ihn ausgesprochen.

Nirgends war nun für den Unglücklichen mehr Ruhe und Sicherheit. Wenn er sich aus seinem Schlosse wagte, drohte ihm der Tod durch die Mannen des

schwergekränkten Grafen, in den Armen der Geliebten verfolgte ihn der Bannstrahl, welcher ihn ausschloß von der Gemeinde der Gläubigen und der ewigen Seligkeit. — Tag für Tag krallte sich das Gespenst der Angst tiefer in seine Seele, selbst Isabella's Liebe konnte es nicht mehr verscheuchen. In solchem Gemüthszustand verlebte der Unglückliche viele Monden lang, wie ein Verbannter auf einer Felsenklippe. Kaum daß er alle Wochen einmal aus seinem Gemach hervorging und nur auf den Balkon seines Schlosses trat, um Gottes freie frische Luft und die schöne Natur zu genießen. Doch wandelte ihn einmal die Lust an, die er in früherer glücklicher Zeit oft genossen hatte, und die ihm oft mehr Vergnügen gemacht, als die Jagd in den nahen Wäldern — die Lust, auf den Wellen des See's sich zu erfrischen. Keinen Schritt vor seiner Burg war er sicher vor der Verfolgung seiner Feinde, die wie ein Netz seinen Wohnsitz umgaben — auf den Wellen des See's, so däuchte ihm, war er sicher vor ihnen. Rasch stieg er, als es dunkelte, die Wendeltreppe hinab, welche zu einem Ausgangspförtlein führte, bis zu dem fast die Wellen des See's reichten. Dort war an eisernem Riegel ein Nachen angebunden, auf dem er in früheren Tagen sich oft allein auf den Wellen des See's zu erlustigen pflegte. In den stieg er hinein, ergriff das Ruder, fuhr bis weit in den See hinein, und kehrte nach kurzem Ausbleiben wieder in das Schloß zurück. Niemand sah ihn ab- und zurückfahren, und er wieder-

holte diese Fahrt bald wieder, und wieder gelang es ihm, im Schutze der Nacht, ungefährdet in sein Schloß zurückzukommen. Bei'm dritten Male war es eine Unglücksfahrt. Schon bei seiner zweiten Fahrt war er statt gegen die Mitte des See's, hinunter gegen die Burg Argen gefahren, und derselben so nahe gekommen, daß er die Leuchte des Wartthurms hell strahlen sah. Dort hatte wohl der Wächter das Plätschern des Ruders vernommen: dort hatten die Ritter von Hohenfels, Dienstmannen des Grafen von Pfullendorf, sich ein Oeffnungsrecht erworben, um dem vogelfreien Grafen von Buchhorn nahe zu seyn. Da, wo die Aach in den See mündet, lauerte Walter von Hohenfels jede Nacht, seitdem er Kunde erhalten, mit seinen Leuten auf einem Nachen. Graf Otto fuhr aus seiner Burg See über, aber noch war er nicht 10 Schritte ab der Burg gefahren, da fuhr wie ein Blitz ein Nachen auf ihn zu, mit Männern im eisernen Kleide, und ein schreckliches Halt! tönte durch die Nacht über die Wellen des stillen See's. Otto's Nachen wurde auf einmal von eisernen Fäusten gehalten. Ergib dich! schrie Walter von Hohenfels ihn an. Graf Otto, der im leichten Hauskleid ohne Waffen im Nachen saß, erwiederte das Wort mit einem Schlag seiner Ruderstange, der so gewaltig war, wie die Schläge der alten Fergen in der Heldensage; aber der Schlag traf nur einen Knecht des Ritters, der zu Boden sank. Walter von Hohenfels sprang auf den Nachen des Grafen, und nun begann ein schrecklicher

Ringkampf. Aber während sich die beiden Gegner umschlungen hielten, stieß der noch lebende Knecht des Ritters dem Grafen den Dolch in die Seite. Mit dem Rufe: Gott sei mir Sünder gnädig! endete der Graf unter den Armen des Ritters. Der Nachen mit der blutenden Leiche des Grafen Otto schwamm an die Burg zurück. Noch in der Nacht fanden die Seinen die Leiche und brachten sie vor die Gräfin. Isabella sank ohnmächtig neben ihr nieder und wurde davon getragen. Als sie wieder zu sich kam, verlangte sie nochmal zu dem todten Gatten geführt zu werden, und betrat langsam das düstere Gemach, in welchem seine irdische Hülle ruhte.

Kein Mensch kennt die Kämpfe und Gefühle, die in des armen Weibes Herzen rasten. Ein Gefühl der Reue über ihr verlorenes Leben erwachte mit aller Macht, die begangene Sünde mit ihren gräßlichen Folgen stand klar vor ihrem geistigen Auge und doch tobte in ihrer Seele noch die Leidenschaft und der Schmerz um den Verlorenen, und suchte die Qualen der Reue zu übertäuben.

Gottes unergründliche Barmherzigkeit aber hat noch nie ein armes Menschenherz verlassen, und als Isabella an dem Sarge kniete, der ihn umschloß, für den sie Alles geopfert, da stammelten ihre Lippen fast unwillkührlich: „O heilige Jungfrau Maria hilf mir armen Sünderin!“ Der Schmerz schien seine Kraft vor diesem süßen Namen verloren zu haben, die Thränen der Verirrten flossen lange, und als sie sich endlich erhob,

hatte sie Frieden gefunden im eigenen Herzen, Gnade vor dem Ewigen.

Noch in der gleichen Nacht verließ sie still und ungesehen die Burg, um in einem fernen Kloster Buße zu thun über ihrer Sünden Menge.

Graf Otto von Linzgau wurde mit all seinem Stande gebührenden Ehren in dem von seiner frommen Mutter Bertha gestifteten Kloster Hofen an der Seite seiner Eltern beigesetzt. Nicht lange aber war es ihm gegönnt, in Frieden dort zu ruhen; er war unversöhnt mit der Kirche, im Banne gestorben, und so gebührte die heilige Stätte ihm nicht.

Der Bischof von Constanz gab den Befehl, die Leiche wieder auszugraben und in ungeweihter Erde beizusetzen. Im wilden Taumel der Leidenschaft hatte Otto die Gebote seiner Kirche mit Füßen getreten, sie konnte ihm deshalb ihre Segnungen auch im Tode nicht gewähren.

Der Graf Ludwig von Pfullendorf starb bald nach der schmerzlichen Geschichte, die sein Lebensglück jäh zerstörte und ihm den Glauben an die Menschheit geraubt hatte. Isabella aber lebte noch lange Jahre in strenger Buße: ihr einzig Flehen war um Gnade für Otto's arme Seele und um Verzeihung für die eigene schwere Schuld.

Als endlich ihr Auge im Tode brach, stammelten die Lippen noch hörbar: O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, erbarme dich meiner!

XXII.

Stift Comburg und Einkorn

bei Hall.

Auf einem freien, aus dem Kocherthal sich erhebenden mäßig hohen Bergkegel liegt das ehemalige Ritterstift Comburg, früher Kamberg genannt, und bietet mit seinen uralten festen Ringmauern, seinen hohen Thürmen, mit seinen malerischen Baumgruppen, Alleen und fruchtbaren Bergseiten, einen ungemein freundlichen Anblick. Im Jahr 1802 kam Comburg mit seinem Gebiet unter wirtemberg'sche Hoheit und wurde alsbald aufgehoben. Nach seiner Säcularisation war Comburg einige Zeit Residenz des Prinzen Paul von Wirtemberg und seiner Gemahlin, die ihm hier im Jahr 1808 den durchlauchtigsten Prinzen Friedrich geboren. Zu Ende des Jahrs 1816 wurde das k. Ehren-Invaliden-Korps hieher verlegt. In 12 Gebäuden ist dasselbe untergebracht. Die Wohnung des Commandanten ist außerhalb der Ringmauer.

Auf dem Berge, auf welchem Comburg steht, stand einst eine Burg, die von dem nahen Fluß Kocher den Namen Kocherberg, Kohenburg (nach einer Urkunde vom Jahr 1080 oppidum Cochenburg) führte, aus welchem Namen dann später durch Zusammenziehung Camberg, Comburg geworden. Auf dieser Burg saß

vielleicht schon im 10. Jahrhundert eines der edelsten Grafengeschlechter im Frankenlande, das mit den Grafen von Rotenburg an der Tauber ein und dasselbe gewesen, und den Kocher-, Mulach- und Tauber-Gau verwaltete. Der erste dieses Geschlechtes, welcher urkundlich genannt wird, ist Graf Burkhard von Comburg, welcher im Jahr 1037 als Schirmherr des Stifts zu Oehringen aufgeführt wird. Zu seiner Sippschaft gehörte wahrscheinlich jener Bischof Gebhard III. von Regensburg, welcher die Stiftskirche zu Oehringen gründete, und dessen Verwandte die frühere Pfarrkirche daselbst als ihre künftige Grabstätte bezeichnet hatten. Da der Stifter dieser Kirche die Vogtei über dieselbe dem Grafen Burkhard übertragen, eine Auszeichnung, womit man nur nahe Verwandte bedachte, auch Bischof Gebhard von den Gütern der Grafen von Rotenburg bei der Stadt Hall, wenigstens die Hälfte besessen, so ist die Ansicht unseres trefflichen Vaterlands-Historikers, Chr. Stälins, eine sehr annehmbare, daß Burkhard und Gebhard mit einander verwandt gewesen. Nun war aber Bischof Gebhard ein Vatersbruder König Heinrichs III., des Saliers, und gehörte zum salischen Herzogshause, demnach war auch Burkhard, Graf von Comburg, ein Salier, und die Ansicht des Haller Chronisten G. Widemanns ist eine richtige, wenn er sagt, daß Graf Reichard, ein Sohn Burkhards, vom Geblüt der Herzoge von Franken gewesen. Ein Sohn Burkhards, desselben Namens, ist der Gründer des Stifts Comburg geworden. Die Ge-

schichte dieser Gründung so wie ihrer der ersten Zeit des Stifts, ist so reich an Sagen, und so naiv erzählt von dem genannten Georg Widemann, Syndicus zu Comburg ums Jahr 1553, daß wir vielleicht den Lesern dieser Blätter einen Gefallen erweisen, wenn wir die Chronik (nach der alten Hdsch. im Jahr 1855 herausgegeben von Ottmar Schönhuth) in ihrem alten ehrlichen Tone selbst reden lassen.

„Es ist gewesen ein Graf von Rotenburg an der Tauber, vom Geblüt der Herzoge von Franken, Reichardt genannt, dessen Wappen war ein güldener Löwenkopf mit einem güldenen Sparren im Maul, im blauen Feld, und eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Helm. Gedachter Graf hat gehabt zween Brüder mit Namen Einhardt und Rüger. Einhardt hatte kein Kind noch Weib, er baute in den zwei Dörfern als Reinwolfperg und Thüngenthal, so dazumal ihm gehört haben, zwo Kirchen anno 1025, und machte zwo Pfarre daraus. Man sagt auch, daß dieser Einhardt das Bethaus zu Würzburg, nun das neue Münster genannt, da St. Kilian, Colonat und Totnant ruhen, gebaut habe. Graf Rüger aber hat gezeugt zween Söhn, als Albertum und Rügern. Dieser Rüger hat durch einen Wechsel das Schloß Comburg, dazumal Cohenburg genannt, welches durch Absterben des Letzten dieses Geschlechts Comburg dem Bischof von Augsburg als Lehenherrn heimgefallen, überkommen. Und hat dies Schloß Comburg Graf Rüger wie ein Städtlein erweitert, darin sein Hofhaltung gehabt, und

hat nach seinem Tod vier Söhne verlassen, als Einhardt den Bischof von Würzburg, Burkhard, Rügern und Heinrichen, und glaub' ich, daß diese zween Grafen Rüger und Heinrich auch einen Theil an der Grafschaft des Kochergaues gehabt haben. Graf Einhardt wurde Geistlicher, die andern drei aber hielten wie die Junggesellen Haus zu Comburg, dahin aus umliegenden Schlössern von Edeln und Reitern ein tägliches Aufreiten war, also daß Comburg einem Reiter- oder Raubhaus gleicher sah, denn einem Grafenhof.

Nun war beim Schloß Comburg eine Capelle in der Ehre Gottes und St. Bartholomäi gebaut, ist unser Frauen Kapelle derzeit beim Kreutzgang genannt, dem Falle dräuend gelegen; bei dieser Kapelle stund ein großer Eichbaum, unter welchem bemeldete Grafen und deren Hofgesinde Sommerszeit pflegten zu sitzen und zu ruhen. Zu einer Zeit, als gedachter Graf Burkhardt darunter ruhete und schlief, hatte es ihn gedünkt, als sehe er ein Kloster anstatt des Schlosses Comburg stehen, und Einen in bischöflichen Kleidern, eine Ruthen in seiner Hand habend, solches Kloster damit theilend, und auf dem Berg gegenüberliegend, hie vor Klein-Comburg, jetzt zu St. Gülgen genannt, sitzend. Solches Gesichts Graf Burkhardt sich, als er erwachte, verwunderte, seinem Bruder Graf Rügern es anzeigt und treulich dem nachgedacht, und es beherziget hat. Es wohnete ein andächtig Weib unten am Berg Kohenburg, nun Steinbach genannt, welche täglich

dieſe Bartholomäi-Kapelle beſuchte, die zeigt dem Grafen an, daß an dem Tag, als der Graf ermeldet Geſicht geſehen im Schlaf, ſie auch ſolches, als ſie in der Kapelle an ihrem Gebet andächtig lag, wachend geſehen habe. Es ſollen auch die im Dorf Heſſenthal in der Chriſtnacht ein großes Getön großer Glocken gehört haben, davon ſie erwacht, aufgeſtanden ſehen, und in ihre Pfarrkirche gen Steinbach zur Chriſtmette gehen wollen. Als ſie zur Heſſenthaler Steig gekommen, habe es ſie gedünkt, wie ſie viel brennende Kerzen im Schloß Comburg ſehen, und Chorgeſang hörten, darob ſie ſich verwundert und gedacht haben, es werde Chriſtmetten in obgedachter St. Bartholomäi-Kapelle gehalten werden; haben derhalben am Schloß Comburg angeklopft, und zur Chriſtmetten in gemeldete Kapelle eingelaſſen zu werden begehret. Da haben Alle ohne die Wächter im Schloß geſchlafen, und nichts hiervon gewußt. Als ſolch Geſicht deren zu Heſſenthal lautbrecht iſt worden, haben etlich zu Steinbach geſagt, ſie haben ſolches in der Chriſtnacht zu Comburg auch geſehen und gehört; Etlich aber haben ein Geſpött daraus gemacht.

Auf eine Zeit iſt ein Graf des Kochengaues, zu Weſtheim wohnend, mit gedachtem Graf Burkhardten gen Comburg geritten, und als er zum Berg Comburg kam, hat er ſeinen Hut abgezogen, ſich gegen den Berg geneigt auf dem Pferd; als aber Graf Burkhardt ſeinen Freund, den Grafen des Kochengaues, warum er ſich gegen den Berg neige, fragte, ſoll er

geantwortet haben: die göttliche Kraft verleihe, daß du dich nicht vergebens geneigt habest.

Folgendes hat sich begeben am heiligen Pfingsttag, als die drei Brüder, Graf Burkhardt, Heinrich und Rüger, in St. Bartholomäi-Kapelle zu Comburg Messe hörten, welche die Brüder St. Benedicter-Ordens zu St. Jacob zu Hall hielten, wie sie den Gesang: „Komm heiliger Geist mit deiner Gnaden," bis auf den Vers sangen: „ertheil uns deine Salbung" — da sind die Brüder zu weinen bewegt aus der Kapelle gangen, Graf Burkhardts Gesichts, das er wie obgemeldet, im Schlaf unter der Eichen gehabt, erinnert, in Summa einander zu verstehen gegeben, ihr Gemüth und einstimmiger Wille sey, das Schloß und Städtlein zu zerbrechen, und ein Kloster an die Statt zu bauen. Wiewohl von dieser Zeit an die drei Grafen gedachten, wie angeregter ihr Wille förderlich vollbracht möchte werden, jedoch, weil dazumal Kaiser Heinrich IV. im andern Jahr seines Reichs einen Heerzug und Krieg gegen Sachsenland führte, welchem die zwei Grafen, Heinrich und Rüger, als des römischen Reichs Lehensmänner, zu solchem Zug eigner Person mußten reisen, wurd es eingestellt. Als aber solcher Zug in Sachsen vollendet, die Grafen wieder heimgekommen waren, hatte mittlerer Zeit Graf Burkhardt etliche andächtige Brüder aus St. Jacobskloster zu Hall zu sich genommen, so in oftgedachter Bartholomäi-Kapelle die Sieben Zeiten hielten und in Graf Burkhardts Behausung wohnten. Dergestalten das Reitergesinde,

welches Graf Rüger dazumal zu Comburg bei sich hatte, Graf Burkhardts Brüder Gebet verspottete und verachtete die Mönche, dadurch Uneinigkeit unter beder Brüder Hofgesinde entstand, und der Grafen Vorhaben, das Kloster zu bauen, verhindert wurde.

Als aber Graf Burkhardt und Rüger sich vereinet, daß Graf Rüger mit etlichen seiner Diener gen Rom zog, sich etliche Zeit in Italien aufgehalten, und mittlerweilen auch Graf Burkhardt das Schloß und Städtlein Comburg abgebrochen, darauf Graf Rüger verritten, hat man ein Kloster daraus gebauet. Demnach hat Graf Burkhardt auf einen Tag alle sein und seines Bruders Rügers gebliebenes Hofgesinde zu sich berufen, ihnen seinen und seiner Brüder Willen entdeckt, daß sie Willens wären, aus dem Schloß Comburg ein Kloster zu bauen, und hätten sie zu erachten, daß Mönche und Reiter nicht taugten beieinander zu wohnen, wolle sie hiemit deßwegen beurlauben, was Lohns sie verdient haben, ihnen auch geben, mit einem Zehrpfennig für ihren Abzug, sollten somit hinziehen und ihnen andere Herren suchen. Aber Graf Rügers Hofgesinde wurde solcher Rede reuschig, sagend, sie wären Graf Rügers und nicht sein Graf Burkhardts Diener, dessen Zukunft wollten sie erwarten: gab er ihnen Urlaub, mußten sie wohl fortziehen. Also ist Graf Burkhard von ihnen gegangen und hat sich bedacht, wie er Graf Rügers Hofgesindes möchte los werden. Als am 26. Mai nach dem Morgeneſſen Graf Rügers und Burkhardts übrig Hof-

gesinde zum Theil vor dem Thor des Schlosses Comburg saßen und schwatzten, hat Graf Burkhardt etlich seiner geheimsten Diener zu sich berufen und die Porten des Schlosses und Vorhofs Comburg beschlossen, dem Hofgesinde ihre Fahrniß und Kleider von oben vom Thurm der Porten herabgeworfen und geschrieen: sie sollen sich eilends packen oder er wolle mit Steinen zu ihnen werfen. Da sie aber verharret, hat Graf Burkhardt mit Steinen zu ihnen geworfen. Als nun das Hofgesind seinen Ernst gespürt, sein sie mit viel Schelt- und Schmähworten von dannen zogen. Alsbald hat Graf Burkhardt alle Gebäu des Stättleins und Vorhofs Comburg, das zur Wohnung der Mönch nit dienstlich, abbrechen lassen. Also hat Graf Burkhardt den 25. Mai Anno 1070 angehebt zu bauen, und den ersten Stein an das Kloster Comburg und das Münster, wie es noch steht, gelegt, sammt dem Schlafhaus und Refenthal und Creuzgang, ausgenommen die drei steinen Thürn, so nit über 10 Ellen hoch, mit großer Müh und Kosten geführt, bis Anno 1082, das ist nach 12 Jahr vollendet und ausgebaut worden.

Als nach vollendetem Bau Graf Rüger wieder heim kam, das Schloß Comburg abbrochen und allda ein Kloster mit einem schönen Münster gebaut ersahe, ward er sehr erfreut; und ist also Anno 1082 an St. Thomastag den 21. Decembris das Münster zu Combnrg durch Albertum, würtzburgischen Bischof, im Namen der heiligen untheilbaren Dreifaltigkeit, Ehre des heiligen Kreuzes, Mariä Gottes Gebärerin, St. Nicola

und aller Heiligen geweiht worden. Dieser Weihung sein zugegen gewesen Burkhardt, Heinrich und Rüger, die Grafen von Rotenburg, Gebrüder, mit Graf Heinrichs Gemahl, Geba genannt, und viel andere Grafen und Edeln.

Da Abt und Convent zu Comburg ihres Gefallens Macht und Gewalt hatten, Vögt oder Schirmherren zu nehmen, so finden wir Graf Heinrichen, Graf Burkhards von Rotenburg Bruder, dieses Klosters ersten Schirmherren, nach welcher Absterben ist Graf Engelhard von Lobenhausen, nach diesem ein Bischof von Mainz worden, und Anno 1106 Einer, Herzog Friedrich genannt, ob er aber ein Herzog in Franken oder Schwaben gewest, ist nit gewiß. Es ist nach und nach unter verschiedener Herren Schutz kommen, einmal auch unter den Schirm der Grafen von Hohenlohe und eines Grafen von Wirtemberg, der das Kloster von einem neuen ungewöhnlichen Zoll, welchen ein Herr zu Limpurg in der Haalsteig fürgenommen, entlediget hat; item: untern Schirm der Stadt Hall, zuletzt ist dieser Schirm als ein Afterlehen an die Herren zu Limpurg erwachsen. — Folgends, als die Zahl der Brüder zu Comburg zugenommen, ist solch Kloster zu Unterhaltung derselben von andächtigen Personen reichlich begabt worden, als von Pfalzgraf Heinrichen und seinem Gemahl, Frau Adelheid, von Herrn Albrecht von Bielrieth, Rittern, so mit seinem Bruder abgetheilt, den Halbtheil seines Schlosses Bielrieth am Fluß Bühler, ob Cröffelbach gelegen, dem Schloß Comburg gegeben, und ein Mönch daselbst worden ist. Heinrich

von Mulfingen und Herr Heinrich, Erzpriester zu Würzburg, sammt zween seiner Brüder von Altdorf, die Winthar und Rihilo genannt; item: Einer Sigiboth genannt, mit seiner Mutter, Egesbert von Hessenthal, Gutta von Bockspera und viel Andere, die haben alle ihr Steur und Nutzung an das Kloster geben.

Von den oftgenannten drei Grafen von Rotenburg, Gebrüdern, ist Graf Einhardt der älteste und Bischof zu Würzburg geweßt, allda er ruhet. Graf Rüger nahm ihm für, gen Jerusalem zu reisen, in welcher Reis er ist verschieden; wo er aber begraben, ist nit kundbar worden. Graf Burkhardt ist ein Laienbruder des Convents, genannt zu Comburg, worden, und als er daselbs etlich Jahr gehorsamlich unter der Regel St. Benedikti gelebt, ist er den 2. Septembris verschieden und daselbst begraben worden.

Dieser Zeit ist ein reicher Edelmann zu Mainz gesessen, Etliche wollen, er sei ein Herr geweßt, Wignand genannt, der hat seine Wohnung zu Kastell, vor Mainz über liegend, gehabt, welcher ein ehelich Weib, Adelheid genannt, hatte, die fromm, gerecht, aufrecht, redlich gewesen. Dieser Mann hatte zu Mainz einen alten steinernen Hof oder Behausung, dem Fall dräuend, den ließ er abbrechen, und fund in solchem Gemäuer einen nahmhaftigen Schatz verborgen. Dieweil nun Wignand ein Mann guts Gewissens nit wußte, wer den Schatz dahin verborgen, wem er gehöret, oder wohin er gewendet werden sollt, hat er nach langem Berathschlagen von der neuen Stiftung des Klosters

Comburg, und daß drei steinern Thürn am Münster daselbst angefangen, aber durch Absterben Graf Burkhardts, des Klosters fürnehmsten Stifters, und Mangel des Kostens nit ausgebaut worden seyen, gehört: zudem, daß Graf Heinrich nach dem Traume seines Bruders aufm Berg vor Comburg überliegend, dazumal Klein-Comburg zu S. Gilgen genannt, ein Frauenkloster zu bauen fürgenommen; welches Wignand und sein Weib bewegt, daß sie beede mit dem gefundnen Schatz gen Comburg sich gefügt und begeben haben. Als nun die fürgenommen Gebäu und Stiftung zu Klein- und Großen-Comburg ihnen gefallen, haben sie den gefundnen Schatz mit all ihrem Haab und Gut, das sie zu Mainz, Castell und sonsten gehabt, zu vollbringen beeder Klöster Gebäu, und daß die Brüder und Schwester allda wohnende, ihre Wohnung als besser haben möchten, gewendet. Anno 1108 seyn die schönen ausgehauen sandsteinern Thürn zu Comburg und das Frauen-Kloster dabei zu St. Gilgen genannt, wie noch zum Theil vor Augen ist, darzu obgedachter Graf Heinrich von Rotenburg auch sein Hülf und Steuer geben, durch Wignand vollendet worden. Dieser Wignand ist ein Mönch zu Comburg, und seine Frau Adelheid eine Klosterfrau zu St. Gilgen worden. Herr Wignand starb am andern Tag nach Martini, liegt zu Comburg begraben, an welchem Tag noch jährlich sein Gedächtniß gefeiert wird; aber seine Hausfrau ist zu St. Gilgen begraben. Graf Heinrich von Rotenburg ist, als Etliche wollen, vor seinem End regieren-

der Herr in Franken worden; er starb den 18. Febr. und liegt zu Comburg begraben. Dessen Hausfrau aber soll nach seinem Tod eine Klosterfrau zu St. Gilgen worden seyn, allda sie auch begraben liegt.

Das klösterlich Leben zu St. Gilgen hat erstlich gepflanzt Schwester Agnes aus Gallien, welche Graf Heinrich von wegen ihres klösterlichen Leben von Paris zu St. Gilgen gebracht, zu einer Priorin verordnet, daß sie die andern Klosterfrauen darin nach Regeln St. Scholastika, der Schwester St. Benedicti, zu leben unterweisen hat sollen.

Anno 1088 hat eine edle Wittfrau, Mechtild Meerwoltin genannt, so im Schloß zu Stein, zwischen Künzelsau und Ingelfingen am Fluß Kocher gelegen, gewohnt, zu solchem Schloß ein Felsen, darunter eine selbstgewachsen steinern Hülen ist, eine Kirche in der Ehre Gottes und St. Martini gebaut, und solche Kirche mit dem Schloß und aller Nutzung den Klosterfrauen zu St. Gilgen, da sie auch eine Klosterfrau worden, übergeben, verhoffend, daß mit der Zeit andre mehr andächtige Personen ihr Hülf dahin sollten thun, damit durch die Klosterfrauen zu St. Gilgen zum Stein auch eine Klaus oder Frauenkloster eingerichtet würde, aber ihr Will ist verhindert worden. Darnach haben auch zween Ritter von Nußbaum, Vater und Sohn, beede Marquardt genannt, ihr Schloß Nußbaum, bei Grießen an der Jagst liegend, mit aller Zugehör und Einkommen, den Brüdern zu Comburg, doch daß allweg solch Kirch und Wohnung, darin sie gewest, mit

einem oder zween Brüdern des Convents zu Comburg, allda klösterliches Leben zu pflanzen, besetzt würde, übergeben. Diese Nutzung ist etlich Jahr in die Infirmerei oder Spital zu Comburg genommen, verbraucht worden, nun aber ist es in andre Hand kommen."

So weit wörtlich aus Widemanns Comburger Chronik; wir geben nun, ebenfalls aus dieser Quelle, eine kurze Geschichte der Aebte des Klosters, sowie der späteren Pröbste des Stifts.

1) Hemmo der erste Abt, ein Conventbruder aus Lorch, war ein geistlicher andächtiger Mann, hausete wohl und starb bei einem Besuch zu Lorch. 2) Adelram, unter ihm wurde St. Gilgen gestiftet, hat ebenfalls wohl gehauset. 3) Abt Herdwig war unter allen Aebten zu Comburg der fürnehmste, und wird als der dritte Stifter geachtet, denn er hat viel Brüder und Schwestern zu Groß- und Klein-Comburg versammelt und ein gut Exempel geistlichen Lebens vorgetragen, hat wohl gehaust, das Kloster und Garten, wie die noch zum Theil stehen, mit einer Mauer umfangen, hat gestiftet den großen übergüldeten Leuchter, wie ein Kron aussehend, so ob der Stifter Sarg hängt; item: zwei übergüldete Tafeln, die Bildniß Christi, jüngsten Gerichts, und 12 Boten in die eine, welche zu St. Gilgen auf dem vorderen Altar steht, gestochen, aber die andre, so zu Comburg vornen am hohen Altar steht, ist viel größer — deren Bild sind ausgetrieben, und mit viel gefaßten Edelsteinen geschmückt; item: ein gülden Kreuz, einer Ellen hoch,

vier Finger breit, auch mit vielen eingefaßten edlen Steinen, darunter der fürnehmste in der Mitten, ein Gamahu, in Größe einer Junghennen Ei, die Bildniß eines Mohrenangesichts und Brust habend; und hat das Alles zu Gnad des Münsters zu Comburg gegeben und ewiglich allda zu bleiben verordnet. Abt Herdwig liegt unter dem güldenen Leuchter neben den Fundatoren begraben. 4) Abt Adelbert hat St. Josen Capelle und den Spital zu Comburg gestiftet. 5) Bernold wurde zu einem Abt nach Fulda berufen; führte ein gar geistlich Leben. † 1158. 6) Engelhard Leo, liegt zu St. Jakob in Hall begraben. 7) Wernher, unter ihm wurden die Gebeine der Stifter, Graf Burkhardts, Graf Heinrichs, Herrn Wignands und Abt Herdwigs ausgegraben, und in seinen steinernen Sarg gelegt. 8) Rüdinger, ein Sulmeinster aus Hall, hat wohl gehaust. 9) Volkhard, liegt in der Probstei Nußbaum begraben. 10) Walther † 1213, liegt in Murrhardt begraben. 11) Conrad der Alt, wich wegen seines Alters von der Abtei, an seine Stelle trat Conrad von Entsee. Unter diesem wurde das Statut gemacht, daß Keiner, er sey denn von Vater und Mutter edel, zu Comburg zum Conventual sollt angenommen werden, denn zuvor wurden Edle und Unedle aufgenommen; aus diesem Statut ist aber erwachsen, daß die Conventualen im Chor Mönche, im Feld aber Ritter wollten seyn, führten auch Panzer unter den Kutten, und entstunden dem Kloster daraus allerlei Abgäng

und Anlaufens. 13) Eberhard Philipp von Eltershofen † 1230. 14) Emerich von Bebenburg. 15) Heinrich von Scheffau † 1241. 16) Berchtold von Michelfeld, nach Andern von Hohenstein. 17) Siegfried von Morstein, welcher viele Güter zum Kloster erkaufte. 18) Heinrich von Bretzingen. 19) Berniger, Etliche aber wollen, Burkhard Sulmeinster, liegt zu Murrhard. 20) Conrad von Anhausen † 1273. 21) Wolfram von Bielrieth, mit dem die halbe Burg Bielrieth an Comburg kam; auch wurden zu seiner Zeit die vier Pfarren Thüngenthal, Gebsattel, Steinbach und Künzelsau dem Kloster inkorporirt. 22) Conrad von Münkheim regierte 41 Jahre; er gerieth mit denen von Hall in Fehde, zog selbst den Panzer an, wurde aber schwer verwundet und von den Hallern gefangen; nur durch Verwendung des Bischofs Matthias von Mainz kam er wieder in Freiheit. Auch von dem Schenken von Limpurg und dem Graf von Hohenlohe ward er angefochten und † 1365. 23) Heinrich Sieder, der den nun folgenden Abt zuvor verdrängt hatte. 24) Rudolf von Gundelshoven folgte dem vorigen, welchem er zuerst hatte weichen müssen; er war ein frommer geistlicher Mann und hatte viel Widerwärtigkeit und Gewalt von seinen Nachbarn zu leiden. 25) Erkinger Feldner † im Jahr 1399. Als später (1549) sein Grab zu Comburg geöffnet wurde, fand man ihn in einem hölzernen Sarg noch unverwest

liegen. 26) Ernfried von Vellberg, unter ihm stifteten die von Hohenstein die St. Michels-Kapelle, er † 1421. 27) Gottfried von Stetten; unter ihm befehdete Einer von Bemberg das Kloster, auch ging der Städte-Krieg an, und wurden des Klosters Hintersaßen mit Brand, Schwerdt und Raub schwerlich angegriffen. Zu Beschützung derselben ward er gezwungen, Reiterei zu treiben, führet seinen Harnisch und Spieß, † 1451. 28) Ernfried der ander des Namens von Vellberg, hat die Kaiserstube vollendet, die sein Vorgänger angefangen; er hat im Jahr 1468 den steinernen Sarg zu Comburg, darin der Stifter Gebeine in drei ledernen Säcken lagen, eröffnen, und nach genommener Einsicht wieder verschließen lassen. 29) Endres von Trißhausen † 1485. 30) Hildebrand von Crailsheim; wider den setzten sich seine Conventbrüder, weil er darwider war, daß man aus der Kutten wollte. Als er nach Würzburg zog und wieder heimkehrte, da wollten sie ihn nicht mehr zu Comburg einlassen; er zog nun gen Hall in seines Vettern Hans von Morstein Haus, und starb im Jahr 1488 vor Bekümmerniß. 31) Seifried von Holz konnte nicht verhindern, was seinem Vorfahr zuwider gewesen war: der langgehegte Wunsch der Mönche, das Kloster in ein weltliches Chorherrn- oder Ritterstift zu verwandeln, ging in Erfüllung. In den alten Zeiten bestand der Convent aus einem Abt, einem Prior, einem Kämmerer, einem Cantor und 10 bis 12 Mönchen; nun wurde das Kloster

ein Stift, das unter einem Probst einen Dekan, einen Scholaster, einen Cantor, einen Custos und 10 Domherren haben sollte, die alle edlen Geschlechts, so wie zwei solche, die Doctoren der heil. Schrift oder der Rechte seyen, und einige Chor-Vikarien haben sollen. Seifried von Holz war der letzte Abt und erste Probst; er wählte zu seinem Coadjutor den Domherrn Peter von Aufseß, einen Mann hohen Verstands und Ansehens, und † im Jahr 1504. 2) Peter v. Aufseß hat helfen für 12000 fl. Güter verkaufen und † im Jahr 1522. 3) Markgraf Gumprecht von Brandenburg wurde dritter Probst, aber er sah sein Lebenlang Comburg niemals, hielt seine Hofhaltung zu Rom, und ließ die Probstei durch den Dekan zu Onolzbach einnehmen. Durch ihn ist das Kapitel hart gestraft worden. 4) Probst Philipp, Herr zu Limpurg, Erbschenk und Semperfrei wollt' mit Markgraf Gumprecht die Probstei einnehmen, der aber ist ihm vorgangen; erst nach dessen Tod ist er in die Probstei eingekommen, er † im Jahr 1545. 5) Probst Daniel Stieber hat dem Stift in seinen Nöthen viel Guts gethan, sonderlich, da der Kaiser mit seinem Kriegsvolk zu Rotenburg lag, erlangte er es, daß kein Kriegsvolk das Stift beschweren sollte; aber die treulosen Hessen haben es nicht gehalten.

Der letzte Prior und erste Dekan zu Comburg ist gewesen Friedrich von Büchelberg, der hat wohl gehauset und † 1493. Der zweite Dekan war Herr Conrad Schenk von Schenkenstein im Jahr

1504. Der dritte Dekan Erhard von Schaumburg verkaufte für 12000 fl. Comburgische Güter an Hall, und † im Jahr 1518. Herr Heinrich von Cöln, vierter Dekan, wurde vergiftet, ebenso starb der fünfte Dekan Georg von Truppach, der nur vierzehn Wochen regierte, durch Gift. Unter dem sechsten Dekan, Craft von Rüxingen, ist das Stift Comburg, er selbst, so wie das Kapitel in große Schuld und Noth gekommen; er ward im Jahr 1533 abgesetzt. Eucharius von Fronhofen, der siebente Dekan, hauste wohl, löste alle Schulden und Zinsgeld ab, und verrechnete dennoch auf 3000 fl. Einkünfte; die Chronisten nennen ihn deßwegen den Vater von Comburg. Er wehrte sich nebst dem Capitel ritterlich gegen den damaligen Probst Schenk Philipp von Limpurg, der den Convent außerordentlich drückte. Auch ihm wurde durch Eine von Steinbach vergeben im Jahr 1536. Er wollt, sagt der Chronist, uxorirt haben — so wäre also auch er einer von denen gewesen, welche in Folge der Reformation zur Ansicht gekommen, „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey." Der achte Dekan war Eytel Trautwein, Doktor der Rechte, Domherr zu Worms, hat die Hälfte am Kreuzgang gebaut. Wohl durch ihn wurden viel juridische Werke der Stiftsbibliothek einverleibt; er † im Jahr 1536. Der neunte Dekan war Bernhard von Schwalbach, ein Chorherr aus Brüssel; er ließ alle Kirchen und Kapellen sehr abgehen, so daß Alles baufällig wurde. Vielleicht

durch ihn kam die interessante, niederländische flammändische, Handschrift, welche unter andern den Reineke Fuchs enthält, in die Klosterbibliothek. Er war ein großer Verfechter des katholischen Glaubens, weßwegen auch die Reformation in Comburg keinen Eingang fand. Der zehnte Dekan, Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, hat, was der Vorfahr beinahe einfallen ließ, wieder neu aufgebaut, auch durch mancherlei neue Bauten sich Verdienste um das Kloster erworben. Besonders aber hat er sich auch um die Nachwelt verdient gemacht, daß er „die Bibliothek mit kostbaren, sowohl alten als neuen Handschriften und Büchern bereicherte, ja sogar einen Fond zur Fortsetzung der Bibliothek aus eigenen Mitteln gestiftet hat.

Die Bibliothek muß früher gering und klein gewesen seyn, denn die früheren ritterlichen Mönche trieben sich mehr auf der Jagd und den Fehden herum, als daß sie den Wissenschaften oblagen; so sind wohl wenige Bücher von den lebenslustigen Conventherren abgeschrieben oder verfaßt worden. Durch Erasmus Neustetter hat Comburg eine Bibliothek an Incunabeln und Handschriften erhalten, wie sie nur Heidelberg und St. Gallen aufzuweisen hatte. Der sehr gelehrte, um deutsche und nordische Literatur und Alterthumskunde so hochverdiente F. D. Gräter, Rektor des Gymnasiums zu Hall, hat die reiche Comburger Bibliothek vor ihrer Wanderung nach Stuttgart im Jahr 1806 beschrieben, in seinem trefflichen Werke Bragur 7. Band. Dieser fleißigen Beschreibung zufolge, be-

fanden sich in der Bibliothek und sind nun in Stuttgart in allem 150 Bände mit Handschriften; unter diesen 46 auf Pergament und ebenso viele auf Pergament-Papier. Unter den Pergamenten gehören noch dem 9., 10. und 11. Jahrhundert an: ein Paulus Diaconus von den Thaten der Longobarden, eine lat. Kirchengeschichte, ein lat. Psalter mit Glossen, die Briefe des Apostels Paulus lat.; Scholien dazu, des h. Bernhards Briefe lat., Reden und Leben des heil. Benedikt. Außer diesen viele noch unverglichene lat. Classiker in Papierhandschriften des 15. Jahrhunderts, als Horaz, Terenz, Ovid, Cicero, Virgil, Tacitus von den Sitten der Deutschen, Plinius. Ferner Geschichtswerke aus dem 16. Jahrh., unter andern die treffliche, vollständigste Handschrift der Annalen des J. Aventin, 7 Foliobände lat. und 4 Foliobände deutsch. Endlich altdeutsche Handschriften: die 24 Aeltesten von Otto von Passau, Buch vom Schachspiel, ins Deutsche übersetzt von Heinrich von Berg im J. 1438, Ulrich Schmids von Straubingen Reise nach Spanien und Indien, die goldene Bulle u. s. w. Unter den seltenen Wiegendrucken der Comburger Bibliothek nennen wir nur: ein C. Tacitus v. J. 1469, ein Doctrinal v. J. 1470, Ciceros Briefe v. J. 1469, des Plinius Briefe v. J. 1476, Naturgeschichte v. J. 1476, eine lat. Bibel v. J. 1471, Albrechts von Eyb Margarita u. a.

Einer der späteren Nachfolger des Erasmus Stürmer im Jahr 1614 war Herr Conrad Lud. Zobel von Gibelstatt, ebenfalls ein großer Freund der

Wissenschaften, hat gleichfalls die Bibliothek mit mehreren kostbaren Werken, Handschriften und alten Drucken vermehrt, und sie wahrscheinlich zuerst in Ordnung gebracht; er † i. J. 1619. Von seinem Nachfolger Hans Adam Truchseß von Hofingen wird gleichfalls gemeldet, daß er ein Missale Romanum mit silbernen Schildchen und Clausuren der Stiftskirche verehrt habe. Dieser Dekan, der 15. in der Reihe, fällt wohl in die Zeiten des 30jährigen Kriegs. Als im Jahr 1631 der schwedische Obrist Scavalhtzki mit Gewalt die evangelische Lehre in Comburg einführen wollte, da flohen die sämmtlichen Bewohner, und erst im Jahr 1634, nach der Schlacht bei Nördlingen, konnten die Stiftsherren wieder ins Stift zurückkehren. Im folgte im Amte Faust von Stromberg, † im Jahr 1673, Heinrich von Osten, † 1695, Ulrich Baron von Guttenberg. Unter letzterem wurde die neuerbaute Stiftskirche im J. 1717 eingeweiht. Der letzte Probst und Dechant zu Comburg war Joh. Gottfried Franz Lothar von Greifenklau; dieser † im Jahr 1803 und überlebte die Säcularisation des Stifts, das 732 Jahre unter dem Wechsel der Zeiten, bald in Herrlichkeit bald in Abnahme bestanden hatte. — Wir wenden uns von der Chronik des Stifts, und betrachten nun Alles, was noch von seiner alten Herrlichkeit zeugt.

Wenige Orte unsers Vaterlandes haben den Reichthum von uralten Baudenkmalen, so wie andern Alterthümern aufzuweisen, wie das ehemalige Ritterstift

Comburg mit dem dabei liegenden St. Gilgen-Klösterlein; darum hat auch der so thätige württembergische Alterthumsverein vor allen übrigen den Comburger Baudenkmalen seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Da Comburg ursprünglich aus einer Burg in ein Kloster umgewandelt wurde, so mußte man auch hier, wie es bei den meisten alten Burgen der Fall war, durch mehrere Thore in das Innere gelangen. Die äußeren zwei Thore sind, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, neueren Ursprungs, das dritte, wodurch man in den Umkreis der eigentlichen Stiftsgebäude tritt, ist ganz einzig in seiner Art, und stammt wohl noch aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts.

Zunächst über dem Thorbogen nehmen wir einen Bildrahmen wahr, der zu beiden Seiten auf Löwenköpfen ruht, welche, mit einem Sparren im Rachen, das Wappenbild des Klosters sind. Er ist in ächtem byzantischem Style, mit sogenannten verwechselten Zahnschnittreihen ausgeführt. Das Frescobild in diesem Rahmen zeigte in früherer Zeit auf himmelblauem Grund einen thronenden Christus und zu jeder Seite einen knieenden Heiligen; über den Bildern waren Bänder mit Schrift, die man aber schon im Jahr 1840, da die Aufnahme geschah, nimmer entziffern konnte. In neuester Zeit ist das Bild ganz und gar übertüncht worden. Ueber dem Thorbogen zieht sich ein Gang hin mit Arkaden im Rundbogenstyl. Der Sockel dieser Gallerie zeigt ähnliche Zahnschnittreihen, wie die am Bildrahmen befindlichen. Zu beiden Sei-

ten des Gangs erheben sich Thürme in zwei Stockwerken; der Einbau derselben hat sich nimmer erhalten, deßgleichen sind auch die Dächer erst aus neuester Zeit. Die Fenster beider Thürme, wie die Arkaden der Gallerie, haben alte Säulen, welche in ihren Würfelknäufen den Aufsatz tragen, der in der byzantischen Baukunst so häufig einen tiefen Bogenanfänger unterstützt. Zwischen den beiden Thürmchen befindet sich ein Gebäude $15\frac{1}{2}$ Fuß breit und 31 lang, das in früherer Zeit als Kapelle diente. Die Architectur des ganzen Thorgebäudes, das wohl wenige seines Gleichen hat, ist in schönem Sandstein ausgeführt, und zeigt sowohl im Ganzen, wie im Einzelnen die schönsten Verhältnisse. Schreitet man von diesem Thore den alten Burgweg aufwärts, so befindet man sich an dem sogenannten Archiv. Es ist ein von allen Seiten freistehendes, im Grundriß sechseckiges Gebäude, mit pyramidalem Dache. Durch den untern Theil führt ein aufsteigendes halbkreisförmiges Gewölbe mit einer Treppe zum Plateau der Kirche. Darüber befindet sich ein sechseckiger gewölbter Raum, dessen Gewölberippen im Spitzbogen durch eine in der Mitte stehende Säule unterstützt sind. Dieser Raum ist von einem unter demselbigen Dach befindlichen Gang umgeben, welcher durch Arkaden erhellt wird. Letztere haben dieselben Säulen mit Würfelknäufen, wie die am Thor befindlichen. Die das Gebäude tragende Säule, welche noch so frisch erscheint, wie wenn sie eben der Meißel verlassen hätte, hat ein schönes Kapitäl, das aber

schon auf den Uebergang des byzantischen in den gothischen Styl deutet, wie der spitzbogige Eingang. Die Wände des Gebäudes haben noch gut erhaltene, schöne Frescogemälde aus dem 15. Jahrhundert. Ueber dem auf nordöstlicher Seite stehenden Altar sehen wir fast in Lebensgröße den hl. Erhart, Kilian, Nikolaus und Erasmus; an den vier übrigen Wänden den Matthäus, Marcus, Lukas und Johannes, sowie den Daniel, Johannes den Täufer, Petrus und Paulus. Dieses Gebäude, welches wohl weit und breit das einzige in seiner Art ist, soll in uralter Zeit eine Taufkapelle gewesen seyn, und wurde wegen seiner festen Bauart späterhin für das Archiv bestimmt. Etwa 40 Schritte von hier aus steht die leider! nimmer alterthümliche Klosterkirche. Nur drei Thürme in byzantischem Styl der im vorigen Jahrhundert, ganz im Jesuitenstyl, umgebauten Kirche, ragen aus dem Dachwerk hervor, und mahnen an die frühere Herrlichkeit der wohl noch im 11. Jahrhundert begonnenen Kirche. Zwei dieser Thürme stehen nebeneinander über dem Chor, ein dritter erhebt sich in gleicher Höhe über dem östlichen Eingang. Alle drei Thürme sind noch gut erhalten, und zeigen besonders in den Fensteröffnungen die herrlichsten Sculpturarbeiten im byzantinischen Styl. Da auch die innere Architectur und Dekorirung der Kirche einer neueren Zeit (dem 18. Jahrhundert) angehört, so machen wir den Besucher der Kirche nur auf diejenigen Merkwürdigkeiten aufmerksam, welche sowohl in Beziehung auf Kunst, als

auf Alterthum einzig in ihrer Art sind. Voran steht der in der Kirche befindliche Altar, von vergoldetem getriebenem Kupfer, welcher noch aus dem 12. Jahrhundert stammt. Das Antipendium zeigt den Heiland mit den zwölf Aposteln in sieben Zoll hohen Figuren nach uralter Manier. In der Mitte innerhalb eines oben und unten zugespitzten Ovals, welches mit prächtigem Schmelzwerk umgeben ist, steht Christus in der Tunika und den gegürteten Mantel darüber, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Bibel haltend; außerhalb des Schmelzwerks in vier Ecken je das Emblem eines Evangelisten. Zu beiden Seiten, in viereckigen, durch Schmelzwerk abgetheilten Feldern, erblicken wir die zwölf Apostel mit beigeschriebenen Namen, aber ohne die später ihnen beigelegte Attribute. Zwischen dem Schmelzwerk und am ganzen Rande herum ist Filigranarbeit mit eingesetzten, theilweise nun ausgebrochenen Edelsteinen. Das Christusbild umgibt noch innerhalb des Schmelzwerks eine Inschrift in schönen lateinischen Versen. Ebenso läuft eine größere um die ganze Tafel herum, welche sich auf die Apostel bezieht. Ueber dem Altar hängt ein Kronleuchter, aus einem kupfernen vergoldeten Reif von 151 Fuß Durchmesser bestehend; an ihm sind 12 thurmartige Laternen in byzantinischem Style, je von verschiedener Arbeit, ringsum angebracht. Um den Reif geht gleichfalls eine uralte Umschrift in schönen lateinischen Versen.

Außer diesen beiden Denkmälern alter Kunst machen

wir noch aufmerksam auf drei in der Kirche befindlichen Grabmäler aus verschiedenen Zeiten. In der Sacristei befindet sich an der Wand das Denkmal des Abts Seyfried von Holz. Es zeigt eine Figur in Lebensgröße mit einer Ueberschrift. Im Schiff der Kirche, wenn man aus dem Chor tritt, an der rechten Seitenwand, sehen wir das Denkmal des Dekans Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, der durch seine vielen Bauten als ein zweiter Stifter des Klosters zu betrachten ist. Das dritte Denkmal stand früher in einer alten, vor mehreren Jahren abgebrochenen Kapelle, und wurde an die nördliche Seitenwand der Kirche versetzt. Es ist ein in Alabaster mit viel Sculptur ausgeführter Denkstein, auf dem wir eine knieende Frau, einen Wolf mit offenem Rachen, und einen gewaltigen Rittersmann erblicken. Georg Philipp von Berlichingen zu Dörzbach ließ ihn seiner Mutter Brigitta, geb. v. Vellberg, die ausdrücklich auf Comburg begraben seyn wollte, errichten. — Treten wir aus der westlichen Pforte der Kirche hinaus, so haben wir vor uns den in der Wand des Kreuzgangs befestigten Denkstein des Abts Ernfried von Vellberg, zu dessen linker Hand die Randinschrift nur den Namen sammt der Jahreszahl 1418 enthält. Die Inschrift zu den Füßen fehlt, dagegen sind von den vier Familienwappen drei gut erhalten. Von hier aus kommen wir in den in alterthümlicher Beziehung merkwürdigsten Theil der Kirche, in die sogenannte Bartholomäus-Kapelle, welche wegen der daselbst befind-

lichen Grabmale auch die äußere Schenkenkapelle heißt, und unmittelbar an die Ostseite der Kirche stößt. Wir gelangen zuerst in einen Raum, der wohl den ältesten Theil der Kapelle bildet. Der ganze Boden besteht aus uralten Grabmalen, die so abgetreten sind, daß man weder Bilder noch Umschrift darauf zu erkennen vermag. Diesen Raum und die eigentliche größere Schenken-Kapelle trennt eine Wand mit einer Rundfenster-Gallerie, wie wir sie beim Thor und Archiv finden. Die Kapelle selbst hat eine flache Decke ohne irgend eine Verzierung, die Wände und der Boden sind mit zum Theil abgetretenen Grabsteinen aus der ältesten Zeit bedeckt, unter andern mit den gut erhaltenen Wappen von Bebenburg und Rechberg. Wir erwähnen hier nur die wichtigsten derselben, von welchen die Kapelle ihren Namen hat.

Der zuverläßig älteste ist der auf dem Fußboden liegende, Herrn Friedrichs von Limpurg († 1333) und seiner Hausfrau, welcher ein einfaches Limpurgisches Wappen mit Umschrift zeigt. Nicht fern von diesem steht an der Wand eine kolossale Figur, vom Kopf bis zum Fuße in Eisen gehüllt, die rechte Hand liegt an einem Dolch, der an einer Kette über die Brust hängt, die linke liegt am Griff des Schlachtschwertes. Auf dem breiten Gurt prangen Löwenbilder. Ueber dem Arme liegt der Turnierhelm, weiter unten das Wappenschild mit den fünf Kolben. Der Ritter steht auf einem Drachen; über dem Kopf des Drachen sitzt auf einem von der Randeinfassung etwas vorspringen-

den Fußbänkchen ein niedliches Hündchen. Es ist das Denkmal des Schenken Albert von Limpurg († 1373). Neben ihm an derselben Wand steht das Denkmal seines Bruders, des Schenken Conrad († 1376), eine ebenfalls lebensgroße Figur mit dem Weinsberger und Limpurger Wappen und einer Umschrift. Das schönste Denkmal ist unstreitig das des Schenken Georg († 1376), welches an der Wand neben dem Eingang in die Josephs-Kapelle steht. Die kolossale, ganz freistehende Ritterfigur, in einer höchst kunstreich gearbeiteten Armatur hält ein Banner in der Rechten; zu seinen Füßen liegt ein Löwe, zu beiden Seiten sieht man die Wappen seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, nemlich: Limpurg, Hohenlohe, Weinsberg und Henneberg; Thierberg, Blankenburg, Baden und Leuchtenberg. In der Mitte steht das Wappen seiner Gemahlin, Margaretha, Gräfin von Hohenberg. In dieser Kapelle, neben dem genannten Grabmal, steht noch ein uralter steinerner Betpult, auf den vier Ecken von Säulen mit Würfelkapitälern eingefaßt, und auf einem gegliederten Sockel stehend. Dieß ist wohl das wichtigste Alterthum an diesem Orte. Ein Schwibbogen verbindet die innere Schenken- oder sogenannte Josephskapelle mit ihrem Chore oder der Altarnische. Eine Reihe Wappen stellt daran die Ahnen Schenk Friedrichs V. und seiner Gattin Susanna, geb. von Thierstein, dar, welche auch in den zwei entgegengesetzten Ecken der Kapelle lebensgroß in Sandstein da stehen. Er stiftete diese Kapelle und ruht vor dem

Altar. Zwischen seinen kaum mehr kenntlichen Wappen war zu lesen: Anno Domini 1474 starb der Edel und Wohlgeborne Streng Herr Friedrich, Herr zu Limpurg, des hailigen Römischen Reichs Erbschenkh und Semperfrei. — Eines besondern Besuches werth ist das gegenüber von Comburg liegende sogenannte Capuzinerkloster Klein-Comburg, welches zur Gemeinde Steinbach gehört. Die noch wohl erhaltene Kloster-Kirche St. Gilgen ist dreischiffig und im lateinischen Kreuz erbaut, mit einem halbkreisförmigen Chor im Innern, außen aber geradlinigt beendigt. Das Chor ist im Halbkreis überwölbt. Alles übrige Deckenwerk aber ist von Holz. Das hohe Mittelschiff wird auf jeder Seite von drei Säulen und einem Pfeiler im Innern unterstützt. Die durch Halbkreisbogen verbundenen Säulen haben Würfelknäufe und attische Basen. Sonstigen Schmuck an Gemälden u. dergl. aus alter Zeit hat sie keinen mehr. Das Altarbild stammt aus der Capuziner-Periode. Wie St. Gilgen, so mag einst die Stiftskirche zu Comburg erbaut gewesen seyn.

Von Comburg machen wir füglich auf dem alten Grund und Boden des Stifts einen Abstecher auf den ganz nahen Weiler

Einkorn,

der schon seit alten Zeiten einen Theil der zahlreichen Besitzungen des Stifts bildete. Zwar gehen wir keinen

richtigen Alterthümern mehr nach, aber einigen alten Volkssagen, und was der Freund des Alterthums nicht findet, das wird dem Freunde der Natur zu Theil — es ist eine der herrlichsten Aussichten, die wir genießen können. Von einem 1570 Fuß hohen und steilen Berge sehen wir über das hallische, limpurg'sche und hohenloh'sche Gebiet bis nach Hohenstaufen, Rechberg, Ellwangen und Kapfenburg, und weithin gegen Franken. Man genießt diese köstliche Aussicht von einer Hochwacht aus, welche von einem Wächter bewohnt wird, der sonst von hier aus mit einer Allarmkanone Feuersignale gab, und zugleich das Amt hat, die Fremden zu bedienen, welche den hier aufgestellten Tubus für die schöne Aussicht benützen wollen.

Neben der Hochwacht steht die Wohnung eines königl. Waldschützen mit Oekonomie-Gebäuden. Am interessantesten sind uns die noch bedeutenden Ruinen einer Wallfahrtskirche, welche im Jahr 1710 an die Stelle einer alten Wallfahrtskirche erbaut worden war, und am 6. Mai 1814, durch Blitz entzündet, abbrannte. Die alte Wallfahrtskapelle „zu den 14 Nothhelfern" war vom Stift Comburg schon in frühen Zeiten erbaut, wohl wegen der schönen Aussicht, die wir immer bei solchen Wallfahrtskapellen finden. Es war wohl eine kleine, aber in altem Style erbaute Kapelle — die, deren Ruinen noch stehen, war, ihren Resten nach zu schließen, eine in jenem prächtigen sogenannten Jesuitenstyl erbaute, wie die Stiftskirche zu Comburg. Noch bis zum Jahr 1803 wurde diese Wallfahrts-

kapelle von den Franziskaner-Mönchen zu Klein-Comburg versehen.

An den Einkorn und sein Gebiet knüpfen sich einige Sagen, die so recht das Gepräge des Volksthümlichen tragen. Wir geben die vom Rechberger, vom Jäger Cuornle und von der Teufelskanzel.

Der Rechberger.

Wer kennt nicht die herrliche Ballade unseres gefeierten Dichter-Greisen, Ludwig Uhlands „Junker Rechberger?" Woher der Stoff zu dieser Ballade genommen, wissen wir nicht, aber sie ist nach Form und Inhalt ganz so gehalten, wie viele seiner freien Balladen, die reine Produkte seines großen Dichtergeistes sind, ob sie gleich so naiv klingen, daß wir manchmal glauben könnten, er hätte sie aus dieser oder jener Chronik alter Zeit oder aus dem Munde des Volks entnommen. Mit großer Freude lesen wir nun in der jedem rechten Schwaben liebgewordnen „Schwäbischen Familienchronik" eines sagenkundigen vaterländischen Schriftstellers, daß ein gewisser Sigbertus (?) in seiner Chronik von einem Junker Rechberger erzähle, der mit seinen Dienern einst fremden Herren entgegen ritt und über Nacht in einer Feldkapelle geblieben. Da er Morgens weiter zog, ließ er seine Handschuhe liegen, und schickte deßhalb seinen Reitknecht zurück, um sie zu holen. Aber, als der Reitknecht in die Kapelle kommt, sieht er dort einen Todtensarg und darauf einen leibhaftigen

Teufel sitzen, der hatte seines Herrn Handschuhe an. Kaum hat der Reitknecht das gesehen, so kehrt er zu seinem Herrn zurück und erzählt ihm die Sache. Der reitet kecklich in die Kapelle zurück, reißt dem bösen Geist die Handschuhe aus den Händen, und ritt weiter seines Wegs. Ueber eine Weile begegnet ihm eine ganze Truppe Reiter, und bald darauf noch eine; hintennach aber ritt Einer, der führte ein leeres Pferd, diesen fragte Rechberger: wer sie seyen? worauf Jener antwortete: sie seyen das wüthende Heer. Fragte Rechberger weiter: was soll das leere Pferd bedeuten? Sprach der Reiter: mein Herr der Teufel hat einen getreuen Diener, der heißt Rechberger, für den ist es bestellt, denn derselbige soll von heut' übers Jahr erstochen werden und auf diesem Pferd in sein Quartier reiten. — Einen schönen Schluß gibt unser edler Uhland, der den Junker Rechberger füglicher als einen ächten Schnapphahn und Heckenreiter der alten Zeit darstellt, welcher endlich, um seine vielen Sünden abzubüßen, wie der große Wolfdietrich in der Heldensage, in ein Kloster geht, allda im Klosterstalle der Pferde waltet, und richtig über ein Jährlein von einem schwarzen wilden Roße mitten aufs Herz geschlagen und getödtet wird, worauf um Mitternacht an des Junkers Grab ein schwarzer Reitknecht mit einem Rappen erscheint, und ihn aus dem Grabe weckt, daß er von nun an als Junker Rechberger auf seinem Rappen umher reiten muß. Und das naive Sprüchlein gibt er zur Warnung:

Das Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Weg zu passen.

Woher auch die Sage vom Junker Rechberger in ihrer doppelten Gestaltung seyn mag, so viel ist gewiß, daß zwischen ihm und dem Rechberger des Einkorns ein enger Zusammenhang Statt findet. Der Rechberger vom Einkorn ist kein schreckender Reiter auf schwarzem Rappen, sondern ein neckender Berggeist. Er ist ein ebenbürtiger Bruder des im Höhgau am Bodensee weit und breit bekannten Poppele von Hohenkrähen, jenes Bergkobolds, der besonders in guten Weinjahren am See sein Wesen treibt. Der Rechberger ist der Spuck-, Irr- und Polter-Geist des hällischen Landes, der die Spätlinge, die mit etwas zu voller Ladung heimkehren, die Händler, welche ein nicht ganz moralisches Profitchen im Gurt, oder ein dergleichen Project im Kopfe durch die Nacht tragen, die menschlichen Kater, die „um die Feuerleitern streichen," die Fuhrleute, welche, um die bei Tag in den Wirthshäusern versäumte Zeit hereinzubringen, nächtlicher Weile ihr armes Gespann bergauf plagen, irre führt. Bald leuchtet er als eine Feuersbrunst in einer benachbarten Ortschaft und lacht unbändig, wenn die Gefoppten den brennenden Weiler unversehrt und in tiefster Ruhe finden; bald schreit er kläglich um Hülfe und scheint sehr befriedigt, wenn die zu Hülfe Eilen-

den in eine Pfütze plumpen; bald knarrt und ächzt er als überladener Wagen mit Peitschengeklatsch und Fluchen eine Steige hinauf, und ist plötzlich stille, wenn die, welche Beistand leisten wollen, ihr eigenes Fuhrwerk in einen Graben absetzen; bald humpelt er als ein müder gebückter Wanderer mit einem Wesen, als wünsche er die Gesellschaft des Nachschreitenden, auf einem Fußpfade voraus, und ist jählings verschwunden, wenn dieser von einem herabhängenden Baumast einen Schlag vor den Schädel erhält oder seine Beine gen Himmel kehrt; bald tanzt er als ein Licht voraus, und verlischt, wenn die Leute nach einigen Stunden genau wieder an dem Ort anlangen, von wannen sie ausgegangen sind. Sein Gebiet ist die ganze Gegend, welche vom Kocher- und Bühler-Fluß umschlossen wird, also vorzugsweise die sogenannte thüngenthaler Ebene bis Ober-Sontheim und das Fischachthal, sein eigentlicher Sitz aber der Einkorn, der sich zu den oben beschriebenen Operationen dadurch besonders eignet, daß sich dieser Berg sammt seinen Ausläufern als einziger Höhepunkt mitten in der Ebene erhebt, und somit auch bei Nacht, zumal wenn der Spuk ein feuriger ist, weithin sichtbar wird. Ueberdieß führt die Landstraße von Hall nach Ellwangen, welche die einzige Communicationslinie zwischen dem östlichen und westlichen Theil des Oberamts bildet, über die nordöstliche Abdachung des Einkorns, und ist somit durch ihre Frequenz ein auserlesener Schauplatz für Rechbergers Thätigkeit. Die Sage meldet, Rech-

berger sey der Befehlshaber eines Fähnleins Haller gewesen, das er im Kriege, wahrscheinlich im Städtekrieg, entweder zum Feinde übergeführt, oder zur Niedermezelung in die Hände gespielt habe und dabei selbst umgekommen sey. Seitdem sey er verdammt, in dieser Gegend, entweder weil sie seine Heimath, oder der Schauplatz seiner Verrätherei war, ruhelos sich und Andern zur Geißel umherzuspuken. Wahrscheinlich steht diese Sage in Verbindung mit einer Fehde, welche die Haller gegen das Jahr 1444 oder 1449 nach G. Widemann mit den Herren von Rechberg führten, in der sie ihnen zwei Schlösser zerstörten und den umhergelegenen Wald umhieben. Als sie sich hierauf in einiger Unordnung und mit allzuweiter Voraussschickung der Reiterei beutebeladen gegen Gmünd urückzogen, that einer der Herrn von Rechberg, im Bund mit dem Grafen von Wirtemberg, einen Ausfall aus dem Schloß Rechberg, machte 54 Hallische nieder und führte deren 68 sammt der wieder gewonnenen Beute als Gefangene nach Göppingen.

Sage vom Jäger Cuornle.

Jäger Cuornle war vor nicht gar langer Zeit ein Forstknecht auf dem Einkorn, der hatte seine Seele dem Teufel verschrieben, dafür, daß er alles treffe, was ihm vor den Schuß käme. So ward er der Tod alles Wildes, aber auch der Schrecken der Wildschützen, deren mehr als einer seinem Geschoß erlag. Er hielt

zugleich eine Schenke auf dem Einkorn und hatte vielen Zuspruch von den benachbarten Ortschaften und von den angesehensten Einwohnern von Comburg, Steinbach und Hall; denn er war, obschon ein unheimlicher, doch ein wohlgebildeter interessanter Mann, von feinen Sitten, und das Unheimliche zieht bekanntlich auch an. Eines Tages nun gab er Tanz und Spiel in seinem Hause, zu dem sich viele und vornehme Gäste aus den obigen Orten einfanden. Als der Reigen im vollen Zuge war, und der Einkorn von Geigen und Flöten wiederhallte, wurde Cuornle plötzlich hinausgerufen: es läge unter einer nahen Eiche ein prächtiger Edelhirsch, dem Verenden nahe. Cuornle ging und mit ihm einige Andere vom Handwerk. Am Platze angelangt fanden sie den Hirsch nicht, wohl aber den Boden und das Gebüsch umher zerstampft und zerwühlt. Nun hieß Cuornle die Andern zurückbleiben: er wolle den Hirsch, der sich nur ins Buschwerk zurückgezogen haben könne, allein suchen. Plötzlich hörten die Männer ein Ringen und ein herzzerreißendes Hülfsgeschrei, und als sie herzueilten, fanden sie eine große Lache Blut, aber weder Hirsch noch Jäger Cuornle mehr. Seine Zeit war um gewesen, und entweder hatte er sie ganz vergessen gehabt, um seine Angst zu betäuben, oder den Teufel durch irgend eine List hinauszuziehen und um seine Seele zu betrügen gesucht; der aber weiß Zeit und Stunde besser, und gehet umher, wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge. Seitdem jagt der Cuornle oft nächtlich durch den Forst und führt

die benachbarten Jäger, welche Wilderer in ihm vermuthen, irre, mit manchen Bauern dagegen scheint er sich gut zu verstehen, und ihre Büchsen zu laden und zu richten. Wie er sich mit Rechberger, der dasselbe Revier hat, verträgt, ist nicht anzugeben, es scheint aber, daß sie gute Kameradschaft halten, denn alle Geister, die Menschen irre leiten, sind verschworen.

Noch ist der Teufelskanzel zu gedenken, die auf einem wilden Hügel stand, in einem öden und abgelegenen Winkel des Einkorns, wo zur Zeit ein Steinbruch. Es knüpft sich keine besondere Sage an diesen Ort, außer daß man in alten Zeiten oft von einem auf der Spitze des Hügels befindlich gewesenen runden Stein aus gotteslästerliche Predigten, die Niemand als der Teufel habe halten können, gehört habe. Der runde Stein ist verschwunden, und seitdem hört man hier auch keine Predigten mehr.

XXIII.

Der Bussen.

Eine Meile östlich von Riedlingen liegt der Bussen, der ausgezeichnetste Berg in Oberschwaben, daher auch von Alters her der Schwabenberg (Mons Suevus), auch blos Schwabe genannt. Er erhebt sich frei und weithin sichtbar in der großen Donauebene bis

zu einer Höhe von 2364 Par. Fuß (2680 Würt. F.). Da aber seine Grundfläche schon sehr hoch liegt, sein Fuß überall sehr breit ist, so erreicht man jene Höhe ganz unvermerkt und mit aller Gemächlichkeit. Um den Berg her liegen eine Menge größere und kleinere Orte, und das Dorf Offingen-Bussen reicht bis an den Scheitel des Bergs hin. Die Abhänge sind gegen Norden und Osten bewaldet, auf der andern Seite theils angebaut, theils öde. Der in die Länge gestreckte Scheitel des Bergs hat eine ziemlich geräumige Oberfläche, welche durch einen tiefen Graben in zwei Theile getheilt ist. Auf dem vorderen Theil steht die alte Pfarrkirche Bussen, auf dem hintern liegen die Ruinen der Burg Bussen. Die Aussicht auf dem Bussen ist unvergleichlich schön: ganz Oberschwaben bis an den Bodensee, den man selbst noch auf dem Kirchthurm erblickt, und das Land, bis tief nach Baiern hinab, liegt als eine unermeßliche Ebene vor Augen, und in einer unübersehbaren Kette ziehen im Hintergrunde die Tyroler- und Schweizeralpen hin, oft so deutlich und klar sich darstellend, daß man jeden einzelnen Berg mit bloßem Auge, und bei günstigem Lichte selbst die Landhäuser von St. Gallen unterscheiden kann. Mehr als 500 Ortschaften liegen vor dem Blicke des Beschauers. Nur die Waldburg, welche näher dem Bodensee liegt, könnte dem Bussen den Vorzug der Aussicht streitig machen.

Das einzige ganze noch stehende Gebäude auf dem Bussen ist die Kirche, welche nebst dem Gottesacker

zum Dorfe Öffingen gehört; sie wurde im Jahr 1516 von den Trümmern der vorderen Burg neugebaut, und 1781 abermals erneuert. Sie ist der Jungfrau Maria geweiht, deren Bild, als mater dolorosa, sie zu einer stark besuchten Wallfahrtskirche gemacht hat. Neben der Kirche ist ein Häuschen, das längst aus einer Eremitenklause zur Wohnung einer kleinen Familie eingerichtet worden. — Auf dem Bussen befanden sich in alten Zeiten zwei Burgen; die eine hieß die Vorderburg, die andere die Hinterburg. Die erstere stand zunächst bei der Kirche und ist schon im 15. Jahrhundert ein Burgstall gewesen, dessen Steine verwendet wurden, die Hinterburg, auf dem hintern Theil des Bergs stehend, und durch einen Graben von der Kirche, so wie von der andern Burg getrennt, hat sich am längsten wohnlich erhalten. Noch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts war die Hinterburg bewohnbar, denn in einer alten handschriftlichen „Beschreibung der schwäbischen Burgen und Schlösser durch Ernst von Pflummern" heißt es: „Sonsten ist das jetzige Schloß auf dem Bussen (darinnen sich schwerlich ein Jäger mit der Wohnung betragen kann) gegen seiner alten Magnifizenz gar schlecht und nit viel höcher oder besser, dann ein vergangnes Burgstall zu rechnen, sintemalen nit glaublich, daß Graf Gerold, welcher Kaiser Caroli Magni Schwager war, auch über Baiern und Schwaben ein Landvogt gewesen, und auf diesem Berg zum Bussen, allda er vornemlich residiret, seinen gräflichen Stammen, als ein Graf von Bussen, ad

posteros transmittiret hat, selbiger Zeit, diese Residenz nit viel stattlicher erbaut habe." Unter der zerstörenden Einwirkung der Zeit ist auch diese Burg nach und nach von selbst zerfallen, und es sind nur noch wenige Ueberreste von ihr vorhanden. Unter diesen zeichnet sich der Rumpf eines Thurms, durch seine eigene Bauart, so wie durch seine gewaltigen, wiewohl größtentheils geplünderten Steinmassen aus. Zuverläßig war dieser Thurm die erste Anlage einer Befestigung auf dem Bussen, vielleicht ein römischer Wartthurm. An diesen Thurm wurde in der christlichen Zeit eine Burg gebaut, die in alten Schriften den Namen Suevia führte, und der Sitz eines gewaltigen Alemannischen Häuptlings oder Herzogs gewesen seyn muß. Vielleicht war es schon Herzog Gotefried von Alemannien, der auf dem Bussen seinen Sitz hatte, denn seine Nachkommen sind nach ihm auf und um den Bussen herum begütert gewesen. Daß Graf Gerold, Schwager Karls des Großen, und durch seine Mutter Imma Urenkel des Herzogs Gotefried auf dem Berge Bussen seinen Sitz hatte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. In den Annalen der Reichenau, so wie in dem Urbarium des Klosters Beuron heißt er ausdrücklich Graf von Bussen. Er war ein besondrer Liebling Karls des Großen und Graf in der Berchtoldsbaar, ja vielleicht Graf über mehrere Gaue, denn im schwäbischen Landrecht, dem Schwabenspiegel, heißt er Herzog Gerold v. Schwaben, und dort wird auch um seinetwillen den Schwaben

das Recht verliehen, im Streite die Vorfechter zu seyn. Es heißt darin: Kaiser Karl verlieh den Schwaben, wo man um des Reiches Noth streiten sollte, da sollten die Schwaben vor allen Andern streiten, und soll ihr Hauptmann seyn der Herzog von Schwaben. Als Karl die bairischen Verhältnisse ordnete, da übertrug er im Jahr 791 seinem Schwager die Statthalterschaft Baierns, eine sehr bedeutende Stellung. Gerold hatte sich schon in früheren Kriegen, namentlich im sächsischen Kriege, ausgezeichnet: er hatte sein eigenes Gefolg von Vasallen. Gerold fiel im Jahr 799 in einem Treffen gegen die Hunnen, und wurde in dem Kloster Reichenau, das er so reich begabt hatte, begraben. Nach einer Urkunde vom Jahr 811 hatte Gerold einen Sohn Berthold, dem Karl der Große die Vogtei über gewisse Orte am Bussen abgenommen, weil er übel damit gehaust habe. Dagegen wurde sie einem Grafen Adelbert übertragen, unter dem eidlichen Versprechen, daß er ein treuer Vogt und Schirmer der Güter seyn wolle, welche sein (Karls) lieber Vetter Egino (Bischof von Verona, Gründer der Kirche zu Niederzell auf der Reichenau) dem Kloster zu Tirmentingen und Offingen geschenkt, so wie der Güter, welche Gerold zu Unlingen, Grüningen und Altheim dem Kloster übergeben. Möchten wir das Erstere bezweifeln, daß Graf Gerold einen Sohn gehabt, denn ein Zeitgenosse aus der Reichenau sagt ausdrücklich, daß er keine Nachkommen hinterlassen, so ist das Andre urkundlich wahr, daß neben Graf

Gerold wirklich ein Graf Berthold Güter um und auf dem Bussen besessen, denn im Jahr 790 vermacht derselbe Besitzungen an der Donau und am Bussen dem Kloster St. Gallen, und seine Söhne Chadaloch und Baldebert siegeln mit dem Vater. Derselbe vergabt im Jahr 802 an die Reichenau Bussen, Offingen dabei (eine der Burgen auf dem Bussen und einen Antheil am Dorfe). Dann schenken im Jahr 805 Chadaloch, der schon genannte, und sein dritter Bruder Wago, dem Kloster St. Gallen die Kirche auf dem Bussen und die Kirche am See (Seekirch) u. s. w. Der Vater dieser drei Brüder, Berthold, † im Jahr 802, hatte zur Gemahlin eine gewisse Gerstnda, und war zuverläßig ein Enkel jenes Bertholds, der mit seinem Bruder Nebi den heiligen Pirminius in der Reichenau einsetzte, und ein Enkel Herzog Gotefrieds gewesen. Demnach ist es sehr wahrscheinlich, daß er von Vater und Großvater seine Besitzungen auf und um den Bussen geerbt. So werden wir wieder auf den Bussen, als einen uralten Herzogssitz, gewiesen, und es wird uns auch klar, wie Graf Gerold, Enkel jenes Herzogs Nebi, mit den Berchtolden (Birtilonen) seinen nahen Verwandten, Herr auf dem Bussen gewesen. — Neben Gerold und den Bertholden war noch Mitbesitzer Egino, Bischof von Verona, der von sehr vornehmen Eltern in Schwaben abstammte und mit Karl dem Großen verwandt gewesen. Er ging wieder in die Heimath zurück, wählte die Reichenau zu seinem Aufenthalt, und gründete im Jahr 799 zu

Niederzell eine Kirche und eine Probstei; er starb allda, wo noch sein Grabmal zu sehen. Auch er vergabte Güter zu Dürmentingen und Offingen an die Reichenau. — Hauptbesitzer der Güter auf und um den Bussen sind noch gegen Schluß des 9. Jahrhunderts die Urenkel des genannten Bertholds, denn im Jahr 889 bestätigen Graf Chadaloch, der noch einen Bruder Berthold hatte, eine Urkunde in dem Eritgau, in dem Orte Pusso (Bussen). Nach den Birtilonen finden wir die Grafen von Vöhringen und Nellenburg, ohne Zweifel ihre Abkömmlinge, im Besitze der Bussengüter. Zu diesen gehörte wohl auch jener erlauchte Mann, Peregrinus, der zweite Stifter des Klosters Bussen-Beuron, der nach einem ihm in dem Kloster gesetzten Grabmal im Jahr 1092 auf seinem Schlosse Bussen gestorben ist. Im Jahr 1291 kaufte K. Rudolf von dem Grafen Heinrich von Vöhringen den Bussen und alle auf und an demselben gelegenen Güter und Orte, die Hinterburg auf demselben und die Vogtei über die Kirche. Die Vorderburg (bei der Kirche) war Reichenau'sches Lehen, wie sich das Urbar vom Jahr 1303 ausdrückt: „Uf dem Bussen die Hinterburg und ein Baumgarten unter dem Thurme (dem angeblichen Römerthurm) ist der Herrschaft (Oesterreich) eigen, so ist die Vorderburg Lehen von Owe (Reichenau)." Später ging auch die Vorderburg an Oesterreich über. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß K. Rudolf von Habsburg, der bekanntlich für einen seiner Söhne wieder ein Herzogthum Schwaben errichten wollte, den

Bussenberg, an den sich die Erinnerungen eines alten Herzogssitzes knüpften, zum Mittelpunkt und Hauptsitz einer neuen Schöpfung ersehen. Ob je Einer vom habsburg'schen Hause auf der Burg Bussen saß, ist nicht bekannt, dagegen saßen nach dem genannten Urbar schon im Jahr 1292 auf dem Bussen österreichische Burgvasallen (Burgmänner, Burgbesatzung), die von den Orten der Herrschaft Gefälle als Soldlehen bezogen. Unter andern werden genannt: ein Ludwig von Hornstein im Jahr 1313, Einer von Stadegen (Stadion), Conrad von Ramstein, Rudolf von Friedingen, die letzteren beide im J. 1408. Diese hatten, wie es scheint, ihre eigenen Wohnsitze auf dem Bussen, nahe bei den Schlössern, denn in späteren Zeiten verkauften Nachkommen derselben diese ihre ererbten Burggesäße (Burgställe) als freies Eigenthum an Andere.

Wie die meisten österreichischen Besitzungen in Schwaben, so hatte auch die Herrschaft Bussen das Loos, mehrmals verpfändet zu werden. Im Jahr 1325 kam sie an die Grafen von Hohenberg, später an Burkhard von Ellerbach, und endlich an die Truchseßen von Waldburg, und besaß die Herrschaft im Jahr 1398 Hans der Truchseß von Waldburg, der zugleich die Schirmvogtei über die Reichenau'schen Besitzungen in der Gegend hatte. Neben diesen Inhabern erscheinen noch als österreichische Vögte die von Stein auf dem Bussen, weil Oesterreich wohl die Landeshoheit über die Herrschaft beibehalten hatte. Im Jahr 1452 verkaufte Erzherzog Sigmund die Grafschaft Friedberg

sammt dem Schloß und Stadt zu der Scheer, dazu die Vogtei auf dem Schloß und Dorf Bussen und Dürmentingen an den Truchseßen Eberhard von Waldburg um 32,000 fl., auf ein Ewiges und Beständiges. Derselbe wohnte im Jahr 1483 auf dem Bussen. Später suchte Oesterreich die Herrschaft Bussen wieder an sich zu ziehen. Durch einen Vertrag vom Jahr 1680, da Oesterreich die Herrschaft wieder einlöste, blieb den Truchseßen Bussen mit Dürmentingen als Lehen und ewige Mannsinhabung. Diese Inhabung begriff die zerstörte Burg Bussen die Orte Bussisch-Offingen, Hailtingen, Unlingen, Dentinzen und Altheim. Im Jahr 1786 verkauften die Truchseßen von Waldburg die Grafschaft Friedberg mit Bussen und Dürmentingen, dem Lehen, für 2,100,000 fl. an den Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis. Im Jahr 1806 kam Beides unter württembergische Oberherrschaft.

Ueber die Schicksale der Burgen auf dem Bussen wissen wir nur so Viel zu berichten. Im Jahr 1358 wurde der Bussen von Graf Eberhard v. Wirtemberg nebst den Städten Rotenburg und Horb den Grafen von Hohenberg und Haigerloch abgenommen. Vielleicht hat die Vorderburg schon damals starke Stöße erhalten. Im Jahr 1633 den 14. und 15. Dezbr. wurde die Hinterburg von den Schweden und Wirtembergern eingenommen und bis auf die leeren Mauerstöcke ausgebrannt; doch wurde sie wahrscheinlich wieder nothdürftig zu einer Wohnung eingerichtet. — Daß der

Bussen ein wichtiger Punkt zu Kriegsoperationen war, hat sich am Schluß des 18. Jahrhunderts bewährt. Als im Jahr 1796 der General Desaix mit dem linken Flügel der französischen Armee zwischen der Donau und dem Federsee eine Stellung einnahm, da besetzte er den Fuß des Bussen mit seiner Artillerie. Desaix, der in eigner Person auf den Bussen kam, warf von hier aus am 30. September die Oesterreicher über Ahlen zurück, und begann von derselben Stellung aus, am 2. Oktober, den Angriff in der Schlacht bei Biberach gegen Seekirch hin. — Es bestätigt sich mit diesem unsre oben ausgesprochene Ansicht, daß der Bussen zu allen Zeiten auch ein strategisch wichtiger Punkt gewesen.

Da nach unsrer Ansicht der Bussen ein Wohnsitz des Grafen Gerold und seines Geschlechts gewesen, so ist die Ansicht keine gewagte, wenn wir annehmen, daß der Bussen auch die Wiege der edlen Schwäbin Hildegard gewesen, die Gerolds Schwester und Karls des Großen vielliebe Gemahlin war.

Hier also die Sage von der frommen Hildegard.

Von der frommen Kaiserin Hildegard.

Es geschah mit Ausgang des Jahres 776, daß Karl der Große sich zu einem neuen Feldzug rüstete, und er trat eines Morgens in das Gemach seiner Gattin, um ihr Lebewohl zu sagen. Liebe Hildegard! sprach er, rathe mir, wem ich in meiner Abwesenheit das

Reich anvertraue, und das beste Kleinod, so ich habe, Dich, meine Theuerste? Mein lieber Gemahl, antwortete Hildegard, wenn ich Euch rathen darf, so ist es Euer Stiefbruder Taland, den Ihr zum Reichsverweser setzet, er ist ein tugendhafter Mann, und mich befehlet Ihr dem, in dessen Hut Wittwen und Waisen stehen, denn ich werde auch eine Wittwe seyn, wenn Ihr von dannen seyd. Sie sagte diese Worte mit vielem Weinen. Wohl mochte sie gedenken, daß ihr Trauriges bevorstehe. Da schloß Karl seine Gattin in seine Arme und sprach mit thränendem Auge: ja Dem, in dessen Schutz wir alle stehen, will ich Dich anbefehlen.

Schon warteten Karls Mannen im Hofe der Burg; er bestieg schnell sein Roß, ehe sein Schmerz laut war, und ritt von dannen mit seinen Schaaren. Wohl mit schwerem Herzen, denn er ahnte, es würde indessen Trauriges geschehen. —

Wie ihm Hildegard gerathen hatte, so geschah es auch. Karl setzte mit Willen seiner Reichsstände seinen Stiefbruder Taland über das Reich, und übergab ihm seine Hildegard, daß er für alle ihre Angelegenheiten sorge. Ach, daß er gerade dem Ungerechten sein bestes Kleinod anvertraute! Kaum war Karl abgezogen, so trat der böse Mann mit seinen unreinen Begierden und Absichten hervor, die er schon lange im Herzen verborgen hatte. Jetzt hielt er es für gute Gelegenheit, als Karl abwesend war, daß er der frommen Hildegard seine bösen Wünsche vortrug. Wo habt Ihr Eure

Sinne? sprach Hildegard zu Taland, als er solches ihr vorbrachte, wisset Ihr nicht, daß ich die Gemahlin Eures Bruders bin? und so dieß auch nicht wäre, wie sollte ich die Treue brechen gegen den, dem ich die Treue am Altare schwur? Darauf achtete aber Taland nicht; je mehr sie ihn abwies, desto mehr drang er in sie, und am Ende forderte er das mit Drohen, was er Anfangs nur erbeten hatte. Das brachte die fromme Hildegard über die Maßen in Sorgen; sie gedachte ihrer schweren Ahnungen beim Abschied, wie sie jetzt in Erfüllung gingen, und wandte sich nun in ihrer Noth zu dem, der die Bedrängten nie verläßt, und ihnen hilft, oft wunderbarer Weise. Eines Tages, als sie gerade wieder von des bösen Mannes Anträgen bestürmt worden war, trat Rosine von Bodman, ihre Gespielin, die sie sich schon lange zur innigsten Freundin erkoren hatte, in ihr Gemach. Was ist Euch, theure Gebieterin? fragte diese, als sie die Kaiserin in Thränen zerfließen sah. Ach, meine Theure! erwiederte Hildegard, nur Gott kennt meinen Kummer; er mag mir helfen, Menschen können es nicht. So enthüllet doch, fuhr das Fräulein fort, mir Euren Kummer, Ihr wisset ja, daß Euer Kummer auch der meine ist, und vielleicht kann ich Euch Rath schaffen. Mit niedergeschlagenen Augen, denn sie schämte sich, es auszusprechen, erzählte nun Hildegard, was bisher sich zugetragen hatte.

Rosine hörte mit inniger Theilnahme, als Hildegard ihren Kummer erzählte — sie schwieg eine Zeit

lang, als Hildegard geendet, und begann, nachdem sie ein wenig nachgedacht hatte: Theuerste Gebieterin, ich will Euch einen Rath geben, der gut gemeint ist, und diesen befolget. Mit List müsset Ihr suchen des bösen Mannes los zu werden, denn Gewalt steht Euch keine zu Gebot. Ihr müsset suchen, ihn hinzuhalten, bis Euer Gemahl wiederkehret. Wie dieß möglich ist, darüber habe ich eben nachgedacht, und es bestehet darin: So der böse Mann wieder kehret mit seinen Anträgen, so müsset Ihr freundlich gegen ihn seyn, denn leicht könnte er über Euch in Zorn entbrennen, und das möchte Euch Böses zuziehen; Ihr sollt also zu ihm sprechen: „Ich wäre Euch schon längst zu Willen gewesen, aber ich scheue den Argwohn der bösen Welt. Darum gehet hin, und errichtet in einem entlegenen Walde ein Lustschlößlein, da will ich Euch dann aufsuchen, und es mag dann weder Euch noch mir Böses daraus erfolgen." Wenn er dieß gethan hat, dann will ich Euch schon einen weiteren Rath geben. — Hildegard dankte herzlich ihrer Freundin, daß sie ihr aus ihrer Noth helfen wollte mit Gottes Willen, und sie that also. Taland der Böse kam wieder; Hildegard sprach zu ihm, wie ihre Freundin ihr gerathen hatte, und Taland ging hocherfreut wieder von dannen, verhoffend, daß jetzt bald das Ziel seiner Wünsche erreicht wäre. Sogleich ließ er tief in einem entlegenen Walde ein Haus aufführen, das eher einem festen Thurme, als einem Lustschlößlein glich, und er ließ daran feste Thürme anbringen, die er verwahrte mit

ſtarken Schlöſſern, denn er gedachte dort recht ungeſtört ſeine unrechten Abſichten auszuführen. Bald kündete er der Kaiſerin an, daß der Bau nach ihrem Willen vollendet ſey, und nie mahnte ſie an ihr Verſprechen.

Nun, liebe Roſina, ſprach Hildegard in der Stunde, als Taland ſie wieder verlaſſen hatte, zu ihrer Freundin, nun rathe weiter, was ich anfangen ſoll, daß ich des Böſen los werde? — Das iſt jetzt leicht zu rathen, antwortete Roſina, der Böſe hat ſich eine Schlinge bereitet, in die er jetzt ſelbſt fallen muß. Ihr gehet mit ihm, — ſo rathe ich Euch — in das Schloß, ſo er hat erbauen laſſen; nehmet dann den Schlüſſel zur Hauptthüre, der Böſewicht möge zuerſt hinein gehen, Ihr ſchließet dann zu, und laſſet den ſchlauen Fuchs ſo lange in der Grube, bis Euer Gemahl kommt. Herauskommen mag er nicht, denn wie ich höre, iſt das Schloß feſt gebaut, und ſeine Riegel ſind dauerhaft. — Hildegard that, was ihre Freundin ihr gerathen, und es geſchah auch, wie ſie gehofft hatte.

Taland der Ungetreue traute ihren Worten, und ſo wurde der Böſewicht in ſeiner Grube gefangen, die er ſelbſt gegraben hatte. Hildegard folgte ihm in das Waldſchloß: Taland ging voran in das Gemach ſo am ſtärkſten verſchloſſen war, und Hildegard ſchloß hinter ihm die Thüre. Jetzt erſt that ſie ihm kund, was ſie mit ihm vorhatte. Du ſollſt in dem Gemach bleiben, ſprach ſie, bis mein Gemahl wieder kehret, ſo mag ich verſchont bleiben von Deinen böſen Wünſchen;

was Du bedarfst, sollst Du haben, und nichts soll Dir abgehen, bis auf jene Zeit, daß mein Gemahl wieder kehret. Da redete auf einmal der böse Taland in einer andern Sprache: Lasset mich doch heraus, bat er, ich will Euch künftig mit Allem dem verschont lassen, das ich Euch zumuthete, ich will Euch zwei Eide schwören, daß ich es halten mag. Hildegard hörte nicht auf die Worte des Ungetreuen, verriegelte die Thüre fester und ging von dannen. Als sie nach Hause kam, dankte sie Gott inbrünstig, daß er sie auf solche Weise von dem bösen Manne befreit hatte.

Während dieß am königlichen Hofe geschah, hatte Karl seine Kriegsangelegenheiten schneller in Ordnung gebracht, als man gewähnt hatte, und er trat siegreich den Rückweg nach Aachen an. Kaum hörte Hildegard die freudige Botschaft, daß ihr Gemahl in wenigen Stunden ankommen würde, da eilte sie in das verborgene Waldschloß und befreite den bösen Taland aus seiner Gefangenschaft, in welcher er mehrere Wochen zugebracht hatte, ohne großes Aufsehen des Volkes, denn man wähnte ihn auf einer Lustreise.

Taland that gar freundlich gegen Hildegard, als sie die Thüre öffnete, und sprach mit heuchlerischem Blicke: es soll jetzt alles zwischen uns vergessen seyn, was geschehen ist — aber sein Herz gedachte nicht so, sondern er entbrannte voll Rachsucht, die er auch bald ausbrechen ließ. Als sein Bruder, der Kaiser anlangte, da war große Freude in der Stadt, zu allermeist bei Hildegard, deren Leid jetzt wieder in Freude und

Wonne verwandelt schien. Aber es sollte nicht lange so währen; sie konnte nur kurze Zeit das Glück des Wiedersehens genießen, und noch mehr des Bittern folgte.

Wenige Tage waren verflossen, so trat der ungetreue Mann vor seinen Bruder, und brachte allerlei böse Kunde über das bisherige Betragen Hildegardens: vor allem, sprach er, wollte sie mich auch zu Dingen verleiten, die ich nur dann erfüllen konnte, wenn ich Deine Ehre hätte in den Staub treten wollen. Siehe, sie hat ein Lustschloß im Walde bauen lassen, von dem nur ich weiß, auf daß sie mit ihren Buhlen ihrer Untreue ungestört fröhnen könnte.

Als der Kaiser diese verläumderischen Worte des ungetreuen Bruders hörte, da ward er im Innersten betrübt. So, sprach er weinend, das ist die Treue die mir die Falsche am Altare gelobte? ich will sie nimmer sehen, die Treulose. Gehe hin, mein Bruder, thue mit ihr, was Dir gefällt, daß sie nicht mehr vor mein Angesicht kommt, die Schlange. Das waren köstliche Worte für den Bösewicht. Sogleich sandte er seiner Knechte zween aus, die mußten in der Nacht die Kaiserin aus ihrem Gemache holen. — Was wollt ihr? sprach sie überrascht, als diese hereintraten, wo sie mit ihrer geliebten Freundin, Rosina von Bodman, schlief. Wir wollen das Gebot unsers Herrn erfüllen, sprachen diese mit roher Stimme. Wer ist denn euer Herr? fragte Hildegard zitternd. Unseres Kaisers Bruder: auf seinen Befehl, und der ist auch des

Kaisers Wille, sollen wir Euch von dannen führen, und das Weitere werdet Ihr sehen. Ach, du böser Mann, wie rachsüchtig bist du, ach, du betrogener Gemahl, daß du dem Rathe deines bösen Bruders folgst! seufzte Hildegard. — Wohl mochte Hildegard gedenken, daß der böse Taland sich durch Verläumdung an ihr zu rächen suche und der Kaiser seinen Worten glaube. — So lasset mich doch, bat Hildegard weinend, meinen Gemahl noch einmal sehen, und ihn fragen, warum mir solches geschehe? Die rohen Knechte hörten nicht auf ihr Wort. Da trat Rosina, die treue Maid von Bodman, hinzu und sprach: ich trenne mich nicht von meiner Gebieterin, führet mich auch mit ihr von dannen. Die Knechte wehrten ihr, aber Rosina ließ sich nicht abhalten, und folgte weinend der frommen Kaiserin. Stille führten sie die beiden Frauen durch den Burghof; da harrete schon ein Wagen, in den wurden sie gesetzt, zu beiden Seiten die Knechte, die sie bewachen mußten. Viele Stunden waren sie gefahren, da hielt der Wagen stille, und die beiden Frauen hörten das Brausen eines breiten Stromes. Es war der Rheinstrom, über den eine Brücke führte. Jetzt steiget ab, sprachen die Knechte, hier ist das Ziel eurer Reise. Die Frauen stiegen ab. Es war eine dunkle Nacht und nur wenige Sternlein erglänzten am Himmel, überall Todesstille, nur des Stromes Wogen unterbrachen durch ihre Bewegung die Stille. In diesem Strome, sprachen die Knechte zu Hildegarden, sollt Ihr Euer Grab finden — so ist der Wille unsers

Gebieters. Hildegard weinte, als sie diese Worte hörte. Hieß mein Gemahl, der Kaiser, euch solches an mir thun? fragte sie schluchzend. Ja, unser Gebieter hat es befohlen nach dem eignen Worte des Kaisers. Nun, seufzte Hildegard, wenn mein Gemahl es befohlen, dann müßt ihr sein Gebot erfüllen. Ich will nun gerne sterben. Als sie dieß gesagt hatte, nahm sie ihr Diadem von Gold und Edelstein von der Stirne und bot es ihrer Freundin dar. Nimm es, sprach sie weinend, und trag' es zum Andenken an Deine unglückliche Freundin. Da sey Gott für, antwortete schluchzend Rosina von Bodman, ich werde Euch nicht verlassen, dieweil ich Euch Treue geschworen bis ins Grab. Ach, meine Theure, bat Hildegard, folge mir nicht, Du hast ja keine Schuld an Allem, was sich bisher zugetragen. Es wird Dir Niemand Böses zufügen, kehr' mit diesen Männern und bringe meinem Gemahl die Kunde, daß ich unschuldig sterbe, daß alles Lüge sey, was sein Bruder über mich vorgebracht. Da antwortete Rosina von Bodman: redet mir nicht darein, theure Gebieterin, daß ich Euch verlassen sollte, und von Euch umkehre, wo Ihr sterbet, da will ich auch sterben und begraben seyn. Nun sprach Hildegard nichts weiter zu ihrer Freundin. Die Knechte nahmen jetzt die unglückliche Frau und führten sie an das Geländer der Brücke. Rosina hing sich an ihre Gebieterin und wollte sich nicht von ihr trennen lassen. Da rissen die Knechte das Fräulein von der Kaiserin, und stürzten diese über die Brücke in die Wogen des

brausenden Rheinstromes. Als Rosina ihre Gebieterin hinunterstürzen sah, da beugte sie sich über die Brücke und stürzte ihr nach. Die Knechte verließen den Ort, nachdem sie ihr Gebot erfüllt hatten, kehrten an den Hof zurück, und berichteten ihrem Gebieter, daß sie seinen Willen vollführt. Der freute sich dessen über die Maaßen, denn er wähnte, es sey seiner Rache ein Opfer geworden. Aber es war dem nicht so. Gottes Hand waltete über der unglücklichen Fürstin und der getreuen Jungfrau von Bodman. Das Fräulein holte im Sturze in das Wasser ihre Gebieterin ein, sie ergriff sie an ihrem Gewande und hielt sie fest, daß sie nicht untersank. Sie hielt sich lange über dem Wasser, denn in ihrer frühen Jugend, ehe sie an den Hof der Kaiserin kam, hatte sie manchmal in des Bodensees Fluthen unter der Burg ihres Vaters mit ihren Gespielinnen durch das Bad sich ergötzt, und hatte nach und nach im Schwimmen sich geübt; so geschah es, daß sie die Retterin der treuen Hildegard wurde. Sie brachte sie im Schwimmen an das entgegengesetzte Ufer. Dankend sank Hildegard ihrer Retterin in die Arme. Beide harrten nun, bis es Tag war, an der Brücke des Stromes. Sie machten sich jetzt auf, und gingen längs des Stromes; da fanden sie eine Fischerhütte. Der Fischer öffnete ihnen, und er und sein Weib stärkten die Ermatteten mit Speis und Trank. Mit dem Morgen ging der Fischer in die Stadt und brachte an den Hof des Herzogs, der daselbst wohnte, seine Fische. Da erzählte er unter anderem, wie am Mor-

gen zwei Frauen bei ihm angekommen wären, die ihm vornehmer Abkunft schienen. Sogleich sendete der Herzog in die Fischerhütte, und Hildegard mit ihrer Freundin wurde an den Hof abgeholt; der Herzog nahm beide mit aller Würde auf, aber Hildegard verschwieg, so sehr der Herzog auch in sie drang, ihre Abkunft, und alles, was ihr widerfahren war. Hildegard lebte eine ziemliche Zeit lang an dem Hofe des Herzogs mit ihrer geliebten Freundin Rosina von Bodman. Der Herzog ehrte beide wie Glieder seiner Familie, und bot allem auf, um den beiden Frauen ein angenehmes Leben zu bereiten. Besonders war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit die schöne Hildegard; sie merkte dieß bald, und es war ihr eine schmerzliche Bemerkung, denn sie hatte bis auf diese Stunde ihren Gemahl noch nicht vergessen. Wirklich trat in kurzer Zeit der Herzog mit seiner Neigung an den Tag; er erklärte Hildegarden, daß er sie von Herzen liebe, und keine für würdiger fände, daß sie das Herzogthum mit ihm beherrschete. So gerne hätte Hildegard gestanden, daß sie schon Gemahlin eines Andern wäre, aber sie hatte bei sich das Gelübde gethan, keinem Menschen ihr trauriges Schicksal anzuvertrauen. Der Herzog drang in sie, daß sie sich erkläre. Da ging sie mit ihrer Rosina zu Rathe. Das Ergebniß der Berathung war, daß sie beide den Hof des Herzogs verließen. Wohl redete gegen diese Absicht die Dankbarkeit, die beide gegen den edlen Herzog hegten, da er bisher so viele Wohlthaten ihnen

erwiesen hatte, und es entstand ein harter Kampf im Herzen der treuen Hildegard. Das Gelübde, das sie sich gethan hatte, ihrem Gemahl ewig treu zu bleiben, ob er sie auch verstoßen hatte, siegte; und beide, Hildegard und Rosina, entflohen in der Nacht vom Hofe des Herzogs in Pilgerkleidern. Was sollten sie nun aber beginnen, wohin sollten sie fliehen? das war jetzt die Frage, welche die beiden Freundinnen auf ihrem Wege beschäftigte. Wir wollen auf die Burg meines Oheims, der am Bodensee hauset, sprach die treue Maid von Bodman. Ich folge Dir, erwiderte Hildegard, wohin Du gehest. Nach langem Erfragen erkundeten sie den Weg, der nach dem Bodensee führte. Ueber manche verlassene Ebene, manche Höhe wandelte der Fuß des Pilgerpaars, bis sie die ersehnten Ufer des Bodensees und die befreundete Burg Bodman erreichten. Wer lange Zeit von seiner Heimath ferne war, der kann sich vorstellen die Freude des Fräuleins von Bodman, als sie den Spiegel des Sees wieder zum erstenmal erblickte, an dessen Ufer sie in ihrer Kindheit lustwandelte und die Zinnen der Burg, in der sie geboren war. Alles was sie erblickte, schien ihr wieder herrlicher. Beide Pilger wurden von dem Ritter Hans von Bodman voll Gastfreundschaft aufgenommen. Wie hocherfreut war er, als er ein Glied seiner Familie in der Jungfrau erkannte, die neben Hildegard ging. Noch in jungen Jahren hatte Rosina die Burg verlassen, und jetzt war sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Auch hier verhehlte Hildegard

ihr trauriges Geschick, und nur ahnen konnte Hans von Bodman, was die fremde Frau auf seine Burg geführt. Bald betrachtete der Ritter von Bodman die treue Hildegard und seine Nichte als liebe Hausgenossen. Hildegard gewann den Aufenthalt an den schönen Ufern des Sees so lieb, daß sie wünschte, immer hier zu bleiben. Allein nicht nur, daß dieser Ort der Gegenstand ihrer wieder erwachenden Freude wurde — Hildegard wurde ein Segen für die ganze Umgegend. Schon von früher Jugend an hatte sie eine Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. Jetzt wandte sie diese Kunde an, um manchem Kranken, der zu ihr kam, ein heilsames Tränklein, oder eine wohlthuende Salbe zu bereiten. Dazu hatte sie auch die beste Gelegenheit, denn jene ganze Gegend, besonders das schöne Höhgau mit seinen Bergkegeln, vor allen der nahe Berg Twiel, brachte eine Menge heilsamer Kräuter hervor. Bald erschallte der Ruf der frommen Hildegard vom Bodensee bis in die fernsten Gegenden des Schwabenlandes, und Jedermann sprach von der frommen Frau und ihrer Heilkunde. Um diese Zeit machte Kaiser Karl eine Reise durch das Schwabenland. Bei ihm war sein Bruder Taland, der schon lange an einer unheilbaren Krankheit litt. Seit jener Zeit nemlich, als er die treue Hildegard ins Elend verstoßen hatte, hatte ihn der Aussatz befallen — es war wohl ein sichtbares Strafgericht, das Gott ob seiner Missethat über ihn verhängt hatte. Er reiste in

manche Lande, um sich heilen zu lassen, aber nirgends fand er Heilung Als er nun seinen Bruder durch Schwaben begleitete, da hörte er von der frommen Hildegard am Bodensee. Sogleich entschloß er sich, den Weg dahin zu machen.

Unterwegs hörte er, daß die fromme Frau seit längerer Zeit oft Konstanz besuche, um dort viele Kranke zu heilen, die in dieser schönen Stadt sich einfanden. Er zog mit seinem Bruder, der gerne auch einmal diese Stadt besuchte, gen Konstanz. Als Taland in Konstanz ankam, suchte er die Wohnung der Wunderthäterin auf. Man zeigte ihm dieselbe: es war eines der unansehnlichsten Häuslein der Stadt. Ehe er eintrat, kam ihm die treue Maid von Bodman entgegen und fragte nach seinem Begehren. Taland erkannte sie nicht, und sagte ihr, wer er sey und was er wolle. Rosina erzählte ihrer Gebieterin, daß Taland, der so groß Unglück über sie verhängt, ihrer Hülfe begehre. Die soll ihm werden, sprach Hildegard, und man sah ihr in ihrem liebevollen Blicke an, daß sie alles das Unrecht vergessen hatte, so er einst gegen sie verübt. Ich danke Gott, sprach sie, daß er mir Gelegenheit gibt, feurige Kohlen zu sammeln auf das Haupt meines Feindes. Gehe hin und sage es ihm, aber zuvor möge er hingehen in die Münsterkirche und seine Sünden bekennen: dann erst werde die Arznei helfen, welche sie ihm senden werde. Rosina ging hin, und sprach zu Taland, wie ihr Hildegard befohlen hatte. Taland that nach dem Wort der Jungfrau:

jetzt sandte ihm Hildegard eine Arznei, und Taland war in kurzer Zeit genesen.

Das vernahm Kaiser Karl; sogleich sandte er nach der wunderthätigen Frau, denn er wünschte, sie kennen zu lernen. Da ließ ihm Hildegard sagen: sie würde wohl vor ihm erscheinen, aber sie habe das Gelübde gethan, nur im Hause des Herrn sich vor den Menschen zu zeigen. Mit dem frühen Morgen erschien der Kaiser, begleitet von seinem Bruder, dem wiedergenesenen, in dem Münster zu Konstanz. Verschleiert trat Hildegard vor ihren Gemahl, daß er sie nicht erkannte. Großmächtiger Kaiser, begann Hildegard mit verstellter Stimme, Ihr wollet wissen, wer ich sey — es sey Euch denn kund gethan, aber zuvor gebt mir das Versprechen, daß Ihr eine Bitte erfüllet, welche ich Euch dann vorlegen werde. Es ist eine Bitte, die Ihr nie bereuen werdet. Ich verspreche es Euch, wunderthätige Frau, gelobte der Kaiser. Da schlug sie den Schleier zurück, und seine verstoßene Gattin stand vor ihm. Können die Todten auferstehen? rief Taland, und er sank blaß nieder am Kirchenstuhle. Hildegard ist unschuldig! setzte er hinzu mit zitternder Stimme. Meine Hildegard unschuldig? rief Karl hocherfreut, und er schloß sie in seine Arme. Kannst Du mir verzeihen? sprach Karl. Ich verzeihe Euch, mein theurer Gemahl, aber Ihr müßt dem verzeihen, der sein Unrecht bereut hat, antwortete Hildegard. Ich wills um Deinetwillen. Da trat Rosina von Bodman hinzu, und alle drei dankten Gott für seine

wunderbare Führung. Karl und Hildegard lebten noch lange glücklich mit einander.

XXIV.

Kloſter Marienberg.

Kloſter Marienberg, Kloſter Berg zur lieben Frauen, auch häufig blos Kloſter zum Berg genannt, liegt ſehr maleriſch auf einem Felſen über der Lauchart, hat noch gut erhaltene Gebäude und eine kleine, aber ſchöne Kirche. Das Kloſter, wozu noch mehrere Oekonomie-Gebäude, auch eine Mühle gehören, wurde im Jahr 1682 neu erbaut, hat alſo nichts alterthümlich Merkwürdiges mehr aufzuweiſen. Auf der Anhöhe, da das Kloſter zum Berg erbaut wurde, ſtand ſchon in alten Zeiten ein armſeliges Beguinenhaus mit einer kleinen Kapelle, das Frauen vom Auguſtinerorden bewohnten. Dem Klöſterlein gegenüber ſtand das Schloß Altenburg, welches dem Grafen Hugo von Montfort gehörte, und nun bis auf etliche Reſte vom Burggraben verſchwunden iſt. Ein Unglück in der Familie des Grafen gab Veranlaſſung zur Gründung eines förmlichen Kloſters. Hören wir darüber den noch vorhandenen Stiftungsbrief vom 6. April des Jahres 1265, in dem ſich Graf Hugo von Montfort,

der Stifter also ausdrückt: „Wir hatten zwei Söhnlein, die aus unserem Schloß Altenburg an den Fluß hinab gingen, um zu baden; als sie sich gebadet, legten sie sich in einen Heuschuppen, der nicht weit vom Schloß entfernt, auf das Heu und schliefen sanft ein. Wie nun durch Zufall neues Heu im Schuppen aufgehäuft wurde, sind sie ohne Zweifel nach Gottes Willen erstickt. Nachdem wir mit großem Jammer und Herzeleid einige Wochen eifrige Nachsuchung nach unsern Söhnlein angestellt und sie nicht finden konnten, da haben wir den allmächtigen Gott und die Jungfrau Maria inständig angefleht, er möge uns solcher Gnade würdigen, daß, wo wir unsre Söhnlein lebendig oder todt finden würden, wir zu Ehren und Lob Gottes des Allmächtigen, auch der Gottesgebärerin, der Jungfrau Maria, zum ewigen Gedächtniß ein Kloster bauen wollen." Wirklich wurden die beiden Söhnlein mit Anfang des Frühlings unverwest unter dem Heu gefunden. Graf Hugo von Montfort, eingedenk seines Gelübdes, stiftete nun ein Kloster zu Lob des allmächtigen Gottes und seiner Mutter Maria, auch zu Ehren des h. Benedikts, und gab dazu das Eigenthum von Altenburg mit der Vogtei und allen Gütern, als Wiesen, Feldern, Waiden, Fischenzen und Wäldern, nebst einer Mühle; auch vergabte er noch fünf Pfund Hellerzins, Tübinger Münze, welche er mit seinen Miterben vom Orte Gamertingen zu beziehen hatte. Die eigentliche Uebergabe geschah durch die Hand des Grafen Wolfrad von Vöhringen. Das Andenken des Stifters

ist durch ein noch im Kloster aufgehängtes Gemälde verewigt. — Die neue Stiftung hatte gleich im ersten Jahre Widerwärtigkeiten zu erdulden. Neidische, bösgesinnte Menschen fielen in das Kloster ein und jagten die Priorin mit ihren Schwestern hinaus, die dabei alle ihre Habe verloren. Doch nicht lange dauerte das Exil der frommen Schwestern, denn im Jahr 1267 sammelte Bischof Eberhard von Constanz die Zerstreuten wieder, setzte sie wieder ein und nahm sie in seinen besondern Schutz.

Auch die Grafen von Wirtemberg machten sich um das Kloster verdient, denn laut einer Urkunde vom Jahr 1271 schenken und bestätigen die Grafen Ulrich und Eberhard von Wirtemberg, auf Bitte ihres Vetters Graf Wolfrad von Vöhringen, der Priorin und dem ganzen Convent zu Marienberg die Vogtei des Städtleins Brunnen, und all ihr Recht in dem Städtlein selbst, wie es ihnen schon ihr Vater Ulrich geschenkt hatte. Ferner bestätigt Graf Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1288 die Schenkung seines ehemaligen Vasallen Swigger von Truchtelfingen, bestehend in einigen Gütern zu Truchtelfingen und Steinhülben.

Im Jahr 1281 wurde das Kloster vom Pabst Johann XXII. in Schutz genommen. Im Jahr 1293 übergab es der Bischof Rudolf von Constanz dem Abt und Convent Zwiefalten in Schutz und Schirm, und unterwarf es dessen Obrigkeit in leiblichen wie in geistlichen Dingen. In der Folge jedoch nahmen sich des leiblichen Schirms immer die Herren von Gamer-

tingen und Hettingen an, und der Abt von Zwiefalten war immer nur der geistliche Obere. Im Jahr 1523, als die Herren von Speth zu Gamertingen Kasten-, Schutz- und Schirmvögte des Klosters geworden waren, entstanden bald allerhand Mißhelligkeiten. Der Convent zu Marienberg kündigte ihnen den Schirm auf, erkannte aber später wieder die Herren von Speth als Schirmvögte an, und gab eine jährliche Schirmsfrucht. In der Folge machte sich das Kloster ganz und gar los, und war frei und unabhängig, ohne jedoch ein immatrikulirtes Reichskloster zu seyn. Im Jahr 1802 wurde Marienberg von Württemberg in Besitz genommen, aber es behielt seine Einrichtung. Man beließ die sieben Klosterfrauen, drei Schwestern und einen Beichtvater, um hier den Rest ihrer Tage zu verleben. Noch im Jahr 1838 war das Kloster von Nonnen bewohnt. Die Nonnen sind nunmehr sämmtlich abgegangen, und das Kloster hat eine andere schöne Bestimmung erhalten, wodurch es der Menschheit wohl nützlicher geworden ist, als in früheren Tagen. Der ehemalige rühmlich bekannte Arzt, Dr. Rösch zu Urach und der edle Pfarrer Geßler, nunmehr zu Grabenstetten, entwarfen den Plan zu einer Rettungsanstalt für körper- und geistesschwache Kinder, und erkannten dieses im gesunden Albthal liegende Kloster für ein taugliches Asyl zu einer Heilanstalt. Das Herzeleid trauernder Eltern gab dem Kloster Marienberg seine Entstehung — schon manchen trauernden Eltern ist hier ein Kind von Leiden genesen, und sie haben, wie

einst Graf Hugo und seine Gattin, für ihre wiedergefundenen Söhnlein so Gott Lob und Preis dargebracht für ihre Kinder, die ihnen der Helfer über alle Helfer von Neuem geschenkt, und haben dankbar ins Herz gegraben die Namen der edlen menschenfreundlichen Stifter der Anstalt.

Die Kinder von Altenburg.

Das Schloß Altenburg hatte eine herrliche Lage. Auf einer mäßigen Anhöhe reizend gelegen, beherrschte es stolz die nächste Umgebung und spiegelte sich in den krystallhellen Wellen der nahen Lauchart.

Graf Hugo von Montfort, der Besitzer dieser schönen Burg, hatte sich mit seinem trauten Weibe und zwei blühenden Knaben hieher zurück gezogen. Müde von dem Geräusche der Welt, gab es für ihn kein lieblicheres Ruheplätzchen, als Schloß Altenburg im stillen Albthale, und frohe Tage zogen von nun an über den Häuptern dieser glücklichen Familie hin. Der Eltern innigstes Bestreben ging dahin, ihre Kinder zu guten Menschen zu bilden und die jungen Herzen mit treuer Hand zu leiten. Diese schöne, heilige Sorge umfaßte ihr ganzes Wesen, und es war eine Freude, der Kinder fröhliches Gedeihen und der Eltern rührende Sorgfalt, sie vor Allem zu schützen, was der Seele oder dem Leib gefährlich hätte werden können, zu beobachten. Eines der liebsten Vergnügen der beiden Knaben in den Sommermonaten war das Baden in den kühlen,

klaren Fluthen des Flusses, welcher in der Nähe der Burg vorbeiströmte, und sie weilten besonders gerne in den Abendstunden in dem erfrischenden Elemente. Eines Tages kehrten sie nicht zurück; die Abendglocken waren längst verklungen und die Dämmerung hatte ihren Schleier über die Gegend gesenkt, als die besorgten Eltern selbst an's Ufer eilten, um die Lieblinge zu suchen. Das Wasser war nicht reißend und hatte keine besondere Tiefe; am Gestade fanden sich keine Kleider und so war das Ertrinken der Kinder nicht wahrscheinlich: dennoch zeigte sich keine Spur derselben und das ängstliche Rufen der armen Eltern blieb unbeantwortet. Der Vollmond beleuchtete in dieser Nacht eine Scene der Angst und des Schreckens. Alle Bewohner der Burg und der nächsten Umgebung vereinten sich, um die Verlornen zu suchen. In dem nahen Walde wurde das Wild vom Fackelschein und lautem Rufen aufgescheucht, kein Winkel blieb undurchsucht, aber kein Erfolg krönte das redliche Mühen. Gerührt von dem Jammer der verzweifelnden Mutter, setzte man die Nachforschungen noch den ganzen folgenden Tag fort, umsonst — die Kinder waren und blieben spurlos verschwunden. Keine Worte können den Schmerz des Herrn von Altenburg und dessen Gattin beschreiben, weil keine erfunden sind, dieses entsetzliche Weh zu malen. All ihr Glück, ihre süßen Hoffnungen waren zertreten und sie fanden eine trostlose Oede, wo früher Alles voll Leben und Sonnenschein gewesen war! In ihrem herbsten Schmerze beteten sie gläubig zu Gott

um Gnade und Erbarmen, und gelobten mit frommem Sinne, an der Stelle, wo immer sich die erste Spur von ihren Knaben zeigen würde, ein Kloster zu bauen. Der Herbst und ein endlos langer Winter waren verflossen, die ersten Schneeglöckchen erhoben schüchtern ihre Köpfchen, die Sonnenstrahlen vergoldeten mit neuer Pracht die entlaubten Bäume, als wollten sie die jungen Knospen zum frohen Leben wecken: aber kein Lichtstrahl hatte je das Dunkel erhellt, das über dem Schicksale der verlornen Kinder ruhte. Eines Tages gingen die Knechte aus einer Scheune, die der Burg gegenüber lag, Heu zu holen, welches im verflossenen Jahre dorthin gebracht und seither unberührt geblieben war. Dort in Mitte des Schobers fanden sie die zwei Leichen! — Da lagen die einst so blühenden, hoffnungsvollen Knaben, der Trost und die Freude der Eltern und all der wilde Schmerz derselben konnte sie nicht wecken! Die Knaben hatten wahrscheinlich nach dem Bade sich niedergelegt, um ein wenig zu schlafen, waren von den Knechten nicht bemerkt und mit Heu bedeckt worden, unter welchem sie erstickten. Dem Gelübde gemäß erbaute der Graf von Montfort an der Stelle der Scheune ein Kloster und gab ihm den Namen „Marienberg." Zwölf fromme Jungfrauen weihten hier ihr Leben dem Herrn, und die kleine Gemeinde blühte unter dem Schutze der Gesegneten unter den Weibern. Der treue Gott, auf den die unglücklichen Eltern in ihres Lebens herbstem Weh vertrauten, senkte in ihr Herz den Frieden, den die

Welt nicht geben kann und vereinte sie nach einem sanften Tode wieder mit Jenen, die sie hienieden am Meisten geliebt. Ihre Leichen ruhen nebst denen ihrer Kinder unter dem Hochaltare der Klosterkirche, deren fromme Stifter sie gewesen.

Lina Welebil.

XXV.

Die Wurmlinger Kapelle

bei Tübingen.

Ganz abgesondert erhebt sich über den Dörfern Wurmlingen und Hirschau ein runder steiler Berg, auf dessen Spitze wunderlieblich eine Kapelle pranget, die uns an das schöne Lied unseres L. Uhlands mahnt:

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab.

Gegen das Ammerthal hin ist der Berg weniger angebaut, gegen das Neckarthal, besonders Hirschau zu, ist er vom Fuß an beinahe bis zur Höhe mit Weinbergen bepflanzt. Der Weg, der uns an die Kapelle führt, zieht sich an letzterem hin und ist fast einer der steilsten, mag er auch manchmal ermüden, wir werden reichlich für unsere Mühe belohnt. Ist die Höhe er-

reicht, so treten wir durch das schwarze Thörchen rechts, das zu dem, die Kapelle umgebenden Friedhofe führt. Mit Recht hat eine neuere Hand auf dieses Thörchen die Mahnung zur Mildthätigkeit geschrieben, in früherer Zeit war es wohl nie nöthig gewesen. Das erste nun, was wir thun, ist, daß wir im Innern des Friedhofes die Runde um die Kapelle machen, um der herrlichen Aussicht zu genießen, die uns durch die Oeffnungen der altergrauen Mauer und über das alte zerfallene Gemäuer selbst hinaus zu Theil wird. Mit Einem Blicke übersehen wir das ganze Neckarthal von Rottenburg bis Derendingen, und noch einen großen Theil des Ammerthals. Am westlichen Fuße des Berges liegt Wurmlingen, am östlichen Hirschau. Längs dem Neckarthale liegt Rottenburg mit seinen Thürmen, und in seiner Nähe rechts der hohe Wartthurm, links die wenigen Reste der Weilerburg; an Rottenburg sich anschließend in einer schönen Reihe hinunter die Dörflein Kiebingen, Bühl, Kilchberg, Weilheim und Derendingen, (die Stadt Tübingen verbergen die östlichen Berge). Hinter diesen Dörflein zieht sich die bläuliche Albkette hin, an die noch der schwärzliche Streifen des Schwarzwalds stößt. Von der nördlichen Seite des Bergs erblicken wir zur Rechten den schön gelegenen Ammerhof, weiter links Jesingen, an das sich Pfäffingen und Poltringen anreihen. Freundlich winket vom nahen Berge herüber das anmuthige Schlößlein Roseck, und die Thurmspitze vom Dorfe Entringen meldet, daß nicht ferne von

ihm das brüderliche Schlößlein Hohen-Entringen sich erhebe, das von den nördlichen Bergen neidisch versteckt wird.

Die Kapelle, wie wir sie jetzt erblicken, zeigt uns wenig Merkwürdiges. Ein gewöhnliches einfaches Kirchlein, dessen Inneres an Unwichtigkeit dem Aeußeren entspricht. Die Verzierungen bestehen hauptsächlich in unbedeutenden Votivgemäldchen aus neueren Zeiten; das einzig Merkwürdige ist im Innern des Kirchleins eine erneute Inschrift, die sich auf der gegen das Neckarthal gekehrten Seite des Kirchleins befindet, welche meldet, daß „hier ein Graf Anselmus von Calw aus dem 10. Jahrhundert begraben liege."

Im 16. Jahrhundert mußte diese Inschrift noch nicht vorhanden gewesen seyn, denn es erzählt M. Crusius, daß er im Jahr 1589 auf einem Spaziergange zur Wurmlinger Kapelle einen Grabstein in einer Mauervertiefung eingeschlossen (da wo jetzt die Inschrift steht) gefunden habe, aber ohne eine Inschrift; wobei der ihn in die Kapelle führende Geistliche die Vermuthung geäußert, daß sich die Inschrift auf der Kehrseite befinden möchte, was aber nur mit Wegheben des Steins gezeigt werden konnte. Er erwähnt noch einer Tafel, die dabei an der Mauer gehangen habe, mit den Worten: „Graf Anselm zu Calw, Stifter", und einem beigefügten Wappen, das einen rothen Löwen ohne Haare im weißen Felde vorstellte, der auf drei bläulichen Hügeln oder Felsen stand, eine bläuliche Krone auf dem Haupte trug, und seine ebenfalls bläuliche

Zunge herausstreckte. Dieß nur zum Beweis, daß die jetzige Inschrift, ob sie gleich neueren Ursprunges scheint, entweder erneut wurde, oder wenigstens auf einer älteren Ueberlieferung beruht. Daß übrigens das Grab eines Stifters sich wirklich auf der Kapelle schon in frühester Zeit befand, dieß bezeugt die später zu erwähnende Wurmlinger Stiftung, die diesem Anselm zugeschrieben wird.

Das Alterthümlich-Merkwürdigste am Aeußern der Kapelle möchte das unter ihr angebrachte Gewölbe seyn. Wir gelangen am besten zu demselben, wenn wir durch das linke Thörchen des Kirchhofs hinabsteigen. Der Eingang, durch den wir kommen, zeigt uns mehrere kleine Gewölbe, deren Bogen von niederen massiven Steinpfeilern gebildet werden; von diesen steigen wir ein wenig abwärts und treten in ein einfaches Gewölbe, das in einen gemauerten Gang ausläuft, der bis gegen die Mitte des Kirchleins unter dem Boden fortführt. Was die Bestimmung dieses unterirdischen Gewölbes früher war, ist ungewiß; wahrscheinlich ist es, daß in der frühesten Zeit hier ein Todtengewölbe war. Vielleicht wäre dieß als die Stelle anzusehen, an der der Graf Anselm von Calw laut jener Inschrift in der Kapelle begraben wurde. Die ganze Bauart des Gewölbes spricht für ein hohes Alterthum und könnte die Muthmaßung unterstützen. Wohl mochte dieses Gewölbe allein den Verwüstungen des 30jährigen Kriegs entgangen seyn, während die Kapelle selbst ein Opfer desselben wurde.

Die Kapelle hieß vor Zeiten die Kirche zum heiligen Remigius, und der Berg der Remigiberg. Der lateinische Name des Bergs ist mons vermicularis, eigentlich Wurmberg, von Lindwurm abgeleitet, wie schon das Wappen der Edlen von Wurmlingen zeigt. Neben dem Kirchlein war in früherer Zeit noch eine Wohnung für den Geistlichen, den das Kloster Kreuzlingen bei Constanz beordnete. Dieß führt uns auf das Verhältniß des Klosters Kreuzlingen zu der Wurmlinger Kapelle. Schon nach Urkunden von 1185 finden wir Kreuzlingen im Besitz mehrerer Gefälle dieser Gegend; diese soll der oben erwähnte Graf Anselm von Calw schon in frühester Zeit dem Kloster Kreuzlingen mit der von ihm gestifteten Kapelle auf dem Berg vermacht haben. Zur Beziehung dieser Gefälle nun und zum Versehen des Gottesdienstes auch für die Gegend, wurde von dem Kloster ein Geistlicher auf dem Berge angestellt. Daß wirklich schon frühe ein solches Verhältniß stattgefunden habe, läßt sich aus Folgendem beweisen. Im Jahr 1192 übernimmt Kaiser Heinrich VI. die Besitzungen des Klosters Kreuzlingen, und unter diesen auch die von Wurmlingen als Schirmvogt, indem sie schon früher sein Urgroßvater Welf besaß. 1213 kommt ein Abt Theodorich von Kreuzlingen als Plebanus (Geistlicher) in Wurmlingen vor. 1226 will ein Graf Albert von Rottenburg dem Kloster Kreuzlingen den von ihm an dessen Gütern in Wurmlingen zugefügten Schaden wieder ersetzen. Dieses Verhältniß betrifft natürlicher

Weise hauptsächlich die Kirche auf dem Berge und was von Besitzungen um den Berg selbst oder in der Markung des Dorfes Wurmlingen lag. Es dauerte bis in die neueren Zeiten fort; denn als während des 30jährigen Kriegs, der besonders auch diese Gegend sein Weh fühlen ließ, die Kapelle und die Pfarrwohnung niedergebrannt wurde, ward die Kapelle im Jahr 1682 wieder aufgebaut, 1685 eingeweiht und wieder von Kreuzlingen aus mit einem Geistlichen des Klosters besetzt. In der neuesten Zeit wurden die schon unter Oesterreich sequestirten Güter inkammerirt und vom Staate der Pfarrer ernannt. Bisher war die Kirche auf dem Berge auch die eigentliche Dorfkirche. Erst im Jahr 1820, als die auf dem Berge zu klein und baufällig wurde, baute man im Dorfe eine eigene. Der Zustand, in dem wir die Kapelle erblicken, ist gleichfalls ein Werk der neuesten Zeit; natürlich war es mehr eine Verbesserung des Einzelnen, als eigentliche Wiederherstellung des Ganzen. Die Stelle des im 30jährigen Kriege mit der Kapelle niedergebrannten Pfarrgebäudes auf dem Berge, das nimmer aufgebaut wurde, vertrat wahrscheinlich das jetzige Pfarrhaus im Dorfe, das schon früher als Kreuzlinger Pfleghof erbaut worden war.

Eine sinnige Sage, so wie eine höchst seltsame Stiftung knüpft sich an die Person des obengenannten Grafen Anselm von Calw, des ersten und edelsten Todten auf der Wurmlinger Kapelle.

Graf Anſelm von Calw und die Wurmlinger Mahlzeit.

Graf Anſelm zu Calw war ein frommer Mann, der es mit Allen redlich meinte und treu an ſeinem Worte hielt; für ihn gab es kein größeres Vergnügen, als frei, wie der Vogel in den Lüften, in der Welt herumzuſtreifen. Schon vor Jahren hatte er das heil. Land geſehen, St. Thomasland hatte er auch beſucht, und dann in die Heimath zurückgekehrt, war er wieder von Land zu Land gefahren, denn er freute ſich, die verſchiedenen Charaktere, die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche der Menſchen kennen zu lernen. Um ſeiner Landfahrerluſt vollkommen genügen zu können, hatte er auch keine Frau genommen, damit nichts im Stande wäre, ihn zurückzuhalten. So blieb er oft jahrelang von ſeiner Heimath weg, und kam er wieder nach Hauſe, ſo geſchah es nur auf einige Wochen, um ſein Haus zu beſtellen und Anordnungen zu treffen, im Fall er nimmer in die Heimath kehren würde. Bereits hatte er ein hohes Alter erreicht, und da er keine Kräfte mehr hatte, in die Ferne zu fahren, ſo ſtrich er durch die Wälder und Thäler ſeiner Grafſchaft. Das ging ſo mehrere Jahre hin, bis endlich der Tod auch hier ſich einfand. Ungerne verließ der Wanderluſtige die Erde, um zur Ruhe einzugehen und unbeweglich zu liegen. Im Sterben vertheilte er ſeine ganze Habe unter ſeine Dienſtleute, und machte denſelben zur Pflicht, ſeine Leiche in einen Sarg, dieſen

auf einen schwarzen Wagen zu legen, vor denselben vier schwarze Stiere zu spannen und solche ungehindert des Weges ziehen zu lassen. Wo sie aber halten würden, dort sollte eine Kapelle gebaut und in derselben der Graf begraben werden. Der letzte Wille des Todten wurde gewissenhaft befolgt. Ein langer Zug trauernder Diener folgte dem Wagen, bis die Stiere nach einem beschwerlichen Wege über Berge und durch Thäler auf einem hohen, steilen Berg hielten und sich dort gemächlich niederließen. Nun wurde der Sarg noch einmal geöffnet. Die Augen ganz offen, als wollte er noch einmal mit einem weiten Rundblicke Abschied von der Erde nehmen, lag der Todte in stiller Ruhe da, von der Abendröthe bestrahlt, daß er aussah, als rollte noch das Blut in seinen Adern, als wohne noch das Leben in seiner Brust. Jetzt wurde der Erde wieder gegeben, was ihr gehörte, während von fünf Dörfern in der Runde ein feierliches Grabgeläute erscholl. Der Sarg des Grafen wurde der Grundstein der Kapelle, die nunmehr über dem Grabe erbaut wurde, nach dem Willen des Stifters. In ihr verrichtete von nun an manch andächtiger Pilger sein Abendgebet. Nach und nach fingen die Bewohner der Umgegend an, ihre Todten auf den Berg zu bringen, so daß sich mit der Zeit um den Grafen eine kleine Schaar Abgeschiedener sammelte; und Graf Anselm von Calw war bald nicht mehr der Einzige, der diese freundliche Höhe bewohnte. — Während eine Inschrift seinen Namen in

der Kapelle verewigt hat, lebt sein Andenken in einer sonderbaren Stiftung fort, die wir in ihrer alten naiven Sprache hier folgen lassen.

„In das Kapitel Wurmlinger Berg gehört der Stadt Tübingen und Rottenburg, sammt deren umliegenden Flecken Priesterschaft, die ihren eigenen Dekan und Kammerer haben. Derselbe Kammerer soll alle Jahr, auf Montag nach Allerseelen Tag, mit einem oder zwei Dienern auf den Wurmlinger Berg gehn. Da soll er vor dem Thor des Kirchhofs, auf obgenanntem Berg, einen Wagen gut gespaltenen dürrens Holzes, das gerne brennt und nicht rauchet, und dazu einen Sack voll wohlgebrannter Kohlen finden. Darnach soll auch da seyn ein Wagen voll Heu, darauf soll eine haselbraune Gans sitzen, welche der Kammerer dem Fuhrmann, der das Heu hiehergeführt hat, schenken soll, zum Zeugniß, daß auf den morgenden Tag einem jeden Priester, so da anwesend seyn werde, eine eigene Gans vorgesetzt werden soll. Weiter soll da seyn ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, deßgleichen drei gemästete Schweine, nämlich ein Milchferkelein, ein Jährling und ein Zweijährling, die sollen auch durch einen Mezger besichtigt werden, damit sie nicht finnig seyen. Ferner soll der Kammerer da finden dreierlei Bier, nämlich jähriges, zweijähriges und dreijähriges; dieweil aber das Bier in diesem Land und zu dieser Zeit bös zu bekommen ist, haben sich die Capitelsverwandte Priester mit dreierlei Wein, davon der eine Rappus (Roth), der andere alt, der dritte

neu, doch weiß seye, abthätigen lassen. Deßgleichen soll auch da seyn dreierlei Brod, nämlich Semmel-, Kern- und Roggenbrod, und je drei um einen Schilling gebacken werden. Auch soll da seyn ein geschickter Mezger und ein berühmter Koch, der alles Obgemeldete wohl wisse zuzurichten und zu kochen. Alsdann soll des Abts von Kreuzlingen Pfleger, so auf diesem Berg seine Wohnung hat, er seye eine geistliche oder weltliche Person, der Metzger und Koch, sammt allem andern Gesind, das zu dienen allda gebraucht wird, dem Kammerer einen Eid schwören, daß sie deren oben angezeigten Dinge nichts in keinem andern Weg verändern wollen, als wie er's sie bescheiden werde; darum soll ihm auch ein eigen beschlossenes Gemach, alle Dinge darinnen zu behalten, gegeben werden, und solches alles, wie oben geschrieben stehet, soll auf bestimmten Tag verrichtet werden. Morgens, das ist auf Dienstag nach Allerseelen, sollen der Dekan und alle Capitelherrn, sammt den Miethlingen oder Helfern beider Städte, Tübingen und Rottenburg, frühe auf den obgenannten Berg, es seye zu Roß oder zu Fuß, kommen und ihre Kutzkappen mitbringen, bei Straf eines Moden Dinkels, mit dem ein jeder, der zu spät kommt, bestraft wird. Bleibt er aber gar aus, wird er gleicher Gestalten gebüßet. Es kann auch ein jeder mitbringen seinen Meßner, oder sonst einen Schüler, derselbe soll seinem Pfarrherrn gleich gehalten werden. Und ob sichs begebe, daß einem Capitelherrn, wenn er unterwegs wäre, um auf den Berg zu ziehen, eine

oder mehrere ehrliche Personen bekämen, die mag er einladen, und also einen oder mehrere Gäste mit sich bringen, doch soll er solches, sobald er auf den Berg kommt, dem Kammerer anzeigen, damit man solche Gäste nach Ehre wisse zu halten. Man soll auch einem jeden, der ein Roß mit sich bringt, einen neuen Kübel und einen Vierling Haber darein dem Roß zum Futter geben, dazu auch einen Strick, das Roß daran zu binden, zustellen; solchen Kübel und Strick hat eines jeden Capitelherrn Meßner zum Gedächtniß die Macht mit ihm heim zu nehmen. Wann nun die Capitelherren also am Morgen auf dem Berg zusammen kommen sind, sollen sie ihre Stiefel und Sporn ausziehen und die Kutzkappen anlegen, vor der Kirche auf obgedachtem Berg liegend, und bei des Stifters Grab ein Vigilien beten. Darnach soll der Dekan des Capitels ein Seelenamt singen und die Capitelherrn zu opfern gehen, auch mittlerweilen zum Theil etliche Messen lesen. Unter diesem Amt verkündet ein Priester dem Stifter sein Gemahl und Kinder, auch siehet der Kammerer mittlerweilen ein oder zweimal in die Küchen, ob das Feuer recht und ohne Rauch brenne. Nach dem Amt der Messe geht man wieder zu des Stifters Grab, singt ein Vesper Placebo sammt angehängten Collecten. Dennoch stehet der Dekan in der Kirche vor dem Seel-Altar, und die Capitelherren, angethan mit ihren Kutzkappen, neben ihm nach der Reihe; da bedeckt er zween seiner Apstanten mit der Stola, alsdann verliest der Kammerer den

Willen des Stifters mit verständlicher Sprache, und erklärt alles, was darinnen nicht verständlich gesetzt wäre. Darauf müssen alle Capitelherren mit eingesenkten Fingern in das Plenarium einen Eid schwören, daß solche Stiftung, als bis anhero gehalten worden, daß sie auch solche Haltung von ihren vorfahrenden Capitelherrn, also je und allwege gehalten seye, allein das ausgeschlossen, daß man jetzo Wein für Bier zu trinken vorsetzt. Auf solches bittet der Kammerer die Capitelherrn, sammt allen so gegenwärtig sind, zu Gast, und weil sie sich um den Vorsitz zanken oder verlängern, geht er hinab gen Sulchen, welches unten am Berg liegt, und spannet daselbst auf dem Kirchhof des obgemeldeten gemetzelten Stiers Haut aus, so breit sie mag, und heißt die aussätzigen Leute, so sich allda, vermöge der Stiftung, versammelt haben, niedersitzen. Darnach kommt er wieder zu den Capitelherrn und Gästen, nimmt ein Semmelbrod, höhlet es aus und stellt es einem jeden vor, darein legt ein jeder Capitelherr einen Pfennig, aber ein Gast gibt was er will. Solches Geld trägt er zu den Armen, die auf dem Kirchhof um die Stierhaut sitzen, und theilets unter sie aus. Mittlerweilen trägt man vor dreierlei Brod, und setzet dreierlei Wein vor, je zweien und zweien zusammen, und alsdann spricht man das Benedicite. Darauf befiehlt der Kammerer dem Koch anzurichten. Also setzt man erstlich vor die drei Schweinsköpf geröstet, und nachdem man davon gegessen hat, hebt man die wieder auf, sammt Wein und Brod,

was auf dem Tisch ist und gibt es den Aussätzigen, die bei der Stiershaut sitzen. Darnach legt man wieder dreierlei Brod auf, und trägt auf ein Beyessen von der Gans, Fuß, Leber, Flügel, Magen und dergleichen, und wann man von solchem gegessen hat, hebt mans auf, sammt Wein und Brod und gibts, wie obgemeldet, armen Leuten. Darnach setzt man vor gesottene Hennen, Brüh und Fleisch, frisch Wein und Brod — was übrig bleibt, wird aufgehoben und armen Leuten mitgetheilt; also wird auch mit dem Pfeffer gehandelt. Darnach setzt man vor gesottene Fisch in einer wohlgewürzten Brüh, aber alsdann legt man nur zweierlei Brod, nämlich Semmel- und Kernenbrod, und schenkt ein dreierlei Wein, mit dem aufgehobenen aber wird es, wie obgemeldet, gehalten. Folgends wiederum frisch Wein und Brod vorgelegt, und je zwei und zweien Capitelherrn vorgesetzt, eine gebratene Gans, darinnen soll stecken ein gebratenes Huhn und in dem Huhn eine gebratene Wurst, damit aller guter Dinge drei seyen. Und von solchem mögen sie ihren Gästen, Meßnern, Schülern und Andern, so zugegen sind, etwas vorlegen; das übrige alles wie obgemeldet, soll mit Wein und Brod aufgehoben und den armen Leuten gegeben werden. Zuletzt setzt man vor Käß, Kuchen, Nuß, Trauben, Birn und dergleichen, und wann solches aufgehoben, gibt man das den armen Leuten, also, daß von dieser Mahlzeit nichts überbleibe, das nicht armen Leuten mitgetheilt werden solle. Ueber das soll man auch den armen Leuten kochen und vorsetzen

Brüh und Fleisch, auch einen Pfeffer, dazu jedem einen Becher mit Wein darsetzen. Wann nun also die Mahlzeit vollbracht, das Gratias gesprochen, und die Herren vom Tisch aufgestanden sind, gehen sie in die Kirch in den Chor und halten Rath, ob ihm mit dieser Mahlzeit, vermög der Stiftung, genugsam geschehen seye oder nicht, und so das mehrer wird, daß ihnen genugsam geschehen seye, auch sonsten der Stiftung gelebt worden, alsdann zählt der Decan den Abt von Kreuzlingen und sein Convent, als Verrichter dieser Stiftung, frei, ledig und los aller Forderungen und Ansprach, die man im Fall, wo Mangel vorhanden gewesen, an ihm oder dem Convent, mit oder ohne Recht haben möchte, in allweg. Darnach verliest man die Stiftung wieder öffentlich. Es mögen auch die Capitelherrn, wann es ihnen gelegen, eine Summe Geldes für diese Mahlzeit nehmen, doch soll den Armen an ihrer Gerechtigkeit kein Abbruch, wie oberzählt, damit geschehen. Und ob sichs begebe, daß diese Stiftung in einem oder mehr Punkten nicht gehalten würde, alsdann sollen alle Nutzungen und Einkommen des vorgemeldeten Berges dem Kloster Kreuzlingen entwendet, und wiederum zu dem ältesten Grafen zu Calw fallen; der solle alsdann zu einem Zeugniß einen Goldgulden, reitend auf einem Pferd und in dem Stegreif stehend, über den Kirchthurm des gemeldeten Wurmlinger Bergs auswerfen und schnellen, und soll darnach er und seine Erben solche Stiftung zu verrichten schuldig seyn. Am Abend gibt man dem Gesind Brüh und

Fleisch, und zehn Schilling zu dem Abschied, und darnach alles übrige, es sey gekocht oder ungekocht, den armen Leuten." —

Diese Stiftung ist noch Anno Christi 1530 gehalten worden. Nachher wurde sie in ein ordentliches Mittagsmahl, mit dem noch ein Geldgeschenk von 2 fl. 45 kr. verbunden war, verwandelt. Während der ersten Zeiten der Reformation fanden sich selbst evangelische Pfarrer dabei ein, was zu manchen Irrungen Anlaß gab, worauf sie dann wegblieben. Noch heut zu Tag wird durch die Pfarrer der Umgegend jährlich diese Stiftung mit Todtenvigil, Seelenämtern und Vesper am Dienstag nach der allgemeinen Kirchweihe im Oktober gehalten, und Jeder erhält für diese Mahlzeit 6 fl.

Dieß die bekannte Stiftung der Wurmlinger Mahlzeit, die offenbar in eine sehr frühe Zeit zu versetzen ist, wenn wir wirklich Graf Anselm von Calw für den Stifter halten, der jeden Falls zu den ältesten Ahnherrn des Calwer Grafenhauses gehört, wahrscheinlich einer der nächsten Nachkommen Erlafrieds und Ermefrieds von Calwe gewesen, und wohl im Jahr 938 gelebt haben kann, wie unsre alten wirtembergischen Chronisten annehmen. Wenn es in der Stiftung gegen den Schluß heißt, daß der älteste Herre von Calwe auf dem Pferde, im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Kirchthurm der Kapelle werfen soll, so bezieht sich das auf eine Zeit, da der Stamm der Grafen von Calwe noch nicht ausgestorben war.

Das war der Fall im J. 1219, da mit Gottfried von Calwe der alte Stamm der Calwer Grafen ausgegangen. Somit war im Anfang des 13. Jahrhunderts bereits die wahrscheinlich in lateinischer Sprache verfaßte Stiftungs-Urkunde vorhanden. Daß die Stiftung des Grafen Anselm schon in alter Zeit wirklich in Ausführung gekommen, bezeugen mehrere Urkunden, unter andern eine vom Jahr 1348, die ein gewisser Dekan Berthold zu Poltringen verfaßte. Der zu Folge sollte die Mahlzeit am Dienstag nach Allerseelentag gehalten werden.

Nun noch eine Sage, die der Verfasser während der unvergeßlich schönen Tage auf der Alma Eberhardina bei seinen Wanderungen auf die Wurmlinger Kapelle oft hat erzählen hören.

Der Alte vom Berge.

In jener drangsalvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, da die ehrwürdige Wurmlinger Kapelle von rohen Händen niedergebrannt war, siedelte sich ein frommer Mann neben den Ruinen des Kirchleins an, den man nur den Vater Leonhard, oder den „Alten vom Berge" nannte. Er war hieher gekommen, um auf Gott geweihtem Boden in stiller Einsamkeit sein Leben Gott zu weihen. Niemand wußte, woher er kam, Niemand kannte seine früheren Schicksale, aber Alle liebten und segneten den guten Alten, dessen Rath und Beistand ihnen so oft aus mancher Noth geholfen.

Dichtes Waldgesträuch hatte die Ruinen der Kapelle überwachsen; an diese hatte er eine arme, kleine Wohnung angebaut, die nur dürftig mit dem Nöthigsten versehen war. Das Zeichen unseres Heiles, das Kreuz, war der einzige Schmuck der kahlen Wände. So arm aber auch die Umgebung des ehrwürdigen Vaters war, so reich an Liebe und innerem Frieden war sein Herz. Jahr um Jahr war ihm im Dienste Gottes und in treuer Sorge für das Wohl der Mitmenschen dahingeflossen; manch heilend Kräutchen, von ihm gespendet, hatte der weinenden Mutter ihren Liebling wiedergeschenkt, manch tröstend Wort hatte der jammernden Wittwe Vertrauen und Hoffnung in die Seele gegossen, und in allem Weh des Lebens kamen die Bewohner Wurmlingens zu Vater Leonhard. Keiner verließ die arme Clause ungetröstet, denn der Alte vom Berge lehrte sie voll kindlichen Vertrauens den thränenvollen Blick gläubig nach Oben zu wenden, wo Alles Liebe und Erbarmen ist.

Das Alter hatte seinen Silberschnee auf das Haupt des frommen Vaters gestreut, die einst kräftige Gestalt war nun gebückt, die zitternde Hand umklammerte den Stab, und nur selten mehr sah man Vater Leonhard vom Berge herabwallen. Die Saat der Liebe bleibt nie ohne Ernte — und als die Kräfte des Greises immer mehr schwanden, brauchte er nur sein Eselein, dem er längst neben seiner Clause eine Wohnung bereitet hatte, von seinem treuen Hündlein begleitet, hinab gen Wurmlingen zu schicken, und die Einwohner wetteiferten, dem

allverehrten Vater Liebesgaben zu senden und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Tag um Tag kam denn die kleine Karavane den Berg herab, voraus lief das Hündchen, als wollte es sorglich den besten Weg suchen, ihm trabte das Eselein behutsam nach, und so kamen sie, von Jung und Alt begrüßt, ins Dorf, um es alsbald reich beladen wieder zu verlassen. Die Ankunft der Beiden war für Wurmlingen längst ein Ereigniß geworden, dem man mit Sicherheit entgegensah; um so mehr mußte es auffallen, als sie eines Tages nicht eintrafen. „Was soll das bedeuten?" „warum kommt Vater Leonhard's Eselein heute nicht?" solche Fragen gingen von Mund zu Mund, und schnell entschlossen sich einige Männer, nach der Ursache dieses Ausbleibens zu forschen. Auf dem ganzen Wege fanden sie keine Spur der beiden Thiere, und gelangten endlich zur Zelle des frommen Einsiedlers, wo sich ihnen die traurige Lösung des Räthsels bot. Zwischen einer Gruppe von hohen Gesträuchen stund ein kunstloses Crucifix, vor welchem Vater Leonhard lag, die eine Hand um das Kreuz geschlungen, während die andere sich am Boden stützte. Als sie näher traten, sahen sie sein mildes, greises Angesicht, aber die klaren, blauen Augen, die so oft ihnen Frieden zugelächelt, waren wie im Schlafe geschlossen. Ein langes, braunes Kleid hüllte die Gestalt ein. Tiefe Stille herrschte ringsum, kein Vogel wiegte sich in der reinen Herbstluft. Sie standen lange vor dem Liegenden und betrachteten ihn aufmerksam; da konnte es ihnen nicht

entgehen, daß er still und stumm, daß er ohne Athem war. Vater Leonhard war todt, noch im Tode hielt er das heilige Bild umschlungen! Im Anbau der Zelle fand man die beiden Gefährten des Einsiedlers liegen. Die Hand, welche sie so lange gefüttert hatte, war erstarrt, und so waren die treuen Thiere, die ihren Herrn nicht verlassen wollten, verschmachtet. Tief ergriffen berathschlagten die Männer von Wurmlingen, was nun zu thun sey, und fanden nichts Besseres, als die Leiche einstweilen in die Hütte des Einsiedlers zu tragen, bis man sie in geweihte Erde beisetzen könne. Sie thaten es, sprachen die Todtengebete und gingen stille fort, um die traurige Kunde gen Wurmlingen zu bringen. Wer Vater Leonhard früher gewesen, wurde niemals ergründet.

Lina Welebil.

XXVI.

Ruine Geyersburg

bei Hall.

Auf einer südlichen Anhöhe über dem linken Ufer des Kochers, zwischen Gelbingen und Obermünkheim, ragt ganz nahe beim Lindenhof (Lindenau in alten Zeiten, von dem sich schon im Jahr 1275 ein Ritter Walther von Lindenawe genannt) die malerische Ruine

der Geyersburg. Die ganze Ruine besteht nur noch aus einem uralten achteckigten gebrochenen Thurme, an dem noch viele Fenster und Lucken sichtbar sind. Unten am Thurme ist eine große Oeffnung und ein Theil des Bogens über dem Eingange, der immer mehr zerfällt und sich erweitert. Da nirgends in der Umgebung des Thurms Reste von Mauerwerk sichtbar sind, auch über dem ehemaligen Eingang an den Seiten des Thurms mehrere Fensterlucken über einander sichtbar sind, so möchte man fast glauben, daß dieser Thurm das Hauptgebäude gewesen, in dem die Wohnung des Besitzers angebracht war. Wir wissen ja, wie sich im Mittelalter oft ganze Familien mit vielen Kindern mit einem einzigen Saale und etlichen Nebengelassen begnügten, denn in der guten alten Zeit lebte und wohnte man viel einfacher, als jetzt. Vielleicht stand auch auf dem obersten Stockwerk des Thurms, auf dessen Trümmern nunmehr schlanke Tannen emporwachsen, eine hölzerne Wohnung, wie wir sie besonders auf den alten Burgen der Schweiz finden. Wenn ein solcher Burgthurm von einem Graben mit einer Zugbrücke umgeben war, so war er hinlänglich befestigt, und konnte leicht gegen den ersten Angriff eines feindseligen Nachbars aushalten, bis Entsatz aus der nahen Stadt herbeikam.

Wenn wir von den wenigsten Burgen wissen, wer ihre Erbauer gewesen, so wissen wir es genau von der Geyersburg, wenn auch nicht Tag und Jahr der Erbauung angegeben ist. Der alte zuverläßige Haller Chronist Johann Herold berichtet uns in seiner

Chronica von der Stadt Hall (herausg. v. Ottmar Schönhuth, Hall 1855) S. 19 also: „Geierßburg hat ein Wittfraw, ein geboren Geyerin, die aber einen Veldner gehabt, zwischen Gelbingen und Münkhen, gleich bei Newenburg am Kocher vber, vf einem Berg, in einer Theurung ein klein Steinhauß umbgraben, gemauert vnd gebawet, vnd irem gebornen Namen nach Geyerßburg genannt. Von diesem Steinhauß vnd schloß ihr Wohner, ihr Söhn vnd Nachkommen die Geyer genannt sein worden." Woher diese Geyerin stammte, die wir als die Erbauerin der Geyersburg kennen, wissen wir nicht. Im Jahr 1361 erscheint ein Dietrich Geyer in einer Urkunde neben mehreren Rittern und Edlen aus der Umgegend, aber sein Wohnsitz ist nicht genannt; es könnte aber möglicher Weise einer vom Geschlecht der Geyer von Gibelstatt im Gau seyn, deren Burg noch jetzt in jenem Dorfe in Trümmern zu sehen. Nach unsrem Berichterstatter hatte sie zum Gemahl einen gewissen Veldner. Dieser Veldner gehörte einem Geschlecht an, das ursprünglich in Gailenkirchen seinen Sitz hatte, und einen Conrad Veldener (um 1298) als seinen Ahnherrn zählte. Die Veldener, welche einen Fisch im Wappen führten, zogen frühzeitig nach Hall, wo sie bürgerlich wurden und im sogenannten Veldenersthurm wohnten. Der Stammvater dieser Haller Veldner ist wieder ein Conrad Veldner, dessen Wittwe Guta vom Jahr 1333—45 häufig in Haller Urkunden erscheint, und hauptsächlich durch Erbauung der sogenannten Veldnerin-Kapelle ihres Namens Ge-

dächtniß verewigte. Sie hinterließ drei Söhne: Heinrich, Conrad und Hans. Der letztere ist wohl jener Hans Veldner, der im Jahr 1345 vorkommt und wohl mit jener Geyerin vermählt war, welche die Burg baute, und sie den Grafen von Hohenlohe zu Lehen auftrug. Wahrscheinlich ihr Sohn gleichen Namens nannte sich zum ersten Male „Gyr". Im Jahr 1383 stiften Johannes von Stetten, Ritter, Peter und Wilhelm von Stetten, Hans Veldener, Gyr genannt, und Hans von Stetten, der jüngere, Bürger zu Hall, um ihres Seelenheils willen, den Altar in dem Chor in der Kapelle auf St. Michels Kirchhof, welche der Veldnerin Kapelle heißt, für den Kaplan gewisse Gülten von Häusern zu Hall (Hans Veldners bei der Brucken) u. s. w. Im Jahr 1386 wird Hans Veldner, genannt Gyr, gemeinschaftlich mit Götz von Stetten belehnt mit dessen Theil an Kocherstetten. Er und seine Nachkommen führten in ihrem Wappen einen weißen Fisch in einem gelben Strich, überzwerch in einem rothen Feld, und einen rothen überstülpten Heidenhuth, oben mit einem schwarzen Federbusch, sonst vom Ende zu beiden Seiten von Fischen und Farben wie die Schilde. — Schon mit Anfang des 15. Jahrhunderts war die Geyersburg nicht mehr im Besitz der Veldner, genannt Gyr, denn schon im Jahr 1403 werden dem Hans Veldner alle seine Besitzungen von der Stadt Hall ausgelöst und im Jahr 1406 von ihr an Rudolf von Münkheim übergeben. Hierunter waren auch die Hohenloh'schen Lehen Veldners, mit welchen im Jahr

1408 der genannte Rudolf von Münkhen, Ulrich von Gailenkirchen, und Conrad von Thalheim, alle drei Bürger zu Hall, von Graf Albrecht von Hohenlohe belehnt wurden. Insbesondere befanden sich darunter Geyersburg, das Haus und Hofraith mit seiner Zugehörde, auch der Hof zu Lindenau und die Kelter daselbst, wie das Alles dem Geyer gewesen ist. Dieses Mannslehen erhielt im Jahr 1414 Rudolf von Münkheim allein, nachdem Graf Albrecht im Jahr 1408 auch ihm allein, im Jahr 1430 aber Graf Kraft sowohl dem jüngern Rudolf, als des älteren Söhnen, Enderlin und Egelin das Burgstadel zu Obermünkheim, das Gütlein davon, die Kelter, Fischwasser, viele Weinberge, Gülten und Güter zu Ober- und Untermünkheim nebst den Keltern in den Gaisbergen verliehen hatte. Im Jahr 1453 verlieh dieses Mannslehen Graf Kraft von Hohenlohe dem genannten Endris von Münkheim, welchen Graf Albrecht im Jahr 1473 noch den Hof zu Michelfeld beifügte. Im Jahr 1484 wird Ulrich von Münkheim damit belehnt, nach dessen Tod im Jahr 1507 das ganze Lehen der Lehenschaft heimfiel. Im Jahr 146... (eine Zahl fehlt) machen Hans und Sebastian von Stetten, genannt die Veldner, auf die heimgefallenen Lehen eines Hans Geyers zu Hall Ansprüche. Derselbe hätte also, nach dem er die Geyersburg verlassen, wieder zu Hall gewohnt, wo er auch verstorben. Wir halten für seinen Sohn jenen Hans Veldner, genannt Geyer, der im Jahr 1473 erscheint und keinen Antheil mehr an der Geyersburg hatte. —

Ob die Geyersburg im letztgenannten Jahr bereits zerstört gewesen, darüber haben wir keinen urkundlichen Bericht. Der Sage nach wurde sie von den Hallern gebrochen, weil die auf der Burg Räuberei getrieben. — Hören wir zuerst die Geschichte von der Erbauung der Geyersburg, wie sie sich zur schönen Sage gestaltet hat.

Die Gründung der Geyersburg.

Frau Bertha, aus dem Geschlechte der Haller Edlen, genannt die Geyer, fühlte sich nach dem Tode ihres, in der Blüthe seines Lebens hingeschiedenen Gatten, Hans Veldner, nicht mehr heimisch in der lauten geräuschvollen Stadt Hall, wo sie die wenigen glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebt hatte. Sie entschloß sich, geleitet von einer heißen Sehnsucht nach Ruhe und Stille, und nach wohlerwogener Wahl, ein kleines Schlößlein, fern vom bunten Getriebe der Welt, zu erbauen, um allmählig ihr wundes Herz am Busen der treuen Mutter Natur zu heilen und ihren Schmerz ungestört in ihren Schooß auszuweinen. Sie traf mit kräftigem Geist alle Anstalten, bald den Bau zu beginnen, nicht ahnend, welche Hindernisse sich dagegen aufthürmen würden. Die Herren in Hall, sich berufend auf einen vom römischen Kaiser ihnen verliehenen Freiheitsbrief, kraft dessen sie ermächtigt waren, jeden Bau einer neuen Veste im Umkreis einer Meile um die Stadt zu verwehren, widersetzten sich ihrem Willen, und verboten ihr geradezu, das bereits Angefangene weiter zu fördern.

Aber Frau Bertha Veldnerin hatte den Gedanken mit zu großer Vorliebe im Herzen bewahrt, sich über dem stillen friedlichen Thale anzusiedeln, als ihn so wohlfeilen Kaufs wieder abzugeben.

Sie wandte sich in ihrer Verlegenheit an einen Freund ihres seligen Gatten, den Schenken von Limpurg, dessen kräftiger Vermittlung es gelang, ihr die Erlaubniß zum Bau zu erwirken, welche ihr jedoch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ertheilt wurde, daß der Stadt Hall nie und unter keinerlei Vorwand das Oeffnungsrecht auf der von ihr erbauten Veste verweigert werden dürfe, worüber eine Urkunde verfaßt, und sowohl von den Herren des Raths in der Stadt Hall, als von der Wittwe Veldner und dem Schenken von Limpurg als Zeugen unterschrieben und besiegelt wurde.

Rasch und freudig begann nun die Arbeit des Baues. Kaum wurde es kund, als von nahe und ferne viele durch die damals herrschende Theurung dem bittersten Mangel ausgesetzte Arme herbeieilten, der Frau Veldnerin für Nahrung und Obdach die thätigen, Arbeit gewohnten Hände zum Dienste zu bieten. Unweit dem Platze, auf welchem das Schlößchen emporsteigen sollte, lagen verschüttet und vermoost die Trümmer einer großen Burg in wilden Massen über einander; ein weites Feld wuchernder Nesseln und Dornen bezeichneten ihre Gränzen; aber ihr Name war verklungen in den Tagen der Vergangenheit und Niemand wußte, wer einst hier gehauset. Aber reichlich lieferten diese

Reste die Bedürfnisse des Baus, und aus den schön und zierlich behauenen Steinen ahmete der Geist einer kräftigen Periode der Kunst.

Ein munteres, reges Treiben belebte jetzt die einsame Gegend. Täglich besuchte Frau Bertha die Stätte des Baues, spornte mit Ernst und freundlicher Rede den Eifer der Arbeiter, um des Schlößleins Zinne bald lustig emporsteigen zu sehen. Ein schönes Vorahnen hob ihr die tiefbewegte Brust; aus dicht verhüllter Zukunft dämmerten ihr frohe, sonnenhelle Tage herauf, und mit Ungeduld sah sie dem Tage entgegen, der sie in ihr kleines stilles Eigenthum einführen sollte. Und als das Schlößlein nun dastand in wohnlicher Zierde, und die Abendsonne seinen Schatten malte im kleinen Wellengekräusel des Kochers, die fertigen Arbeiter, am Fuße des Berges gelagert, mit trübem Blick hinauf sahen, und darüber hinweg in ihre, wieder dem Mangel preisgegebene Zukunft, und manche Thräne banger Erwartung sich in dem grünen Rasen barg, da trat, von tiefem Mitleid bewegt, die Herrin zu dem Baumeister und gebot ihm, keinen Arbeiter zu entlassen, ehe denn er den Tag ihres Einzugs im neuen Eigenthum festlich mit ihr gefeiert habe, und der Schaffner erhielt Befehl, Allen wie bisher Speise und Trank zu reichen.

Ein heiterer Tag ging über Bertha auf, den Pfad zu erhellen, der sie mit ihrem einzigen Kinde, einem holden Knaben, einführte in ihr ersehntes, freundliches Asyl. Mit lautem Jubel begrüßte sie das ganze Chor

der Meister und Gesellen, angeführt von dem Baumeister, und geleitet von den Vielen, denen die milde Hand der Herrin Brod und Unterhalt gespendet hatte. Mit dankbaren Thränen und Segenswünschen weihten sie des Schlößleins Pforte, und als Frau Bertha den Fuß auf die Schwelle setzte, ertönte lautes Freudengeschrei der Menge von Neugier getriebenen Beschauer, und Glückwünsche wirbelten im bunten Gewirre durch einander; mit Blumen und Eichengezweig fand sie alle Gemächer zierlich geschmückt, und der Geist des Friedens und der Ruhe wehete ihr heilverkündend entgegen. Reichlich spendete sie nochmals Speise und Trank, reichte mit eigener Hand und freundlich dankenden Worten jedem seinen Lohn, und entließ am Abend alle, die nicht zu ihrem kleinen Haushalt gehörten.

Nach einigen Tagen entbot sie den Schenken von Limpurg, die Ritter von Sulburg und von Münkheim, Herrn Berler von Dullau, Schultheißen der Stadt Hall, die Herrn von Teuwer und von Michelfeld und den Edlen von Enslingen, zu einem Mittagsmahl; und als sie nach dem Essen noch fröhlich beim Becher verweilten, mit Erzählung manch lustigen Schwanks aus der fröhlichen Jugendzeit sich die Zeit kürzend, trat, sich sittig verneigend, Frau Bertha zu ihnen und begann also:

„Vergönnt, ihr edlen Ritter und Herren, mir ein geneigtes Gehör und lasset euch mein Anliegen in Demuth vortragen. Ihr wisset allzuwohl, wie höchlich

Noth einer einsamen Wittwe ein kräftiger Schutz thut, darum wollet ihr, Herr Schenk, mir und meinem Waislein noch fürder ein treuer Schutzherr und Verfechter unserer Rechte seyn. Da ich aber nicht weiß, obwohl ich noch jung an Jahren und gesunden Leibes bin, wenn mein letztes Stündlein schlägt, so habe ich in Gott und unter dem Schutze seiner Heiligen einen Entschluß gefaßt, und bin gewillet, dieses mein Schlößlein, so ich frei aus eigenen Mitteln und ohne eines Menschen Zuschuß erbauet, meinem einzigen Söhnlein Edelbert zu verschreiben, welches ihm, so ich früh versterben und ihn unmündig verlassen sollte, leichtlich von der Stadt Hall, als welche sich dem Bau stark widersetzet, streitig gemacht und entrissen werden könnte, so habe ich deßhalb dem Schultheißen Herrn Berler von Dullau, und den andern ehrsamen Rittern und Herren die Bitte vorzutragen mich erkühnet, mit eueres Namens Unterschrift und adeligem Insiegel die Urkunde zu beglaubigen und zu festen, und meinem Söhnlein so sein Erbe zu sichern. Da ich aber die letzte Sprosse des Stammes der Geyer bin, so ist mein Begehr, daß mein Name sich auf spätere Geschlechter durch meinen Sohn vererbe, und er fürder „Edelbert Veldner der Geyer," das Schlößlein aber für alle Zeiten die Geyersburg heißen soll. Sämmtliche Herren fanden keine Ursache, der Wittwe ihr Verlangen zu verweigern. Es wurde alles rechtskräftig aufgesetzt, unterschrieben und besiegelt, und von Stund an das Schlößlein die Geyersburg, sowie das junge Herrlein Veldner der

Geyer genannt. — Nur eine schöne, heilige Sorge umfaßte von nun an das ganze Wesen und Leben der Burgfrau, die Erziehung ihres Kindes. Schon in Hall ward er einem vielerprobten Lehrer vertraut. Zarte Liebesbande, wie die Natur sie um Vater und Sohn schlingt, hatte bereits beide, Lehrer und Zögling, so einzig und fest verbunden, daß Herr Johannes Mühlheimer alles bisher Gewohnte und Liebgewonnene verließ und mit dem Knaben und seiner Mutter hinaufzog ins stille einsame Schlößlein über dem anmuthigen Thale.

Zu gut kannte Meister Johannes die Bestimmung eines Knaben, dem edles Blut die Adern schwellt, als daß er für hinreichend halten konnte, seinen Zögling blos in den schönen genußreichen Künsten des Friedens heranzubilden. Edelbert mußte einst auch das Schwert zu führen wissen, sollte sich zum Ritter hinaufkämpfen, sollte nach der Sitte der Zeit auf blutbedeckter Bahn sich Größe und Macht erringen, darum übte er den Knaben oft im Waffenspiele, tummelte sich mit ihm auf bäumendem Rosse im weiten Felde umher, und machte ihm auf diese Weise eine Biegsamkeit und sichere Fertigkeit eigen, deren wohlthätige Folge sich in seinem späteren Leben oft bewährte. So gerne und freudig aber Edelbert diesen Vorspielen einer ernsten Zukunft sich hingab, so zog doch eine innere Mahnung ihn unwiderstehlich in's Reich der Töne. Jeder Klang, kaum berührten Saiten entschwebt, weckte in seiner Brust mächtig der Harmonie verwandte Töne, und in hoher Begeisterung erbebten alle die zarten Saiten des

reinen jugendlichen Herzens. Herr Johannes, selbst Meister auf der Laute, hob durch seinen Unterricht noch höher des Knaben Streben, und bald war er so weit, nicht mehr hinter der geflügelten Hand des Meisters zurück zu bleiben.

So schwanden Jahre dahin, und Edelbert in kräftiger Blüthe hoch herangewachsen, hatte sein sechszehntes Jahr beschlossen. Kleine Ausflüge an der Seite des Meisters zu den Herren der Nachbarschaft, die der Sängerkunst hold, ihn freundlich willkommen hießen, hatten ihn vor der gewöhnlichen Schüchternheit in der Einsamkeit aufgewachsener Jünglinge bewahrt, und ihm edlen Anstand und feine Sitten eigen gemacht; und mit holder Freude sah die Mutter das verjüngte Bild ihres so früh verlorenen Gatten.

Einst als der Schenke von Limpurg seinem Sohn vor dem versammelten Adel der Stadt, so wie vieler seiner Freunde und Bundesgenossen, die Ritterwürde ertheilen wollte und sie alle mit Frauen und Töchtern auf einen Tag auf seine Veste einlud, konnte Frau Bertha um der vielen Verpflichtungen willen, die sie dem Schenken schuldete, es nicht verweigern, seiner freundlichen Mahnung mit ihrem Sohne gehorchen, so wenig so ein Festgelage ihr Genuß bieten konnte. Sie ritt, eine der letzten, an Edelberts Seite, der in anmuthiger Tracht der Sänger sie begleitete, in das Burgthor ein. — „Gott grüß Euch, edle Frau!" rief ihr der biedere Schenke entgegen, und hob sie von ihrem Rößlein, „darf ich doch traun! nichts Geringeres

beginnen, als meinen Sohn wehrhaft zu machen. Soll ich euch einmal hier oben auf meinem Neste begrüßen? Nun seid mir willkommen! — Und auch Ihr mein schmucker Junker, kommt ja geschmückt wie ein recht erprobter Sangesheld. — Ja, ja, singt nur jetzt noch recht fröhlich und guten Muths. — Werdet zeitig genug verstummen, wenn Ihr einmal beim Schwerttanz den Reihen führt." — Damit gesellte er beide der versammelten großen Gesellschaft zu, und machte sofort Anstalt, die feierliche Ceremonie, deren Zeugen die Gäste sein sollten, vorzunehmen. Nach deren Beendigung vereinte laute Lust und Fröhlichkeit die Herren und Frauen an reich besetzten Tafeln. Lustig kreisten die Becher voll perlenden Weins die Runde von Mund zu Mund, und Scherz, Jubel und lautes Gelächter schwirrten in wirrem Getöse durcheinander.

An einer der Tafeln hatte sich zwischen zwei jungen Rittern, Kunzen von Kransberg und Walther von Hohenthüren, ein Streit entsponnen und ungezähmte Kampfeslust, gesteigert durch den Geist des Weins, entschied, daß ein ernster Gang das Recht an's Licht bringen sollte. Hinaus auf die Ebene ritten trotzig und stolz die Kämpfer. — Viele sammt einer Menge des Trosses folgten stürmend ihnen nach, mit gespannter Erwartung welchem der Sieg werde, und in manch neuem Zwiespalt äusserten sich die getheilten Meinungen der Zuschauer. Doch in kurzer Frist tönte lauter Jubelruf dem Sieger, Kunzen von Kransberg. Im Triumphe führte ihn die Menge wieder in die Veste,

aber Walther von Hohenthüren, der gewaltige Prahler, schlich sich heimlich und hinkend davon.

Aus aller Munde tönte Freudenruf und Lob Herrn Kunzen entgegen, als er wieder in den Hof trat. Jetzt griff Edelbert im schönen Hochgefühl eines verwandten adeligen Sinnes mit geflügelter Hand in seine Saiten, und ein Lied voll deutscher Kraft entströmte des begeisterten Sängers Lippen. Verstummt war jeder Laut, alles lauschte dem herrlichen Gesang, wie er aus der Tiefe eines bewegten Gemüths heraufschwebte, alles, was sich dort entfaltete, in Bild und Wort zu gestalten. Er hatte geendet. Still in sich versenkt entbebten nur einzelne Töne den kaum berührten Saiten, wie ein mächtiges Verbrausen der stürmenden Gefühle seiner Brust, und das laute Lob, ihm von allen Seiten gezollt, vermochte nicht, ihn seiner Begeisterung zu entrücken. Da flüsterte, wie das flüchtige Vorüberwehen eines Zephyrs, eine melodische Stimme in sein Ohr: Habt Dank, edler Sänger, habt Dank! Schnell sich wendend, sah er zwei weibliche Gestalten vor ihm hinschweben. Rasch folgte er ihnen und fragte den Ersten, der ihm in den Weg kam, wer die beiden Frauenbilder wären. Der Gefragte nannte ihm die rosenwangige, üppig aufgeblühte Jungfrau Bertha, des Haaken von Wöllstein Tochter, und das Mädchen an ihrem Arme, Emma von Steinwang. Am Fuße des Berges, der die Veste Limpurg trug, wohnte in einem kleinen Schlößlein Raimund, ihr Vater, ein biederherziger frommer Greis.

Wohl war Edelbert noch sehr jung, und noch kein Flaum am Kinn kündete den künftigen Bart; und doch sagte eine leise, innere Stimme, daß hier etwas Höheres, Heiligeres, als das gewöhnliche Anerkennen der Tapferkeit des Siegers, sich in des Fräuleins flüchtigem Lobe aussprach. Er trat in ihre Nähe, griff zarte, schmeichelnde Töne in seine Laute und sang der Schönheit Preis, der Liebe Glück aus einem vollen, reichen Herzen, gehoben durch die Weihe der Kunst. Hochverglüht senkte Bertha den Blick tief zur Erde. Sie verstand des Gesanges Sinn, und bebte vor dem Gedanken, ihr Geheimniß verrathen zu haben. Aber mit frommen Taubenaugen sah Emma, ihre Gefährtin, dem Sänger frei und offen in's Gesicht, als wollte sie den Lippen die Worte des Sängers entschlüpfen sehen, und wunderbar — als müsse er die Kniee beugen — war es dem Jüngling um's Herz, wie er ihr in die klaren, frommen Himmelsaugen blickte.

Noch hatte er nicht geendet, als ein junger, zierlich aufgestutzter Herr — es war Giselbert von Buchhorn und erst stolz und übermüthig von einer Ritterfahrt nach Frankreich zurückgekehrt — höhnisch zu ihm trat und mit einer widerlich hohlen Stimme sagte: „Was möcht ihr junger Fant mit dem Milchkinn Euch erkühnen, dem holden Fräulein etwas vorzuliebeln? Mir gebt die Laute und ihr sollt euch baß der Weisen verwundern, die ihr aus deutschem Munde wohl nie so hören möget." — Dann wollte er mit kecker Hand die Laute dem Jüngling entwinden. Zornesglut flog über Edelberts Ant-

litz; „die Laute ist mein, Herr," rief er trotzig, „und weder Eure Hand, noch eure Stimme soll meiner Saiten reiner Klang verunehren." Damit warf er sein Saitenspiel über die Schulter und schritt unwilligen Trittes über den Hof hin.

Eine laute rauschende Musik rief nun die Tänzer zum Reihen. In vielfach verschlungenen Kreisen wirbelte die muntere, lebensfrohe Jugend dahin, und frei von jedem Zügel entfaltete laute Lust und Fröhlichkeit die rosigen Schwingen. Die älteren Herren und Frauen kosten noch beim Becher in geselliger Einheit, und beschauten mit manch holder Erinnerung aus den Tagen ihrer wonnereichen Jugend das bunte Treiben der Fröhlichen. Auch Frau Bertha Veldnerin weidete sich an den vielfach gestalteten Wendungen der Tanzenden, unter denen harmlos und lustig sich auch ihr Sohn tummelte, als mit besonderem Ernste im Gesichte der Schenke von Limpurg, sich an ihre Seite setzend, also begann: „Noch selten that es Noth, Euch, wie Ihr mir das Recht hiezu einst verliehet, mit gutem Rath zu Handen zu seyn, wo Ihr solchen bedürfet; Ihr selbst, eine kluge Frau, wisset Euch zu berathen, doch mahnt es mich schon lang, mit Euch einmal zu verkehren ob eurem Sohn. Wohl weiß ich, daß mein Zuspruch Euch nicht sonderlich erfreulich seyn wird, doch gilt es eures Kindes Heil, edle Frau! So möget Ihr das Böse hinnehmen um des Guten willen. Es ist wohl eine ergötzliche und liebliche Kunst, so mit dem Saitenspiel Ohr und Herz zu erfreuen, finde ich doch selbst

Gefallen daran, und mag es gar leiden, daß Euer junger Herr der Kunst Meister wird, aber seht, der Junker wird zu weibisch bei Euch, Frau Bertha! — Will er seinem Namen Ehre machen, reicht er nicht aus mit dem Sing und Sang; er muß hinaus in die Welt, unter Männern ein Mann werden, und im rechten Ernst das Waffenspiel erlernen. Da wäre denn mein Rath, ihn irgend einem rechtlichen und tapfern Herrn zur Zucht anzuvertrauen, und so es Euch nicht entgegen wäre, wollt ich wohl selbst in ein Paar Tagen gegen Waldenburg reiten, mit dem Grafen von Hohenloh deßhalb Zwiesprach zu halten, und will er den Junker zum Edelknaben annehmen, so geleite ich ihn, so es euch lieb ist, selbst dahin. Ja, ich kann Euch nicht helfen, Frau Bertha," fuhr der Schenke fort, als, statt der Antwort, die Wittwe schmerzlich zu weinen anfing, „Ihr nehmt es Euch jetzt gar leid, werdet mirs aber einst danken; ich meyn' es gut mit Euch, wenn ich gleich mit rauher Hand Euer weiches Herz verwunde. Besinnt Euch darüber: — Könnt mir wohl in ein paar Tagen erst Eure Meinung sagen, wenn Ihr wollt."

Damit stund er auf, um wegzugehen, aber Frau Veldnerin hatte sich gefaßt und sagte, indem sie ihre Thränen trocknete: „Ich kenne Eure Fürsorge und Huld, Herr Schenke! und ich bin Euch höchlich zum Danke verpflichtet darob, aber möget es mir einsamer Wittwe jedoch nicht verargen, wenn ich den einzigen Sohn mit Schmerzen hinziehen sehe, obwohl zu seinem Nutzen und Frommen. Meyn' ich doch, all meine Freude und

Friede ziehe mit ihm hinaus aus meinem Schlößlein. Doch stelle ich Alles Eurem weisen Rath und Willen anheim. Waltet nach Eurem Gefallen, wie es Euch gut und recht dünkt. Gott und seine Heiligen werden mit ihm seyn!" „Nun ja, so ist's klug," entgegnete zufrieden der Schenke. „Waldenburg ist ja nicht fern von Euch und Edelbert mag Euch wohl des Jahres ein paar mal heimsuchen." Er rief hierauf dem Jüngling und machte ihm seinen Willen kund, den dieser mit freudigem Beifall vernahm.

Der Graf von Hohenloh, dem der Schenke von Limpurg, seinem Versprechen zu Folge, die Wünsche der Frau Veldner in Einklang mit seinem eigenen kündete, war willig und bereit, sie zu gewähren, und nach wenigen Wochen zog Edelbert Veldner an der Seite des Schenken als Edelknabe auf Waldenburg ein.

Eine neue Welt erschloß sich hier seinem Auge; Manches sprach ihn wundersam, Manches erfreulich in des Grafen großem Haushalt an, aber schwer gewöhnte er sich an den rauhen, derben Ton der zahlreichen Dienerschaft. Wohl fügt ein ernster, fester Wille sich überall der Nothwendigkeit eisernem Gebot. So auch Edelbert. Er gewöhnte sich allmählig an die neue Weise. Der Graf gewann den bescheidenen, fügsamen Jüngling lieb, und auch er hing mit ehrfurchtsvoller Liebe und Treue an seinem Herrn und Besitzer. — So waren vier Jahre und etwas darüber hingeeilt, und Freudenthränen aus den Augen der treuen Mutter begrüßten den Jüngling, so oft er auf der Geyersburg einsprach.

Wohl dankte sie es jetzt dem Freunde, daß er einst mit rauher Hand in ihre schönsten Freuden gegriffen und den einzigen Liebling aus ihren Armen hinaus in's Leben geführt hatte. Gereifter an Geist und Körper stand er jetzt in hoher Anmuth und edler Haltung vor ihr, und die Saat des weisen Johannes hatte sich zu kräftiger Blüthe entfaltet. Seine stille Jugend, fester Muth, Bescheidenheit und Treue hatten ihm das besondere Vertrauen seines Herrn erworben, weßhalb er ihn nicht nur jedesmal als Leibknappe begleiten mußte, sondern auch oft in besonders wichtigen oder geheimen Geschäften von ihm verschickt wurde. Klugheit leitete dabei immer seine Schritte, er beschickte verschwiegen und sorgsam das ihm Aufgetragene und gewann sich mit jedem Tage mehr das Vertrauen des Grafen von Hohenloh, seines Herrn. — Einst, an einem trüben Novembertage, kehrte er im Geleite eines Knechts von einer kleinen Reise zurück. Schon fieng es allmählig an zu dunkeln, als ihm das Brausen eines Pferdes, so wie Hufschläge das Nahen mehrerer Reiter verrieth. Doch ehe sich der Gestalten Umrisse aus dem Nebel entwickelten, vernahm Edelbert die Worte, rauh und unwillig gesprochen: „Schweigt einmal mit euren unnützen Klagen. Ist es doch Eure und Eures Vaters Schuld! — Warum habt Ihr — — —." Der Sprechende schwieg, wie er die Entgegenkommenden bemerkte, und diese sahen acht bis neun Pferde vorüberziehen, ohne erspähen zu können, wer sie leite; aber in Edelbert erregte die Stimme, die so rauh und ver-

weisend gesprochen, eine widrige Erinnerung. Schon einmal hatten diese Töne ihn unsanft berührt. Sie riefen etwas längst Verklungenes wieder ins Leben zurück, ohne daß er mit sich in's Klare kam, was es seyn möchte, was wie eine halb verwischte Schrift ernst und bedeutungsvoll in seiner Seele lag. Sinnend ritt er vorwärts, bog bei Dullau rechts ab nach der Stadt Hall, von wo er beschlossen hatte, noch zur trauten Mutter zu gelangen, und unter ihrem schirmenden Dache heimathlich zu übernachten. Schon war, als er die Stadt erreichte, die Nacht herabgesunken. Er hielt an einer Herberge, sich das verspätete Vesperbrod reichen zu lassen, trat in die Schenke, und hatte eben sich behaglich am warmen Ofen gesetzt, als ein starkes, ungestümmes Klopfen an den niedrigen verschlossenen Fensterladen seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Bote, der nach dem jungen Herrn Kurt von Steinwang, oder vielmehr seiner Wohnung fragte und mit wenigen grauenhaften Worten erzählte, daß diesen Nachmittag der Pfarrherr von Mainhardt mit seinem Meßner und einem Sakristan heimkehrte von einem Kranken, dem er am Morgen die Himmelsspeise im heil. Sterb-Sacrament gereicht und auf dem Wege im Wald unter mehreren erschlagenen Knechten einen ritterlichen Herrn in seinem Blute liegend gefunden habe. Der schnell nach Mainhardt um Hilfe geschickte Meßner kehrte bald nach der Schreckensstätte zurück. Der Pfarrherr hatte unterdessen mit Sorgfalt die Gefallenen untersucht, nur noch in einem der Knechte

glimmte matt ein Funke des Lebens. Der Ritter hatte aus vielen Wunden seinen Lebensquell verströmt, und sein ehrwürdiges Greisenhaupt im Tode geneigt. Man brachte sie alle gen Mainhardt, wo nach einigen Stunden der Knecht sich so weit erholte, um zu sagen: daß der erschlagene Ritter Herr Raimund von Steinwang sey, der seine Tochter Emma nach Kloster Lichtenstern geleiten wollte, und bat, einen Boten seinem jungen Herrn zu senden, damit er schleunig der Räuber Spur verfolge und das Fräulein rette. Edelbert eilte selbst mit dem Boten fort zu Herrn Kurt, den er in einer großen Bestürzung fand. Eben war seines Vaters Pferd schnaubend und blutbefleckt mit zwei andern ledigen Rossen heimgekommen, und hatte Jammer und Schrecken verbreitet. — Schon waren Pferde gesattelt und Herr Kurt im Begriff aufzusitzen, als Edelbert mit dem Boten eintrat, um ihm das Schrecklichste zu verkünden. Schmerz und Wuth zerrissen mit wilder Gewalt des jungen Mannes Brust. Er sandte die gräßlichsten Schwüre hinauf in den trüben Nachthimmel, nicht zu rasten, bis er des Vaters edles Blut an dem Thäter gerächt und die Schwester gerettet habe. Mit Mühe konnte Edelbert dem von Schmerz Zerrütteten eine Antwort auf die Frage abgewinnen, ob er auf irgend Jemand seinen Verdacht zu leiten Ursache habe? Und als ihm dieser Giselbert von Buchhorn nannte, dem seine Schwester ihre Hand versagt, und seinen Nachstellungen zu entgehen, sich unter den Schutz der Frau Aebtissin Kunigunde, Gräfin von Limpurg,

im Kloster Lichtenstern stellen wollte, da zuckte es ihm wie ein Strahl vom Himmel durch die Seele. Der Ton der heute im Vorüberziehen der Reiter vernommenen Rede hatte schon einmal ihn unsanft berührt, als bei dem Feste auf Limpurg Buchhorn ihm höhnend begegnete, und klar wie der Tag war ihm die Gewißheit, daß Buchhorn der Ehrlose mit seinem Raube an ihm vorbei auf seine Veste gezogen sey. Er eilte nach Hall zurück, bestieg sein Pferd, um auf der Höhe mit Kurt zusammenzutreffen. Schon harrte Kurt seiner und mit verhängtem Zügel gings fort nach Mainhardt.

Mit heißen Thränen sank dieser an der Leiche seines Vaters nieder. Wenig, sehr wenig war es, was der todtschwache, verwundete Knecht noch berichten konnte. Aus seinen kaum vernehmbaren Worten wurde so viel gewiß: „Als sie eine Strecke im Walde geritten waren, sprengte ein Ritter mit geschlossenem Visir nebst acht bis neun Knechten auf sie zu, ergriff des Fräuleins Pferd beim Zügel und jagte mit ihr dem Dickicht zu, wohin einer ihrer Geleitsknechte nachjagte. Sein Herr, von der überlegenen Zahl angefallen, habe sich vertheidigt; er aber, von einem Kolbenschlag gleich bewußtlos zu Boden gestreckt, wußte nicht weiter, wie alles geendet, erfuhr erst bei seinem Erwachen aus der tödtlichen Ohnmacht seines Herrn schmähliches Ende, und entschlief nun nach wenigen Stunden zum ewigen Frieden.

Ueber der Leiche des Ritters gelobte Edelbert seinem Sohne treuen Beistand, in dem gewissen Vertrauen, daß Graf Hohenloh ihm mit einem Häuflein tapferer

Männer zuzueilen nicht versagen werde. — Sobald die Todten der Erde übergeben waren, kehrte Kurt von Steinwang zurück, und bot seine Freunde und Waffengenossen auf, mit ihm dem Räuber und Mörder zu Leibe zu gehen. Er forderte, nach Sitte und Brauch, das geraubte Fräulein zurückzugeben, oder gewärtig zu seyn, daß Waffengewalt sie ihm entreiße. Buchhorn aber gab höhnend zur Antwort: „Wenn sie die Hochzeitsfackeln leuchten sehen vom Schlosse, würden sie ihm willkommene Gäste seyn."

Fünfzehn reisige Knechte vertraute der Graf Hohenloh Edelberts Führung. Den nächsten Morgen sollte der Zug nach Buchhorn unternommen werden, und tief in der Nacht saßen die Herren noch beim Becher, ihre Plane besprechend, als ein wildes Geschrei: „die Veste Buchhorn stehe in Flammen," sie aufschreckte. In fliegender Hast enteilten Kurt mit Edelbert und den Reisigen dahin. Wie leicht konnte Emma, vielleicht eingekerkert, im Schrecken vergessen, ein Raub der Flammen werden! Wie leicht von einem Räuber zu einem seiner Verbündeten geflüchtet und für sie verloren seyn! Ihr zu Hülfe, war jetzt die Losung und wie auf dem Fittig der Windsbraut flogen die Reiter durch die Nacht hin. Schon war ein Theil des Gebäudes eingestürzt. Eifrig suchten die ihm zur Vertheidigung von seinen Bundesgenossen geliehenen Knechte das Uebrige zu retten. Ungehindert drang Kurt mit den Seinen ein, mit lautem Angstruf rannten sie suchend umher, hieher, dorthin, überall in alle Gemächer.

Ihrer Gewalt wichen Schlösser und Riegel, öffneten sich Keller und Gewölbe. Umsonst! nirgends eine Spur von Emma, kein Laut, keine Antwort. Auch der Ritter ließ sich nicht sehen. Der Gedanke, daß er mit dem Fräulein entflohen, um sie anderwärts in Verwahrung zu bringen, machte es nothwendig, Knechte auf alle Wege auszusenden, um die Flüchtlinge einzuholen, falls es ihnen gelungen wäre, zu entkommen.

Trüb und düster dämmerte der Tag herauf. Auch Kurt verließ mit Edelbert die Brandstätte, um in der Gegend nach dem Fräulein und dem Räuber zu spähen, als ein Knecht mit der Kunde auf sie zueilte: das Fräulein sey da, einer von den mit dem seligen Herrn ausgerittenen Knechten habe sie wohlbehalten zurückgebracht.

Seit jenem Tage, als bei dem Feste auf Limpurg dem noch an das Knabenalter gränzenden Jüngling das Herz vor Emmas reinem Himmelsauge in hoher Andacht aufging, hatte er das Mädchen nicht mehr gesehen.

Es war ihm wunderbar wohl und weh zu Muthe, als er jetzt dem Schlößlein nahte, in vollendeter, jugendlicher Schöne, wie die junge, in zarter Farbenpracht aufgeblühte Rose; aber unter heißen Schmerzensthränen trat dem Kommenden die Jungfrau entgegen. Hier hatte sie erst den ganzen Umfang des Unglücks kennen gelernt. In freudiger Eile war sie dem leitenden Knechte aus Buchhorns Raubneste gefolgt, nicht ahnend, welche schwere Schuld er mit ihrer Rettung

zu sühnen wähne. Hier hoffte sie dem Greisenvater in die Arme zu sinken und ihm mit Liebe und kindlicher Pflege die Tage der Angst um sie zu vergüten. Erschüttert von ihrem namenlosen Schmerze bat der Knecht sie um geheimes Gehör, warf mit bittern Reuethränen sich zu ihren Füßen und bekannte, daß er es sey, der sie verrathen und dem Ritter Buchhorn, in dessen geheimem Solde er schon längst stehe, in die Hände gespielt habe. Mehrere Versuche, es zu thun, waren mißlungen, hatten des Vaters Aufmerksamkeit erregt und ihn bewogen, sie nach Lichtenstern zu bringen. Durch den niedrigen Verräther ward dem Ritter der Tag der Reise genannt und das Bubenstück ausgeführt. Mit heiligen Schwüren betheuerte der Verworfene zwar, daß er zur unerläßlichen Bedingung gemacht habe, seines Herrn zu schonen, aber dessen gewaltige Gegenwehr erbitterte seine Gegner so sehr, daß sie, das eigene Leben zu gewinnen, achtlos sich vertheidigten und so sank der Greis, ein Opfer väterlicher Liebe, ins Grab. Dem Fräulein wurde ein Reitermantel umgeworfen, das schöne jungfräuliche Haupt in eine Sturmhaube versteckt. Im sichern Hinterhalte harrten sie, bis die Knechte sich wieder zu ihnen fanden. Ungefährdet erreichten sie Buchhorn, wo der Verräther über das Ende des blutigen Kampfes unterrichtet, gequält von Gewissensangst und Reue, nicht Ruhe noch Rast fand; empört über Verweigerung seines Sündenlohns, beschloß er, durch des Fräuleins Rettung sich an dem Ritter zu rächen. Sorgfältig erspähte er des Fräuleins

Gemach, legte in der Nacht in dessen Nähe in einer Vorrathskammer Feuer an, und als bei seinem Ausbruch Angst und Schrecken jede andere Sorge besiegte, Lärm und Getümmel allgemein wurde, stemmte er sich mit Manneskraft an die Thüre. Willig folgte das Fräulein dem Wohlbekannten auf Nebenwegen zur väterlichen Wohnung, wo Trauer und Wehklagen ihr entgegen tönte. Gerührt von des Knechtes Reue, versprach sie ihm zum Lohne ihrer Rettung die Verzeihung ihres Bruders zu erwirken; er aber, ahnend, daß hier die Gnade der Gerechtigkeit weichen müsse, entfloh, ehe der junge Herr zurückkam, belastet mit der Schwere eines bösen Gewissens, und kehrte nie wieder.

Unruhig schritt Herr Kurt im Gemache auf und ab; aber nur für heute wähnte er den Frevler seiner Rache entgangen. Feierlich erneute er den Schwur, nicht zu rasten, bis er aus seiner Hand den Lohn des Bubenstücks empfangen habe. — Doch der Herr spricht: die Rache ist mein; noch am Abend desselbigen Tages erhielt Kurt die Kunde, daß, nachdem die Flamme bewältigt, man den Ritter Giselbert in dem Gemach, worin das Fräulein verwahrt gewesen, gefunden habe, wahrscheinlich wollte er sie retten und erstickte im Rauche, ehe des Rächers Hand ihn fand.

Noch blickte Emmas blaues Auge so fromm, so rein, wie einst, aber nimmer so unbefangen weilte es auf Edelberts Antlitz, und hohes Glutroth flog, begegneten sich ihre Blicke, über die zarten jungfräulichen Wangen. Wohl verstand Edelbert diese stummen Zei-

chen, aber zu sehr ehrte er des Mädchens stille Trauer um den geliebten Vater, als daß er jetzt es wagen mochte, ihr seine Gefühle zu bekennen. Sinnig und ernst kehrte er wieder heim mit seinem Häuflein, sein gutes Schwert hatte dießmal nicht die Scheide verlassen, und kein Hochgefühl tapferer Waffenthat hob ihm die Brust. Tief verschlossen in verschwiegener Brust, was so schön, so beseligend sie hob, strebte er, sich bald des Ritterthums würdig zu machen. Und als nach Jahresfrist der Graf Hohenloh selbst ihm des Kreuzes Zeichen mit blankem Schwert über die Schulter schrieb, säumte er nicht länger, der ergrauten Mutter die liebliche Tochter zuzuführen.

An der Seite der schönen Emma floß sein Leben im reichen Genusse häuslicher Freuden still und geräuschlos, wie der Fluß unter dem Schlößlein dahin. In kräftigen Sprossen blühte das Geschlecht der Geyer fort, und so lange der Sohn deutsche Treue und Biederkeit mit dem Erbe des Vaters empfing, mit edler Sorge diese wieder in die Herzen seiner Kinder legte, wich das Glück nicht aus dem der Liebe und Gottesfurcht geheiligten Familienkreise; als aber Gier nach fremdem Gut und wilder Rachedurst das Herz des letzten Bewohners der Burg erfüllte, floh die fromme Freude und das stille Glück der Häuslichkeit aus der Veste, bis sie bei einem nächtlichen Ueberfall in Brand gesteckt wurde und der Burgherr im Kampfe mit den ihm Nachsetzenden sein Leben verlor, worüber wir nachfolgend das Nähere erfahren.

Die warnende Ahnfrau der Geyersburg.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als schon die meisten Adelsgeschlechter des Kochergaues ihre Burgen verlassen und sich in der bei ihren reichen Salzquellen herrlich aufblühenden Reichsstadt Hall eingebürgert hatten, hauste Kunz Veldner, genannt der Geyer, ein wilder Rittersmann und einem der mächtigen sogenannten Siebenburgen-Geschlechter angehörend, auf seiner, nur eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, am linken Kocherufer sich erhebenden Burg Geyersburg. Er zog es vor, hier oben auf heiterer Höhe seinem eigenen Willen zu leben, als drinnen in der eingeengten Thalstadt im dumpfen Veldner-Thurme, der einstigen Burg seiner Ahnen, oder in einem der ihm erblich zugefallenen fünf Steinenhäuser auf dem Fischmarkte zu wohnen. Das freie Ritterwesen da aussen, die ernste Fehde, die lustige Jagd, das fröhliche Zusammensein mit Nachbarn beim traulichen Humpen und — wann er Abends von dem Treiben des Tages heimkehrte — die frohen Stunden im Kreise seiner lieben Hausfrau und seiner Kinder, waren ihm weit anziehender, als der Aufenthalt in der durch Uneinigkeiten in feindliche Parteien gespaltenen, wildaufgeregten Stadt. Frau Agnes, Kunzens Gemahlin, stand mit emsiger Thätigkeit ihrem Hauswesen selber vor, unterrichtete das weibliche Hausgesinde im Spinnen und Wollewеben, und leitete mit kluger Ein-

ſicht die Geſchäfte der nicht unbeträchtlichen Maierei in der freundlichen Lindenau hinter der Burg, welche den Bewohnern den nöthigen Unterhalt lieferte. Sie und ihre beiden Kinder, Fräulein Adelheid, eine kräftig heranblühende Jungfrau und ganz das ſchöne Ebenbild ihrer Mutter, und Junker Dietrich, ein wilder Knabe, lebten während der häufigen Abweſenheit Kunzens unter dem Schutze des ergrauten Ritters Hans Veldner, ihres Schwieger- und Großvaters, des älteſten Rathsherrn von Hall, der den Reſt ſeiner Tage auf der Geyersburg, im Kreiſe der Seinigen, zu verleben beſchloſſen hatte; allein anders war es im Rathe des Höchſten beſchloſſen.

Es war an einem ſchönen Sommerabende des Jahres 1432 — Ritter Kunz war ſchon vor einigen Tagen mit einem Häuflein Reiſiger zu einer Vehde gegen den Ritter von Bebenburg, die dieſer mit dem Abt von Comberg hatte, ausgeritten — da ſaßen auf der Geyersburg der alte Hans Veldner, Walther Senft von Sulbürg und Hans von Stetten beim traulichen Becher beiſammen und unterhielten ſich in ernſten und ſcherzhaften Geſprächen mit einander. Die Weltbegebenheiten lieferten zwar Stoff genug zu ernſter Unterhaltung, aber aus Rückſicht für die ängſtliche Frau Agnes, die ſich mit dem Spinnrocken zu den Herren hingeſetzt hatte und nebſt Adelheid für deren mangelloſe Bewirthung beſorgt war, wurde das Geſpräch immer wieder auf ſcherzhafte Gegenſtände gewendet. Frau Agnes äußerte jedesmal die innigſte Freude, wenn

der ergraute, lebensmüde Schwäher, von den Uebrigen zum Frohsinne gestimmt, zuweilen den Schleier lüftete, der seine vorübergegangene Lebenszeit von der düstern Gegenwart trennte und aus dem mannigfaltigen Vorrathe seiner Erlebnisse einige der launigsten Scenen aushob und sie mit dem Feuer eines Jünglings der Gesellschaft preis gab. Eben hatte der Alte wieder so ein lustiges Mährchen aus der Vorzeit geendet und die Andern ihm lachend den Dank zugetrunken, als ein Nothzeichen des Thurmwächters plötzlich die Aufmerksamkeit Aller erregte. Sie sprangen hastig an das Fenster, von dem sich eine weite Aussicht in das schöne Kocherthal darbot. „Was gibts?" riefen Veldner und Ritter Senft zugleich in den Burghof hinaus, wo sie den alten Knappen Kurt eben im Zwiegespräche mit dem Thurmwart begriffen sahen. — „Von der Lugebene sprangen zwei Ritter gegen die Fährte des Kochers herunter; drei andere traben eilends jenseits auf der Straße gen Münkheim." — „Habt ihr das Feldzeichen wahrgenommen?" — „Es scheint uns die Farbe der Münkheimer zu seyn; — jetzt geht's durch den Kocher, der Eine eilt voraus — hu! wie das jagt." Da glaubte Ritter Senft vom Fenster aus auch noch wahrzunehmen, daß der Zurückbleibende den Rappen Egmunds von Münkheim unter sich habe; bald aber erkannte er Egmunden selbst, der über die Lindenau gegen die Burg heraufjagte. Alle waren jetzt von dem Gedanken ergriffen, es müsse dem Ritter Kunz ein großes Unglück zugestoßen sein, weil er nicht

mit seinem Lieblinge Egmund, mit dem er doch zugleich ausgeritten war, auch wieder zurückkehrte. Aber keiner der Männer wagte sich auszusprechen, und die ängstliche Agnes sank, ihrer Sinne nicht mehr mächtig und mit dem Ausrufe: „o Gott, mein Gemahl ist erschlagen!" auf den Stuhl zurück. „Tröstet euch, liebe Mutter" — rief die hilfreich herbeigeeilte Adelheid — „glaubt nur so Etwas nicht; solch ein großes Unglück würde unsere fromme Ahnfrau Bertha, die Erbauerin dieser Burg, die ja um ihrer vielen guten Werke willen vom Himmel die Gnade erlangt hat, die ihren Nachkommen drohenden Unglücksfälle jedesmal durch sichtbare Warnungszeichen anzudeuten, nicht unvorbereitet über uns ergehen lassen."

Diesen Trostworten der sanften Jungfrau nickten die Männer freudigen Beifall zu, und gerade wollte Hans Veldner sie ausführlicher bestätigen, als Kurt einen Knappen zur Thüre hereinschob, dessen heitere Miene keinen Trauerboten ankündigte. Er wandte sich gegen Frau Agnes, und meldete in bescheidenem Tone, daß Herr Egmund von Münkheim unter Entbietung seines freundlichen Grußes, um die Erlaubniß bäte, aufwarten zu dürfen. Er wurde willkommen geheißen, und kaum hatte der freundliche Knappe einige Fragen beantwortet, so verkündigte ein Hufschlag auf der Zugbrücke und Lärm im Burghofe des Ritters Ankunft. Ehe noch der alte Veldner die Wendeltreppe erreichte, um den Ankommenden zu bewillkommen, kam ihm schon Egmund oben entgegen und trat, Jeden freund-

lich grüßend und Frau Agnesen und Adelheid nach Ritterſitte die Hand drückend, in das Gemach. Alle blickten mit geſpannter Erwartung auf den jungen Ritter, um aus ſeinem Munde die Beſtätigung oder Richtigkeit ihrer ſchrecklichen Ahnung zu vernehmen. Aber indem er das ſammetne, mit ſchwarzen Büſchen verzierte Barret abnahm, öffnete ſich ſein kurzer Mantel, und Agnes und Adelheid gewahrten ſogleich mit Schrecken, daß er den linken Arm mit ſtarkem Verband in der Feldbinde trug. „Edle Frau" — ſprach Egmund lächelnd — „erſchreckt nicht ob der geringen Verwundung, die ich als Denkmal der Freundſchaft höchlich achte; betrachtet ſie vielmehr als eine Euch günſtige Schickung, denn ohne ſie möchte vielleicht Euerem Hauſe Leid erwachſen und ich jetzt nicht ſo glücklich ſeyn, Euch die tröſtliche Kunde von der heute noch erfolgenden Rückkehr Eures Gemahls zu überbringen." — „Um aller Heiligen willen" — rief Agnes voll Angſt — „eröffnet mir doch ohne Rückhalt, Herr Egmund, was deuten Euere Worte? warum kehrt mein Gemahl nicht mit Euch zurück? ſicherlich iſt ihm ein großes Unglück zugeſtoßen." — „Ihr wißt, edle Frau" — erwiederte Egmund — „daß Ritter Kunz immer nur in den vorderſten Reihen zu reiten pflegt und beim erſten Anrennen ſein Weſen dem Feinde kühn beurkundet: ſo geſchah es auch bei der dießmaligen Fehde. Der Feind wurde geworfen, aber beim Nacheilen gerieth Euer Gemahl in einen Hinterhalt und holte ſich einige Wunden, die uns Anfangs Sorge

machten, bei näherer Besichtigung jedoch sich nicht als gefährlich zeigten. Burkhard von Eltershofen bot uns bei unserer Rückkehr gestern Nachtherberge an und ließ nicht zu, daß Kunz heute früh mit uns fortreite, sondern begehrte, er solle noch der Ruhe pflegen. Conrad von Gailenkirchen wird ihn heute noch hieher geleiten. Euer Gemahl ersuchte mich, meinen Heimritt über die Geyersburg zu machen und Euch Kunde von ihm zu bringen, und ich gebe Euch mit meinem Ritterwort die Versicherung, daß er außer Gefahr ist. Unter Eurer sorglichen Pflege wird er binnen kurzer Zeit wieder vollständig genesen." — „Herzlichen Dank für diese Versicherung, Herr Egmund" — sagte Veldner, ihm die Hand drückend — „laßt es Euch nun gefallen, bei uns niederzusitzen und einen Labetrunk anzunehmen. Adelheid! — seht doch, wie das Mägdlein so verschüchtert dasteht — eile, und kredenze dem Ritter den Willkomm!" Mit einem theilnehmenden Seitenblicke auf den verwundeten Ritter holte Adelheid einen silbernen Pokal aus dem Kasten, füllte ihn mit einem alten, köstlichen Sorgenbrecher und sagte, indem sie ihn Egmunden darbot, mit schüchterner Stimme: „Herr Ritter, ich bringe Euch den freundschaftlichen Willkomm, und Gott schenke Euch zu unserem Troste und unserer Freude recht baldige Gesundheit!" — „Ich danke Euch, edles Fräulein, für Euern freundlichen Wunsch, der nur deßhalb bald in Erfüllung gehen möge, damit ich fortan mich ganz Euern Diensten zu widmen in den Stand gesetzt werde" — entgegnete

Egmund, indem er mit feurigen Blicken den Pokal aus den zitternden Händen der holden Jungfrau empfing: — „Edle Frau, auf die glückliche Rückkehr Eures Gemahls! Auf Euer Wohl, ihr lieben Herren und Freunde!" Alle riefen ihm Dank zu, und Veldner bat ihn jetzt um einen kurzen Bericht über den Hergang des Streites.

Eben wollte Egmund von Münkheim seine Erzählung beginnen, als vom Thurme herab der Ruf des Wächters ertönte: „Sie kommen, sie kommen!" und das auf der Mauerbrüstung lauernde Burggesinde ein lautes Freudengeschrei erhob. Denn hinter der Burgebene wurden flatternde Fähnlein und schimmernde Lanzenspitzen sichtbar; allmählig zeigten sich die Reiter und Rosse des Vorderzuges auf der Höhe; die Knappen schwenkten ihre Pickelhauben und blanken Schwerdter über den Köpfen, freundlich gegen die Burg hinauf grüßend, und schlugen sie an einander, daß es weithin über das Thal klirrend scholl. Das frohe Getümmel hatte die Tafelrunde rasch in die Fenster gezogen und Agnes starrte voll Freude und Bangigkeit, voll Hoffnung und Angst, dem langsam von der Höhe herabwallenden Zuge entgegen. Aber als sie zwischen den Reitern und Fußknechten einen bedeckten Wagen gewahrte, da durchbebten sie Schauer und Schrecken und eine Thränenfluth entstürzte den zitternden Wimpern des jammernden Weibes. „Tröstet Euch doch, Frau Tochter!" — rief Veldner, von Mitleid ergriffen — „schauet nur hinüber, sie ziehen ja nicht mit gesenkten

Waffen noch verhüllten Fähnlein und Büschen daher, seht nur, der Wind spielt freundlich mit den freien Fähnlein, hoch wallen die Helmbüsche und strack erheben sich die flimmernden Spitzen der Lanzen in die Lüfte; wahrlich, Alles keine Zeichen der Trauer. Aber — fügte er wohlbedächtig hinzu — laßt uns nun über den Empfang übereinkommen, mich dünkt, nach Herrn Egmunds Bericht vertrage sich ein lärmender Willkomm nicht mit Kunzens Kopfwunden, deßhalb" — „wollen wir uns stracks aus dem Staub machen" — nahm Walther Senft die Rede auf — „wir könnten uns doch nicht enthalten, ihm Rede abzugewinnen und lästig zu fallen." Schnell nahmen die Freunde Abschied, eilten hinab, schwangen sich auf die Rosse und trabten über die Lindenau den steinigen Weg am Kocher hinab gegen Obermünkheim.

Indessen der Wagen mit dem Geleite gemächlich und in aller Stille herauf zog, sprengte Konrad von Gailenkirchen voraus und gerade über die Zugbrücke, als die weinende Agnes mit Adelheid aus dem Thurme trat, um den Zug im Burghof zu empfangen. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung fragte die immer noch in Angst schwebende Agnes, sowie Adelheid und der alte Veldner den Angekommenen sogleich nach Kunzens Befinden und erhielten die beruhigendste Auskunft darüber. Als aber der von Gailenkirchen den nähern Hergang der Sache erzählte und von dem Verluste der Hand sprach, den Ritter Egmund bei Kunzens Rettung erlitten hatte, da erschracken Agnes und Adelheid auf

das Heftigste und „es ist nicht möglich!" — stotterte letztere erblassend — „er saß ja erst noch vor wenigen Augenblicken bei uns, sprach nur von einer leichten Verwundung und verrieth nicht den geringsten Schmerz. Nein, es ist nicht möglich!" — „In Eurer Gegenwart, schönes Mühmchen" — versicherte Konrad lächelnd — „wird Ritter Egmund freilich nicht über Schmerzen klagen, sie kämen denn von innen; indeß kann ich Euch selbst keinen Eid dafür schwören, daß dem wirklich so sey, wie ich gesagt habe; es ging nur so ein Gerede herum, als ihm die Wunden ausgewaschen wurden. Indeß laßt uns das Wichtigere nicht vergessen. Euch, Frau Agnes, wollt ich zuvörderst bitten, bei der Ankunft Eures Gemahls keine unnöthigen Klagen laut werden zu lassen; es ist ja keine Gefahr vorhanden, darum wäre das Beste, Ihr begebet Euch hinauf, bis wir ihn in sein Gemach gebracht und für die Pflege seiner Wunden das Nöthige besorgt haben." — „Ihr habt Recht, Ritter Konrad" — fiel der alte Veldner ein; — „kommt Weiber, geleitet mich hinauf. Seht, schon beugt dorten der Zug um die Ecke des Waldes heranwärts. In der Trinkstube, Herr Vetter, sehen wir Euch und Euere Gesellen wieder!" — „Wie Ihr es für gut findet, meine Herren" — seufzte Agnes, warf noch einen traurigen Blick durch das Thor und ging mit Hans und Adelheid hinein. Jetzt rollte hohl und langsam der Wagen über die Zugbrücke.

Geraume Zeit war seit diesen Vorfällen verflossen, die Verwundeten waren durch sorgsame Pflege wieder

völlig genesen und Adelheid, die sich dem tapfern Egmund von Münkheim ob seiner bewährten Verdienste um den Vater, und wegen seiner Beharrlichkeit in der Minne höchlich verpflichtet fühlte, hatte diese doppelte Schuld getreulich mit ihrer Hand abgetragen und war ihm, als seine liebe Hausfrau, hinunter in das reizend gelegene Wasserschloß nach Münkheim gefolgt, wo sie an seiner Seite, ungefährdet von den Stürmen umher, schon mehrere Monden im wonnigen Lenze des ehelichen Glückes lebte. Mutter Agnes aber theilte ihre Zeit zwischen den Pflichten auf der Geyersburg und den erholenden Besuchen bei Adelheid, und nicht selten lustwandelte auch der alte Veldner an ihrer Seite hinunter zu den glücklichen Enkeln, verweilte dort den Tag über und kehrte vergnügten Geistes Abends wieder zurück.

So schlich Allen der Winter und ein Theil des Frühjahres 1433 wie ein lieblicher Traum schnell dahin, als an einem trüben, stürmischen Apriltag Ritter Kunz hinabritt, um seinen Schwiegersohn Egmund zu einer Gasterei auf die Burg Conrads von Enslingen abzuholen. Auch den alten Hans Veldner auf der Geyersburg hatten mehrere Freunde an diesem Abend heimgesucht, und sie saßen nach gewohnter Weise in traulicher Auswechselung der neuesten Zeitereignisse beim labenden Becher. Hans von Stetten, der alte treue Freund, und Frau Agnesens nächster Verwandter, ein Herr des Rathes der Stadt Hall und seiner reichen Erfahrungen wegen schon mehrmals in wichti-

gen Angelegenheiten an das Hoflager des Kaisers Sigismund abgeordnet, unterhielt die aufmerksamen Zuhörer über die bedeutendsten Vorfälle in der Stadt, endete aber unter bedenklichem Kopfschütteln damit, daß er in dem Verkehre der Gegenpartei und ihrem öftern heimlichen Zusammentreten, sowie aus noch verschiedenen anderen Andeutungen irgend einen neuen böslichen Anschlag muthmaße. Doch ließ er sich nicht weiter heraus, um der ängstlichen Frau Muhme Agnes keine Veranlassung zur Traurigkeit zu geben und leitete die Unterhaltung auf andere Gegenstände über. Erst am späten Abende machten die Freunde Anstalt zum Aufbruche. Draußen aber strömte der Regen in Fluthen herab und der Sturm sauste um die Mauern der Burg; deßhalb bot ihnen die sorgliche Hausfrau gastliche Nachtherberge an, sie aber wendeten es ab, nahmen freundlich dankend Abschied und trabten von dannen. Noch war Ritter Kunz beim Einbruche der Dunkelheit nicht zurückgekehrt, und da Veldner vermuthete, er möchte, wie er öfter that, bei seinen Kindern in Münkheim übernachten, befahl er die Zugbrücke aufzuziehen und die gewöhnlichen Sicherheitsvorkehrungen zu beobachten. Indessen wüthete der Sturm immer stärker, die Fenster klirrten von dem anprasselnden Regen, der Wetterhahn knarrte unheimlich vom Thurme herab und das Toben des Kochers und das Ungestümm des Eichwaldes hinter der Burg schreckten Frau Agnes aus ihrem Schlummer empor. Eben verkündeten ferne Glockenschläge die Mitternachtsstunde, als der schauer-

liche Nothruf des Thurmwarts herabtönte. Agnes stürzte mit der Lampe in das Gemach ihres Schwiegervaters, der sich bereits vom Lager erhoben hatte, um Kunde über das schreckliche Getümmel einzuziehen, denn auch vom Burghof herauf schallte das Jammergeschrei des Gesindes, mit dem durchdringlichen Geheul der Hunde. Einen nächtlichen Ueberfall ahnend, den die stürmische Nacht begünstigen konnte, stieß er mit kräftiger Faust den Laden zurück, aber — krampfhaft sich an dem Flügel des geöffneten Fensters erhaltend, starrte er in jählinger, schrecklicher Ueberraschung lautlos hinaus, und Agnes, betäubt von der blendenden Erscheinung, die sich ihren Blicken darbot, sank an seiner Seite mit dem Hilferuf: „Jesus Maria!" besinnungslos zu Boden. Eine Gestalt, wie die der Ahnfrau Bertha, schwebte in hellem Lichtglanze an der Burgmauer vorüber gegen den Eichwald und zerrann dort im bläulichen Schimmer. Lange schon war die Erscheinung verschwunden, als Agnes mit Hilfe Veldners und einer Dienerin sich wieder erholte. Alle Bewohner der Geyersburg versammelten sich um die geliebte Gebieterin und stimmten in ihren Erzählungen überein, daß die Gestalt völlig dem Bilde jener freundlichen Edelfrau, das im Prunkgemache hänge, geglichen, ihre harmvollen Blicke gegen die Stadt gerichtet und, mit den Händen ringend, dahin gedeutet habe. Die unnennbare Furcht der guten Frau wollte in der warnenden Ahnfrau ein ihrem Gemahl drohendes Unglück erkennen und flehte jammernd die Umstehenden um eilige

Hilfe an. Der alte Ritter aber vermuthete einen erneuerten Aufruhr in der Stadt und große Gefahr für seine Freunde, und befahl daher dem Schloßvogt, sogleich zwei Reisige aufsitzen zu lassen, um Kunz und Egmund von der seltsamen Begebenheit auf der Geyersburg schleunig zu benachrichtigen. Auch in Hall wurden am gleichen Tage, bald nach Mitternacht, die Einwohner durch ein reges Leben und Treiben auf den Straßen aus der Ruhe geschreckt. Gewappnete Schaaren durchstreiften die Gassen, forderten einander die Losung ab, ertheilten und erhielten Befehle, berichteten sich gegenseitig über den Erfund ihrer Streife und tobten mitunter in grimmigen Worten gegen den nächtlichen Sturm, der mit Steinen und Ziegelstücken ihre Pickelhauben und Harnische gar unsanft begrüßte. Die schweren Ketten an den Aus- und Eingängen der Straßen wurden rasselnd aus den Globen gehoben und quer über dieselben ausgespannt, und an alle Wachen der Thore und Ausläsſe ergingen strenge Befehle, Niemanden weder ein- noch auszulassen. Die Bürger wollten in diesen geheimnißvollen nächtlichen Anstalten einen Gottesgerichtskampf auf den grauenden Morgen muthmaßen, denn jedesmal wurden solche Vorsichts- und Sicherheitsvorkehrungen gegen den störenden Zudrang des Volkes getroffen. Einzeln schlichen sich Richter und Räthe, in schwarze Mäntel gehüllt, durch die grause Nacht in das von Söldnern stark umstellte, alte und finstere Rathhaus, aus dem um die dritte Morgenstunde ein Abgeordneter des Raths

mit einem Haufen Gewappneter trat und eilends dem Veldnerthurme in der Schuppach zuschritt, in welchem der erst vor wenigen Stunden von der Geyersburg zurückgekehrte Hans von Stetten mit seinem einzigen Junker wohnte. Nach oft wiederholten starken Schlägen an dem wohlverwahrten starken Thore des Thurmes entriegelte endlich ein Knecht auf Befehl seines Gebieters — welcher, durch den Lärm geweckt, herabgeeilt war und dem Einlaß Begehrenden, der ihm wichtige Nachrichten zu hinterbringen vorgab, an der Stimme und als einen seiner Partei erkannt hatte — die kleine Einlaßpforte. Aber mit diesem drang unaufhaltsam auch die Schaar hinein und umzingelte jählings den alten Ritter. Dem über diesen schmählichen Verrath höchst Ueberraschten eröffnete nun der Abgeordnete in unfreundlichen, kurzen Worten den Befehl, alsogleich vor dem bereits versammelten Gerichte zu erscheinen, um über einen wichtigen Vorfall Rede zu stehen. Nicht achtend der bitteren Schmähreden, Vorwürfe und Einwendungen gegen das gewaltsame Verfahren, beharrte der Verräther mit Ungestümm, auf schleuniger Folgeleistung, wendete des Alten Begehr, seinen Sohn als Begleiter und Beistand mitzunehmen, als nicht zuläßig ab und gab Einigen seines Gefolges den Befehl, den Junker bis zu abgemachter Sache streng zu bewachen und besonders wohl darauf zu sehen, daß weder er, noch einer der Hausgenossen durch den geheimen Ausgang entrinne, der durch das Gewölbe des zunächst mit der Stadtmauer verbundenen

Thurmes hinaus in's Freie führe; denn das alte Geschlecht der Veldner hatte schon in der Vorzeit, nebst mehreren anderen Freiheiten, auch das Vorrecht einer eigenen Oeffnung aus der Stadt erlangt. Hans von Stetten, sich keines Frevels, keiner Schuld bewußt, ergab sich endlich den wiederholten Aufforderungen des Abgeordneten, ließ sich seinen Mantel reichen und — gewarnt, nicht durch Hilferufen den gewissen Tod herbeizuführen — folgte er lautlos seinem Führer nach.

Aus den meisten Häusern schimmerte schwaches Lampenlicht auf die engen Gassen herab und verrieth die Wachsamkeit der Bürger, deren Viele in der Stille sich wappneten, um nöthigenfalls gleich bei der Hand zu seyn. Die Beherzteren schlichen aus ihren Wohnungen, um bei den Herumwandelnden und Nachbarn Kundschaft über die nächtliche Unruhe einzuziehen; aber die Anführer der Schaaren riethen den Neugierigen, sich, nach eines ehrbaren Rathes Willen und Begehr, in ihre Häuser zurückzuziehen und allda ruhig und still des Weiteren zu harren; denn er, der für die Sicherheit und Ruhe seiner lieben Bürger in alle Wege wache und sorge, sey gerade jetzt versammelt, um über ein schweres Verbrechen zu richten und dadurch großes Unheil von der Republik abzuwenden. — —

Mehr als vier Jahrhunderte trennen uns jetzt von dem in jener Nacht über Hans von Stetten hereingebrochenen, furchtbaren Verhängnisse. Das Blutgericht wurde nicht, wie in früheren Zeiten, öffentlich, sondern ganz geheim bei verschlossenen Thüren gehalten, und

es bleibt uns daher auch der Gang dieser Verhandlungen in Dunkel gehüllt. Aber nach der Uebereinstimmung mehrerer bewährter Chroniken wurde Hans von Stetten fälschlich einer hochverrätherischen Handlung bezüchtigt, die aber der Angeklagte als schändliche Verläumdung erklärte und sich erbot, sie vor einem vollen, nicht aber vor einem unvollständigen, einseitigen Gerichte zu widerlegen und seine Unschuld völlig darzuthun; denn das Gericht war nur von seinen Gegnern besetzt und es fehlten fünf der ältesten Richter. Aber, ohne darauf zu achten, wurde die Untersuchung fortgesetzt und ihm mehrere Zeugen seiner verbrecherischen That gegenüber gestellt. Nach kurzer Verhandlung war das Blutgericht beendigt. Hans von Stetten wurde für schuldig erklärt, ihm das Todesurtheil angekündigt, und er alsogleich einer Rotte von Söldnern zur Abführung und Vollstreckung desselben übergeben. Unter fortwährender Betheuerung seiner Unschuld trat der, durch sein Mißgeschick gänzlich entmuthigte, zitternde Greis aus der Rathsstube. Noch konnte er nicht an die Möglichkeit eines so unerhört grausamen Verfahrens glauben, sondern hielt es für eine schreckende Prüfung der Todesangst, und darum bat er im Herabschreiten flehentlich, seinen Sohn oder Einen seines Geschlechtes zu beschicken, um unter deren Beistand noch einmal Rede zu stehen. Sie aber schleppten ihn befohlenermaßen eilend und schweigend in gepreßter Mitte hinab vor das Rathhaus in einen dichten Kreis von Speeren, allwo sie ihn dem Nach-

richter überantworteten, und mit dem grauenden Morgen fiel das greise Haupt des edeln Mannes als Opfer eines rachesüchtigen Weibes, der Städtemeisterin Gutta Heimberger. Dieses Weib verfolgte den von Stetten schon seit lange, wegen verschiedener Ursachen, mit unversöhnlichem Hasse. Ein zufälliger Vorfall in der Sanct Jakobskirche gab ihr endlich willkommenen Anlaß, ihre Rache zu befriedigen. Eines Sonntags, als die Städtemeisterin gerade zum Tische des Herrn gehen wollte, hatte der von Stetten das Mißgeschick, ihr auf den Mantel zu treten und darüber zu stolpern. Um nun nicht zu fallen, haschte er nach der Schnur einer über ihr hängenden Lampe und verursachte dadurch, daß sich das Oel über den kostbaren Schleier der Frau Städtemeisterin ausschüttete. In höchster Entrüstung und mit racheerfülltem Herzen enteilte sie der heiligen Stätte und setzte in aller Eile die Triebräder ihres höllischen Machwerkes in Bewegung. Haus von Stetten wurde auf ihre alleinige Veranlassung eines todeswürdigen Verbrechens schimpflich angeklagt, und ein Zusammenwirken für ihn mißlicher Umstände vermochte den größten Theil der Richter, ihn in Folge der raschen Untersuchung für schuldig zu erkennen.

Der Blutakt war vollbracht, und wegen der schnellen nächtlichen Vollziehung ohne Störung der Gegenpartei vorbeigegangen. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne wurden die Thore der Vorstädte geöffnet und die Wachen von den Thürmen- und Mauerumgängen,

mit Ausnahme weniger Posten, in die noch verschlossen gehaltene innere Stadt zurückgezogen, um sie als nöthige Verstärkung gegen die möglicherweise jetzt erst ausbrechenden Unruhen verwenden zu können. Nachdem die barschen Feuerbüchsen- und Armbrust-Schützen abgezogen waren, wagten sich die Bewohner der Gelbinger Vorstadt allmälig aus ihren Häusern, um sich unter einander über die Veranlassung des nächtlichen Tumults zu befragen, und als sie so längs der Gasse hinauf, in neugierige Häuflein zusammengedrängt, sich ihre Muthmaßungen mittheilten, da sprengten von der Münkheimer Straße herauf durchs äußerste Thor sechs Ritter auf brausenden Hengsten, gefolgt von Knappen und Knechten, und bahnten sich kühn ihren Weg durch die Volksmenge. Den raschen Lauf ihrer Rosse endlich hemmend, mühten sie sich im Hinreiten hie und dort, Aufschluß über das seltsame Regen und Treiben einzuziehen, doch die selbst unkundigen Bürger vermochten den eifrig Nachforschenden keine Auskunft zu geben. Aber bei der St. Josen-Kapelle schmetterten jetzt plötzlich Trompeten, und ein Herold auf stattlichem Rosse hielt inmitten eines Volkshaufens, dem eben die Ritter sich naheten, und verkündigte der aufmerksam horchenden Menge mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Daß ein edler Rath des h. römischen Reichs freier Stadt Hall, stets wachsam für das Wohl seiner guten und getreuen Bürger und Insaßen, solchen hiemit öffentlich kund und zu wissen thue, wie er sich, obwohl schweren Herzens, gemüßigt gefunden, gegen einen

Hochverräther mit aller Strenge der Gesetze zu verfahren. Hans von Stetten, Mitglied des Raths, habe sich ruchlos unterwunden, seine Burg Sanzenbach, innerhalb der Gränzen des freien Gebietes der Stadt Hall, an eine fremde Herrschaft, nämlich an den Grafen von Wirtemberg, zu verkaufen, und zwar, wider sein Gelübde und Eid, und ohne Vorwissen und Bewilligung eines edlen Raths, und seie deßhalb angeklagt und überwiesen von dem gesammten Gericht einstimmig nach Recht und Gesetz zum Tod verurtheilt und demnach heute, ihme zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum abscheulichen Exempel, durch den Nachrichter vor dem Rathhaus vom Leben zum Tode gebracht worden, und versehe sich ein edler Rath — —"

„Gottes Donner über das giftige Lügengezücht!" — brüllte Ritter Kunz dem Herold, ihn unterbrechend, fürchterlich entgegen — „melde Deinem blutgierigen Rathe, daß ich Kunz Veldner, der Geyer von Geyersburg, ihn der frechesten Lügen bezüchtige, ihm ob seinem schändlichen Verfahren an meinem Ohm hiemit feindlich absage und, wo und wie ich kann, auf allen Wegen zu Schaden sein werde, es sei bei Tag oder Nacht, offen oder heimlich, mit Mord, Brand und Raub" — er konnte nicht enden, denn es erhob sich ein allgemeines Geschrei, als der Herold in höchster Entrüstung sein Gefolge und die Bürger im Namen kaiserlicher Majestät um Hilfe anrief, den zwiefachen Frevler, der es wage, sein geheiligtes Amt anzutasten und einen ehrbaren Rath zu beschimpfen, auf der

Stelle als Aufrührer und Landfriedensbrecher in gefängliche Haft zu bringen. Aber geschützt von den rüstigen Kämpen, die, gleich ihm, mit Blitzesschnelle die Rosse herumgeworfen und in gehöriger Ferne sich gleich vortheilhaft zum Angriff und Vertheidigung aufgestellt hatten, als auch abgeschreckt durch die gebieterische Stimme Egmunds von Münkheim, der die Bürger warnte, sich nicht in diese Irrung zu mischen, die er ohne Schwerdtstreich und Blutvergießen beizulegen gemeint sey, verlief sich das Volk, und der Herold, aller Unterstützung baar, jagte zürnend mit seiner Schaar in die Stadt zurück. Aber auch die Ritter erachteten es für gerathen, sich zurückzuziehen, und es gelang ihnen, den bis zum Wahnsinn aufgereizten Ritter Kunz, der sogleich nachjagen und in der wild gährenden, von fremden Söldnern geschützten Stadt die Fehde eröffnen wollte, zum Abzuge zu bewegen. In Gelbingen hielten sie Rath, und es wurde beschlossen, daß Egmund von Münkheim und Konrad von Gailenkirchen nach Hall zurückkehren, über die an ihrem Verwandten verübte Blutthat Rechenschaft verlangen und sich mit den Vornehmsten ihrer Partei des Weitern berathen sollten. Walther Senft, Heinrich Keck und Volk von Roßdorf aber nahmen den racheschnaubenden Kunz ins Geleite und kehrten mit ihm auf seine Burg zurück.

Bereits war es Abend geworden und noch immer warteten die Bewohner der Geyersburg und die daselbst versammelten Freunde vergebens auf die Entwickelung der schrecklichen Begebenheit. Während Frau

Agnes droben im Frauengemach in den Armen ihrer von Münkheim schleunig herbeigeeilten Tochter Adelheid lag, die sich erfolglos bemühte, der tief erschütterten Mutter tröstenden Balsam in das kummererfüllte Herz zu träufeln, saßen die Ritter unten in der Trinkstube, ihre anfänglich laute, in Aeußerung der verschiedensten Ansichten sich kundgebende Unterhaltung war allmählig einer, nur von kurzen, barschen Worten und Flüchen unterbrochenen Stille gewichen und nur darüber waren Alle einig, daß das dem Hans von Stetten Schuld gegebene Verbrechen eine teuflische, zu seinem Untergange geschmiedete Erfindung sey. In scheinbarer Theilnahmslosigkeit saß Ritter Kunz, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, an der Tafel, und nur ein einzigesmal entfuhr ihm in der Ueberwallung seines Innern eine schreckliche Drohung, die er mit Hinunterstürzen eines vollen Humpen und dessen lautem Niederstoßen auf den Tisch besiegelte. Der alte Hans Veldner dagegen, der in dem schrecklichen Ende seines Freundes deutlich genug eine vorher nicht geahnete Ueberlegenheit seiner Gegner erkannte, die ihre Unthat in gesetzliche Formen einzuhüllen wußten, wogegen sich im jetzigen Augenblicke Nichts unternehmen ließ, sah mit Bangigkeit die unheilvollen Folgen voraus, die diese Begebenheit durch vorschnelle Einmischung und thätliches Verfahren seiner Partei nothwendig bringen mußte. Eben sann er über die wirksamsten Gegenmittel gegen die drohende Gefahr nach, und wie er den starren, unbeugsamen Willen seines Sohnes zu besonnenem

Handeln hinleiten könnte, als der Thurmwart die Ankunft mehrerer Reiter anmeldete, die auch bald darauf in feierlicher Stille in die Burg einzogen. Unter ernster Begrüßung traten Egmund und Conrad von Gailenkirchen mit noch mehreren befreundeten Kämpen in die Stube, und indem ersterer sich gegen Hans Veldner wandte und dessen Hand ergriff, sprach er mit gedämpfter, doch fester Stimme: „Wir kommen oben von seiner Ruhestätte auf St. Jakobs Friedhof; diese Hand, die in der Eurigen ruht, drückte vor wenigen Stunden noch die kalte Rechte des hingemordeten wackern Gesellen, und ich theile Euch mit diesem Drucke sein letztes Lebewohl hienieden mit. Gott tröste seine Seele!“ — „Und verdamme seine Henker!“ — brüllte Kunz, vor Zorn bleich, dagegen. „Fandet Ihr ihn schuldig?“ — fragte nach eingetretener Stille Hans Veldner mit einem schweren Athemzuge, als befürchte er eine Bejahung. „So wenig Ihr ein neugeborenes Kind einer Sünde zeihen möget, so wenig ist Hans von Stetten des Frevels schuldig, wegen dessen er angeklagt und enthauptet wurde,“ — entgegnete bitter Conrad von Gailenkirchen — „unsere strengsten Nachforschungen vermochten nicht, eine Schuld gegen ihn aufzufinden; die Knechte und Leibeigenen der Burg Sanzenbach stehen nach wie vor unverändert in Diensten und Pflichten; ja, selbst mehrere von denen, die zu unsern Gegnern gehören, haben ihre entschiedene Mißbilligung über diese Frevelthat zu erkennen gegeben und die Stimme des Volks hat sich bei der Beerdigung des Gemordeten

laut genug ausgesprochen. Deßwegen sind wir fest entschlossen, durch den gelehrten Licentiaten der Rechte, Herrn Hans Mangolt, eine Klage vor des Kaisers Majestät zu bringen und um unverweilte Untersuchung und strenge Bestrafung zu bitten, und wir hoffen, daß auch Ihr, Herr Veldner, und die übrigen hier anwesenden Ritter und Freunde, Euch zu gemeinschaftlichem Handeln mit uns vereinigen werdet." Unter allgemeinem Beifalle wurde die getroffene Anordnung genehmigt; nur Kunz, dem dieses friedliche und langsame Vorgehen im höchsten Grade mißfiel, beharrte trotzig auf seiner schon ausgesprochenen Erklärung öffentlicher Absagung, und weder die Vorstellungen seines Vaters, noch der Freunde dringende Bitten vermochten seinen Starrsinn zu brechen. Unwillig über den Unbeugsamen, wandten sie sich von ihm ab und überließen es dem erfahrenen Alten, bei günstiger Weile seinen Sohn zu gemäßigteren Gesinnungen hinzuleiten. Aber eben so wenig, wie den Freunden, gelang es dem Vater, den harten Sinn Kunzens zu brechen; in vermessenem Tone und unter den schrecklichsten Betheuerungen schwur dieser, daß er von nun an als abgesagter Feind des Raths von Hall handeln werde, und indem er das Gemach und die Burg verließ und in dem hinter derselben liegenden Fichtenwalde verschwand, entzog er sich allen ferneren Einreden.

Von nun an war der Friede und das häusliche Glück von der Geyersburg entwichen. Kunz, seinem Schwure getreu, suchte und fand leicht Veranlassung,

sich mit den Feinden der Stadt in nah und fern zu verbinden und namentlich den Mitgliedern des Raths allen möglichen Schaden zuzufügen. Nicht das Bitten und Jammern seiner guten Hausfrau Agnes, nicht die Vorstellungen des Vaters und der Freunde fanden in der racheerfüllten Brust des Ritters ferner Gehör. Mord, Brand und Beschädigung des Eigenthums seiner verhaßten Gegner bezeichneten seine Ausritte, auf allen Wegen lagerte er mit seinen Genossen und wußte geraume Zeit den Gegenanstalten der Haller gewandt auszuweichen und dieselben sogar zu ihrem eigenen Nachtheil zu wenden. Höchst entrüstet über das Treiben seines Sohnes, dem er nicht mehr zu steuern im Stande war, hatte sich der alte Veldner in die Stadt zurückgezogen, um nicht in das voraussichtliche Unglück seines Hauses mit hineingestürzt zu werden und zugleich seine Habe für die Enkel zu retten; selbst Frau Agnes gab den Vorstellungen Egmunds und Adelheids endlich nach, und zog zu ihren Kindern in das Wasserschloß Münkheim hinab: denn schon schritt der Rath von Hall mit Einziehung aller dem Geyersburger gehörigen Güter, deren man habhaft werden konnte, voran und hatte bereits einen peinlichen Prozeß bei dem kaiserlichen Hofgerichte zu Rotweil eingeleitet, der nothwendig eine Achtserklärung gegen den Landfriedenbrecher zur Folge haben mußte.

Eines Tages, in derselben Abendstunde, als Kunz und seine wilden Gesellen, mit schwerem Raube gepackt, eben auf die Geyersburg zurückkehrten, ritt auch unter

ſtarkem Geleite ein Bote vom Hofgericht zu Rotweil in die Thore Hall's ein, und überbrachte die Urkunde der Achterklärung gegen Ritter Kunz von der Geyersburg und ſeine Helfershelfer. Auch rückte in derſelben Nacht noch der Waldbot, dem von kaiſerlicher Majeſtät die Aufſicht über die Wegelagerer und die Vollziehung der Acht übertragen war, mit einem Haufen Reiter und Bogenſchützen in die Stadt. Aber faſt um dieſelbe Stunde ſchlich auch ein Kundſchafter zum Weilerthor hinaus und nahm ſeinen Weg längs dem Kocherfluſſe hinab, um in aller Eile Nachricht von dieſen Vorgängen auf die Geyersburg zu bringen. Schon war es beinahe Mitternacht, als er auf dem ſchmalen Fußpfad im Vogelholz an die Stelle gelangte, wo der Fluß in weitem Bogen ſich um den Neuberg herumkrümmt und er die hell erleuchtete, nicht mehr weit entfernte Burg erblickte. Von hier ſetzte er nun ſeinen Weg auf der Steige gegen Sülz hinauf fort, und ſchlich oben auf beſchwerlichem Pfade zwiſchen wildem Geſtrüppe und Steingerölle durch den nur ihm und wenigen Getreuen bekannten, geheimen Einlaß der innern Umfriedung der Burg zu. Hier oben aber herrſchte in dieſen nächtlichen Stunden die gräulichſte Wirthſchaft. Unten im Burghof und in der geräumigen Tenne über dem Gewölbe des Thurms, wo früher Frau Agneſens Häuslichkeit waltete, der aber nun zum Kerker unglücklicher Gefangener umgeſchaffen worden war, lagerte bei Fackelſchein das Burggeſinde mit den

fremden Knappen und Knechten, soffen wacker drauf los und erzählten sich grauenhafte Mähren und vollbrachte Bubenstücke: oben im Prunkgemache aber thaten sich Kunz und seine Gesellen in dem erst heute aufgefangenen alten Rheinweine, der den Herren des Raths zu Hall von Heilbronn herauf zugesendet worden war, so lange gütlich, bis der Geist in den Köpfen der wilden Zecher schrecklich zu spucken begann und feuersprühende Blitze ihren Augen entfuhren. Als sie so in unsinnigem Toben hinschwelgten, einander ihre eigenen vollführten Frevelthaten zubrüllten und dann in muthwilligen Scherzen und Schmähreden auch über die Ahnherrn herfielen, deren Bilder von den Wänden ernst auf dieses ganze Unwesen herabblickten, und als sie eben den Tugenden der frommen Ahnfrau Bertha, unter Beifallnicken des ausgearteten Enkels, mit grimmigem Lachen Hohn zu sprechen wagten, da drang des Wächters brüllender Nothruf in ihre Ohren und bewirkte plötzliche Stille in der Trinkstube und im Burghofe. Alle eilten an die Fenster und gewahrten im vollesten Lichtglanze schwebend (diese plötzliche Erscheinung hatte den Ruf des Wächters veranlaßt) — die Gestalt der beleidigten Ahnfrau Bertha. Nahe dem Fenster, aus welchem Kunz hinausstarrte, schwebte die Warnerin, unverwandt die Blicke auf den gefallenen Nachkommen gerichtet und mit drohenden Fingern gen Himmel deutend, bis sie allmählig den Blicken des Erschrockenen wieder entschwand. Kunz

sank auf den Steinsitz in der Fenstervertiefung nieder, senkte erschüttert das Haupt in beide Hände und harrte, gleich seinen Gesellen, eine Weile unbeweglich und lautlos; endlich richtete er sich empor und rief mit wuthentbrannten Blicken auf die Anwesenden diesen zu: „Wehe über Euch! wehe über mich! mein Stündlein naht! Helfe mir Der, an den sie mich wies!“ — „Wie, Kunz?“ — schrie Konrad von Thalheim — „Ihr wagt es, uns, die wir Euch auf Eueren dringlichen Aufruf gegen die Mörder Hansens von Stetten Hilfe und Beistand geleistet haben, Vorwürfe zu machen? verflucht sey Euere Rede!“ „Das Wehe komme über Dich allein, Undankbarer!“ — stimmte Claus von Buchhorn mit ein, und griff nach Helm und Schwerdt — „verdammt sey Deine Ahnfrau mit sammt ihren Zauberstücklein!“ Schnell erhob sich der ergrimmte Geyer von seinem Sitze, um diese Unbilden auf der Stelle thätlich zu rügen, da trat Konrad von Enslingen beschwichtigend dazwischen mit den Worten: „Haltet ein ihr Freunde und lieben Gesellen! wie mögt Ihr gleich so aufbrausen über ein Wort, das Angst und Gewissen dem Herzen erpreßte? laßt uns einig bleiben, dieß thut uns jetzt vor Allem Noth!“ — Bei der plötzlichen Stille, die diese Rede bewirkt hatte, wurde ein von bekannten Zeichen begleitetes Pochen von dem geheimen Einlasse herauf gehört. Kunz eilte sogleich aus dem Gemache und befahl drohend den Knechten, die sich bei der schrecklichen Erscheinung der Ahnfrau in den Thurm geflüchtet, die Thüre verrammelt

und in der lärmenden Unterhaltung das Pochen nicht gehört hatten, das Pförtchen zu öffnen. Einige der Beherztesten gingen hinaus, dem Befehle zu gehorchen und bald darauf wurde ein Knecht Hans Veldners in das Gemach eingeführt. Stark angegriffen durch seinen schleunigen Marsch von Hall her, sowie durch die überraschende Erscheinung von der Burg herab, die auch er gesehen hatte, sprach er mit ängstlicher Stimme zu Kunz: „Gerne möchte ich Euch, gestrenger Herr, einen freundlichen Gruß bringen, aber da“ — indem er Kunzen ein Brieflein überreichte — „der Inhalt wird Euch belehren, daß Euch von Stund an keine freundliche Begrüßung mehr vergönnt ist.“ Rasch entsiegelte der Ritter das Blatt, das nur die wenigen Worte enthielt: „Kunz, Du bist sammt Deinen Gesellen geächtet, fliehe eilends; nach Mitternacht brechen drei starke Haufen gegen die Geyersburg auf, um Dich zu fangen und das Nest zu zerstören. Es ist das die letzte Bitte Deines Vaters. Der barmherzige Gott geleite Dich.“ — Verzweiflung, Wuth und Gewissensbisse tobten in Kunzens Brust; er ließ den Brief fallen, ballte krampfhaft die Faust und schrie unter gewaltigen Schlägen auf den Tisch, daß die Humpen zusammenklirrten: „Hölle und Verdammniß den Mördern! Fluch über mich! o Vater! o Weib! o Kinder! Gott erbarme sich unser!“ Mit diesen Worten stürzte er ermattet auf den Sitz zurück. Auch Kunzens Unglücksgenossen standen lange, wie vom Donner gerührt, ob der entsetzlichen Nachricht da. Der

Abgesandte ermahnte sie aber, dem Inhalte des Briefes ohne Aufschub nachzukommen, da der Morgen bald anbrechen, mit dem Ave-Marialäuten die Burg unfehlbar umzingelt seyn werde und dann an kein Entkommen mehr zu denken sey. Damit entfernte er sich „weil er" — wie er noch hinzufügte — „keine weitere Gemeinschaft mehr mit Geächteten haben wolle, die dem Menschen nur Fluch und Verderben bringe."

Nachdem die Betroffenen sich von ihrem ersten Schrecken in Etwas erholt hatten, gingen sie mit einander zu Rathe und beschlossen, die Burg anzuzünden und auf verschiedenen Wegen Rettung durch die Flucht zu suchen. Kunz wurde während der Anstalten hiezu von den Furien der Hölle gequält; er war der Letzte, der das Haus seiner Väter, den Aufenthalt seines dereinstigen Glückes, verließ. Noch unter der Thüre wandte er sich um, nahm feuchten Auges Abschied von den erzürnten Ahnen, glaubte in dem lächelnden Antlitze der frommen Bertha die Versicherung der Verzeihung zu lesen, zog dann rasselnd die schwere Thüre hinter sich zu und wankte dem voranleuchtenden Knechte die Treppe hinunter nach. Durch die schauerliche Stille im Burghofe, die nur durch das Wiehern der Rosse und die Befehle der Ritter unterbrochen wurde, tönte von Münkheim herauf das Glöcklein zum Ave-Maria und zu gleicher Zeit schmetterten Trompetenstöße oben von der Waldspitze herein, die sich bald nachher hart vor dem Thore der Burg wiederholten. Eilig hatte der größere Theil der Ritter und

Knechte den Umgang der Mauern erstiegen, um das Begehren der Angekommenen zu vernehmen. Nach dem dritten Zeichen rief ein Herold die Achtserklärung über Kunz Veldner, den Geyer von Geyersburg, und seine Gesellen aus, und als er feierlich mit schrecklichen Worten endete: „Daß diese von Kaiserlicher Majestät und dem Reiche offenbar Geächteten fürbaß mit ihren Leibern für vogelfrei erklärt und ihre Habe und Güter ohne Gnade der Confiscation verfallen seien, und Niemand ihnen Aufenthalt, Atzung, Trunk, Hilfe oder Trost, weder heimlich noch öffentlich angedeihen lassen dürfe, ohne in die nach des Reiches Rechten bestimmten Strafen zu verfallen“ — da verließen die Knechte und das übrige Burggesinde mit Jammergeschrei die Mauern und begehrten mit Ungestüm die Oeffnung des Thors, um in aller Eile von dannen zu ziehen. Alle Versuche der Ritter, sie zu einem gemeinschaftlichen Ausfalle gegen die feindlichen Haufen zu bewegen, waren fruchtlos; die Zugbrücke mußte herabgelassen werden, die Reisigen und Fußknechte stürmten hinaus und verbanden sich theils geradezu mit den feindlichen Haufen, theils suchten sie sich auf Schleichwegen durchzuwinden, oder bis zu abgemachter Sache im Walddickicht zu verbergen. — Die Geächteten, sechs an der Zahl, nebst zwei treugebliebenen Knappen, gelobten sich männlichen Beistand bis in den Tod und trabten dann zwischen dem Wald und Burggarten hin. Schon graute der Morgen, als sie auf einen Haufen Fußknechte stießen; doch diese

wichen ins Dickicht zurück und verkündeten den auf freiem Felde lauernden Reisigen die Flucht der Geächteten. Der Kampf begann, lange hielt das verzweifelte Häuflein der Aechter Stand, Wunden wurden geschlagen und empfangen; bald aber waren die Wenigen von allen Seiten gänzlich umzingelt, wie prasselnder Hagel fielen sausende Schwerdter auf Kunz und seine Unglücksgefährten ein; — noch eine kurze Weile und kein Schwerdt zischte mehr, Todtenstille trat ein, denn Kunz lag sammt seinen Gesellen geschlachtet auf dem Stoppelfelde unweit des Burggartens. Noch viele Jahre nachher bezeichneten einige Steinkreuze die Stätte, wo die Raubritter der Geyersburg getödtet wurden.

Indeß waren die Fußknechte des Waldboten, dem die Vollziehung der kaiserlichen Acht oblag, in die verlassene Burg eingedrungen, schafften alle Habe heraus, befreiten die Gefangenen, und bald sah man aus dem Thurme eine hochlodernde Flamme emporsteigen, der kurz nachher — unter dem Jubelgeschrei des lauernden Volkes, das sich auf dem jenseitigen Bergrücken, wo einst die schöne Burg der reichen Erlacher stand, versammelt hatte — das dumpfe Gekrache des einstürzenden Dachstuhles und der Gemächer folgte.

Nicht lange nach diesen Begebenheiten wurde der alte Hans Veldner zu seinen Vätern versammelt, und mit ihm starb der Name der Veldner und Geyer im Kochergau aus. Junker Dietrich, der, ehe noch sein Vater

dem Mißgeschick verfiel, zu Verwandten nach Franken geschickt wurde, soll sein Geschlecht dort fortgepflanzt haben. Auch Agnes erlag vor der Zeit dem Kummer, und das Geschlecht derer von Münkheim — der Nachkommen Geyers von seiner Tochter Adelheid — erlosch im Jahr 1505 mit Ulrich von Münkheim, dem reichen Ritter und großen Wohlthäter der Armen, der zu Hall bei St. Michael mit Schild und Helm beigesetzt wurde.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

B. P. L. Binder
SEP 30 1912